

*Söhne
des tötenden Vaters*

**DÄMONEN-UND KOPFJÄGERGESCHICHTEN
AUS NEU-GUINEA**

Kaum ein anderes Volk ist so verschieden beurteilt worden wie die Marind-anim auf Süd-Neuguinea. Ihre Kopfjagden haben sie als grausam berüchtigt gemacht, und was sich an ritueller Unzucht und heimtückischen Morden in ihren Kultbünden abspielt, ist kaum sagbar.

Man müßte danach annehmen, daß diese Marind-anim so etwas wie leibhafte Teufel sind. Aber genau das Gegenteil ist der Fall: jeder, der mit ihnen längere Zeit zusammen sein konnte, war von ihrer unbefangenen Art, ihrer lauten und bisweilen etwas zudringlichen Herzlichkeit, ihrer Gutmütigkeit und ihrer Wahrheitsliebe angetan.

Dieser Widerspruch in der Beurteilung löst sich auf, wenn man die »Menschenfresser« nicht an dem abendländischen Moralkodex mißt, sondern sich in ihre Vorstellungswelt und die ganz anderen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen einzuleben vermag. Einer der wenigen Wissenschaftler, denen dies gelang, ist Professor Dr. Hans Nevermann, der nicht nur viele Monate unter ihnen lebte, sondern der sogar von einer Kopfjäger-sippe adoptiert worden ist. Ihm wurde nach und nach alles berichtet, was zu ihrem Überlieferungsschatze gehört oder was davon noch lebendig war.

Da man nach Auffassung der Marind-anim die Kraft der Dämonen, die alle Kulturgüter geschaffen haben und von denen jeder einzelne sich umgeben weiß, von Zeit zu Zeit durch Kultfeiern beleben muß, gehen viele der hier mitgeteilten Dämonengeschichten weit über bloße Erzählungen hinaus: sie

sind magisch wirksame Texte und daher für jeden Außenstehenden geheim. Nur ihre Aufführung mit dem vorgeschriebenen Ritual sichert den Fortbestand der lebensnotwendigen Güter, wie Palme und Sagobaum.

In den Kopfjägergeschichten wird deutlich, daß besonders der Schädel als Sitz geheimnisvoller Kräfte (mana) gilt, die man zum Gedeihen der eigenen Gemeinschaft nötig zu haben meint. Darum bewahrt man die Schädel Verstorbener reich geschmückt auf und führt durch erbeutete Kopftrophäen dem eigenen Dorfe und besonders dem eben geborenen Kinde weitere Lebenskräfte zu. Die Kopfjagd gilt daher als gute Tat, die man der Gemeinschaft schuldig ist.

Von Professor Dr. Hans Nevermann wurden ferner herausgegeben

Der Wasserbüffel. Malaiische Volkslieder (Das Pantun — Das Sjair).

244 Seiten. Hlw. 4.80

Die Reiskugel. Sagen und Göttergeschichten, Märchen, Fabeln und Schwänke aus Vietnam. Mit 7 nach volkskundlichen Motiven geschnittenen Initialen und 2 Gebietskarten.

160 Seiten. Hlw. 3.80

Die Stadt der tausend Drachen. Götter- u. Dämonengeschichten, Sagen und Volkserzählungen aus Kambodscha. Mit 5 nach volkskundlichen Motiven geschnittenen Initialen und 1 Gebietskarte.

184 Seiten. Hlw. 3.80

ERICH RÖTH-VERLAG

SÖHNE DES TÖTENDEN VATERS

»DAS GESICHT DER VÖLKER«

Der melanesische Kulturkreis

Dichtung der Papua

Söhne des tötenden Vaters

DÄMONEN- UND KOPFJÄGERGESCHICHTEN
AUS NEUGUINEA

IM ERICH RÖTH-VERLAG / KASSEL

Buchausstattung von Diether Röth

© 1957 by Erich Röth-Verlag, Eisenach und Kassel

Alle Rechte vorbehalten — Printed in Germany

Aus der Exzelsior-Antiqua gesetzt und gedruckt von den
Graphischen Werkstätten des Erich Röth-Verlages, Eisenach

Auf einer völkerkundlichen Forschungsreise
in Süd-Neuguinea aufgenommen
von Professor Dr. H a n s N e v e r m a n n

»TUAN AHÄ!« SO SPRICHT MAN BEI DEN MARIND-ANIM und ihren Nachbarn auf Niederländisch-Südneuguinea einen Weißen an, den man begrüßen will, und dem man etwas mitteilen möchte.

Die Geschichten, die hier berichtet werden, hört man freilich nicht so ohne weiteres von ihnen, und es bedarf langer Freundschaft, bis man etwas davon vernimmt, denn die Geschichten sind ihnen etwas, das sie mit einer heiligen Scheu zu verbergen suchen. Die Dämonen, von denen darin die Rede ist, spielen im Denken und Fühlen der Marind-anim eine bedeutende Rolle, und nicht ganz mit Unrecht sagt man sich, daß nicht jeder Fremde es wert ist, hinter die Geheimnisse zu kommen, mit denen sich der Kult der Dämonen umgibt. Dazu kommt, daß jeder Marind-anim (die Einzahl lautet anim, die Mehrzahl anim) sich mit einem der Dämonen durch seine Abstammung besonders eng verbunden weiß und deshalb solche Dinge Fremde nichts angehen.

In den Jahren 1933 und 1934 konnte ich auf einer Expedition im Auftrage des Berliner Museums für Völkerkunde das Vertrauen der Marind-anim und ihrer Nachbarstämme gewinnen und nahm ganz an ihrem Leben teil. Nach vier Monaten wurden mir die ersten Dämonengeschichten erzählt, und als ich durch eine Adoption bei einem ihrer Nachbarstämme, den KANUM-IREBE, in die Großfamilie GEMAR aufgenommen worden war, wurde mir nach und nach alles berichtet, was zum Überlieferungsschatze gehörte oder was davon noch lebendig war.

Durch den Baseler Ethnologen Paul Wirz, der im Frühjahr 1955 auf Nordneuguinea starb, sind bereits früher viele Mythen der Marind-anim aufgezeichnet worden. Sie weichen von dem, was ich hörte, in manchen Stücken ab. Zum größten Teile wird das außer

an der Person der Erzähler daran liegen, daß er sein Material meistens bei den östlichen Marind-anim (Gawir) sammelte, ich aber bei den westlichen, den Imas, die sich selbst Ima nennen, und bei Anhängern des Sosom-Kultes im äußersten Osten, zu denen meine Kanum-irebe gehörten. Daher erklären sich auch manche Verschiedenheiten in der Schreibung der Namen von Orten und Personen, die zum Teil auf Unterschieden der Mundart beruhen (zum Beispiel für den Seedämon J o r m a bei Wirz, während ich J o l u m a hörte), aber auch andere, mir unbekanntere Gründe haben können, wie zum Beispiel das Auftauchen des Namens Olé für den Storchdämon, der sonst Ndik-dema oder Wonatai heißt. Einzelne Sagen, wie die vom Sagopalmenbeschützer, kamen erst nach Wirz' Zeit auf, doch hielt ich sie ebenso wie Sagen der Nachbarstämme für wert, mit aufgenommen zu werden.

Gelegentlich sind die Sagen außerordentlich weitschweifig, besonders dann, wenn es sich um Wanderungen der Dämonen handelt. Da wird dann jedes Dorf und jeder Rastplatz aufgezählt und berichtet, wo die Dämonen geschlafen und gegessen und andere für den Gang der Handlung unwichtige Dinge getan haben. In solchen Fällen habe ich die Berichte etwas zusammengezogen. Wo die Handlung aber begann, da erzählten auch meine Gewährsmänner nicht mehr so weitschweifig, sondern recht bewegt und eindrucksvoll, von vielen Gesten unterstützt und mit lebhaftem Mienenspiel.

An die Sagen schließen sich Berichte, die auf wirklichen Geschehnissen beruhen und von Neuguinealeuten, in selteneren Fällen auch von zugewanderten Indonesiern erzählt wurden. Die Form der Berichte reicht von einfachen Erzählungen bis zu protokollarischen Aussagen (»Die Puntianak«) und einer feierlichen Ansprache (»Umberi und Tjul«). Gelegentlich sind Berichte von verschiedenen Personen zusammengezogen worden, und auch hier mußte bei der Beschreibung von Reisewegen stark gekürzt werden (beispielsweise im »Ehregast« und der »Kopfjagd

nach Mabur«). Aber auch in dieser Form werden die Berichte noch ein Bild von Menschen geben, die sich bis in die Gegenwart hinein völlig frei von jedem fremden Einfluß erhalten und ihre eigene urwüchsige Art bewahrt haben.

Die Mythe von Nggiwé und Mamus ist nicht von mir aufgenommen, sondern nach den Aufzeichnungen des Regierungsbearbeiter und Ethnologen van Baal gekürzt wiedergegeben worden.

Der Ton der einheimischen Wörter liegt immer auf der letzten Silbe. Das w klingt etwas an u an (englisches w).

*K*aum ein anderes Volk ist so verschieden beurteilt worden wie die Marind-anim, der größte Stamm des Südens von Niederländisch-Neuguinea. Ihre Kopfgajden bis weit in das Gebiet von Britisch-Neuguinea und tief ins Binnenland des holländischen Inselteils haben ihnen einen schlechten Ruf verschafft. Die erste Begegnung zwischen ihnen und den Holländern endete 1899 damit, daß sie drei Schiffsoffiziere, die mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anknüpfen wollten, töteten und verzehrten¹, und was sich an ritueller Unzucht und heimtückischen Morden in ihren Kultbänden abspielt oder vielmehr abgespielt hat, ist kaum sagbar.

Man müßte danach also annehmen, daß die Marind-anim so etwas wie Teufel auf Erden sind. Aber genau das Gegenteil ist der Fall. Jeder, der mit ihnen längere Zeit zusammen sein konnte — und das sind bisher zum Glück nur wenige Weiße gewesen — war von ihrer unbefangenen Art, ihrer lauten und bisweilen etwas zudringlichen Herzlichkeit, ihrer Gutmütigkeit und ihrer Wahrheitsliebe begeistert. Wüßte man nicht, daß die schrecklichen Geschichten von Kopfgajden und Ritualverbrechen wirklich wahr sind, man wäre versucht zu sagen, daß es kein gutartigeres und redlicheres Volk gebe als sie.

Beide Beurteilungen bestehen zu Recht. Gut und Böse wohnen in der Brust der Marind-anim nahe beieinander, und da sie gefühlbetonte Menschen sind, schwanken sie zwischen äußerster Grausamkeit in der Erregung des Krieges und des Kultes und friedfertigster Art in den Zeiten der Ruhe. Es steckt etwas Kindliches in diesen Menschen, die bedenkenlos ihre Freunde beschenken, bis sie selbst nichts mehr haben, die sich hemmungslos der Freude hingeben können und dann wieder grausam werden, ohne sich so recht bewußt zu werden, wie grausam sie sind.

Das Rätsel des Charakterzwiespalts findet aber auch noch eine andere Erklärung. Die Marind-anim bezeichnen sich selbst als Anim-ha, die echten Menschen. Das besagt, daß alle anderen Menschen nur zweiten Ranges sind und im Grunde den Namen Mensch gar nicht verdienen. Mit ihnen kann man verfahren wie man will, denn die Sittengesetze beziehen sich nicht auf sie. Innerhalb des eigenen Stammes ist man aber verpflichtet, sich so zu benehmen, daß man niemand auch nur den geringsten Schaden zufügt und jedem sogar nach Kräften hilft.

Das Ideal der Marind-anim ist der Anim-anem, der »Menschen-Mensch«, der anderen Menschen hilft, und der Dur-anem, der »schamvolle Mensch«, der sich schämen würde, etwas zu tun, das gegen die alten Sitten wäre. Man achtet das Eigentum der Stammesgenossen und hält Diebstahl für eins der gemeinsten Verbrechen. Man hat Ehrfurcht vor dem Alter und hört auf den Rat der Greise, die gemeinschaftlich an Stelle von Häuptlingen die Dörfer regieren, und wird nie wagen, ihnen vorzuwerfen, daß sie nicht mehr selbst arbeiten können. Man tritt mit Eigentum und Leben unbedingt für seine eigene Gemeinschaft ein und, was auch bei Naturvölkern selten ist und durchaus nicht überall auf Neuguinea vorkommt, man verabscheut die Lüge wie die Pest. »Marind-anim-meen sakod-ke, isi mbake« heißt es, »Ein Marind-Wort ist eins und kein anderes.« Und man sollte auch Frauen und Töchter der Mitmenschen in Ruhe lassen — aber hier scheidet das Ideal bisweilen an der Leidenschaft,

wenn auch einem Fremden unklar bleiben muß, was denn diese früh verwelkten abgearbeiteten Wesen so anziehend für einen Mann machen könnte.

Die Männer dagegen sind in ihrer Art schön. Es ist das, was ein Holländer einmal treffend als »Wildemannsglorie« bezeichnet hat: ein tief dunkelbrauner Körper, hochgewachsen und schlank, um Hals und Brust mit reichem Schmuck aus Muscheln, Zähnen, Geflecht und Fruchtperlen geziert und zu Festen rot und schwarz bemalt und mit Öl eingerieben, ein freies offenes Gesicht mit breiter, aber doch kühn vorspringender Nase, durch die als Zierat Eberhauer oder Knochenstücke gesteckt sind, eine farbenprächtige Gesichtsbemalung und als Krönung des Ganzen am Wollhaar angeflochtene Bastzöpfchen bis zu zweihundertfünfzig Stück mit einem Diadem aus Kasuar- oder leuchtend gelben Paradiesvogelfedern darüber. Dazu gehören noch ein möglichst enger, geflochtener Gürtel, eine Seeschneckenschale³ oder ein Stückchen Kokosnußschale als einzige Schambedeckung, Armringe, in die man gerne bunte Blüten oder Blätter steckt, geflochtene Kniebänder, viele leichte Ohringe aus Kasuarfederkielen in den ausgeweiteten Ohrläppchen, eine Tragtasche mit Tabak oder Betelnüssen zum Kauen, eine Kalabasse für den Betelkalk⁴ und selbstverständlich auch stets der übermannshohe Bogen aus Bambus mit einem Bündel Pfeile.

So sehen die jungen Männer aus. Je älter man wird, desto einfacher wird die Aufmachung. Man wird zu bequem, sich wie in der Jugend immer neue Arten von Haarzöpfchen in mühevoller Arbeit anflechten zu lassen, die als Kennzeichen der Altersklassen dienen, und wenn man weiße Haare hat, trägt man als Schmuck nur noch eine Perlmuschelscheibe auf der Brust⁵.

Der Mann ist der Herr der Schöpfung bei den Marindanim. Er kann mit seiner Frau tun, was er will, denn sie ist durch die Heirat sein Eigentum geworden. Er kann, wenn ihn seine Freunde darum bitten, sie ihnen verleihen oder schenken, und er kann sie auch, wenn sie ihn ärgert, kurzerhand umbringen⁶. Allerdings

gewöhnt auch er sich meistens an sie und vielleicht noch mehr an ihre Kochkunst, und um der Wahrheit die Ehre zu geben, man sieht sehr oft alte Ehepaare, die unzertrennlich sind, und bisweilen sogar Pantoffelhelden.

Aufgabe der Frauen ist die Wartung und Pflege der Kinder, das Kochen der Nahrung – meistens Sagomehl mit Fisch oder Fleisch darin und etwas Kokosöl – zwischen erhitzten Stücken von Termitenbauten⁷, die Pflege der Pflanzungen, die hauptsächlich im Jäten besteht, die Bereitung von Sagomehl aus dem Mark des Stammes der Sagopalme, die Aufzucht der Schweine, die außer Hunden die einzigen Haustiere sind, und das Flechten von Schmuck und Gebrauchsgegenständen wie Feuerfächern, Bändern zum Feuerholz Bündeln⁸ usw. Auch einzelne Arten des Fischfangs sind Frauensache. Die Männer übernehmen dafür das Roden, das Fällen der Sagopalmen, den Bootsbau und alle Schnitzerei, den Hausbau, die Fischerei mit Pfeil und Bogen und den Tauschhandel.

Männersache ist auch die Wahrung der Überlieferung. Das ist für die Marind-anim eine äußerst wichtige Angelegenheit, denn davon hängt das Gedeihen der Gemeinschaft ab. Um das zu verstehen, muß man sich zunächst einmal die Gesellschaftsordnung der Marind-anim vergegenwärtigen. Sie teilen sich in mehrere Großfamilien, die ihren Ursprung auf bestimmte Dämonen zurückführen. Diese Dämonen, von denen in den Geschichten immer wieder die Rede ist, haben in der Urzeit nach und nach alles hervor gebracht, was es an Pflanzen, Tieren, Naturerscheinungen und Kulturgütern gibt. Sie haben also die Welt zu dem gemacht, was sie heute ist, und ihnen verdanken die Menschen, daß sie in dieser Welt leben können. Allmählich verliert aber das, was sie einmal geschaffen haben, seine Kraft. So müssen die Menschen sich von Zeit zu Zeit bemühen, die Schöpfung der Welt und Kultur auf magische Weise zu wiederholen, und das geschieht, indem sie die Dämonenmythen durch dramatische Aufführungen während der Kultfeiern wiedergeben. Das muß sehr genau

und gewissenhaft geschehen, denn wenn man dabei etwas vergessen oder falsch machen würde, so würde auch die Welt von da an fehlerhaft oder unvollkommen werden. So gehen die Dämonengeschichten weit über bloße Erzählungen hinaus und sind magisch wirksame Texte.

Jede Großfamilie ist für die Erhaltung der Mythen über ihren Urdämon verantwortlich, und innerhalb der Großfamilie liegt das besonders den Alten, den Samb-anim («gewaltigen Männern») ob, die infolgedessen die Funktionen von Priestern und Häuptlingen in sich vereinen, stets aber nur innerhalb ihrer eigenen Großfamilie. Man bezeichnet die besonders engen Beziehungen einer Menschengruppe zu einem dämonischen Urahn, der oft Tier- oder Pflanzengestalt hat, in der Völkerkunde als Totemismus⁹ und kann bei vielen Naturvölkern feststellen, daß das mit Speiseverboten verbunden ist. So weit gehen die Marind-anim nicht, und nur bei den benachbarten Jenan finden sich Spuren von dieser Sitte¹⁰, aber bei der Aufnahme junger Leute in die Kultbünde, von der später die Rede sein wird, spielt der verbotene oder erlaubte Nahrungsgenuß doch eine bedeutsame Rolle.

Der Name der Urdämonen in der Marindsprache ist Dema. Das Wort klingt nur zufällig an Dämon an, das aber immer noch die beste Übersetzung dafür ist, denn Götter kann man diese Wesen kaum nennen. Sie treten in den Mythen in sehr verschiedener Gestalt auf, oft in menschlicher, dann aber auch wieder als Tier oder als Baum usw.¹¹. Sie sind von Urzeiten an da, können getötet werden und kommen in verwandelter Gestalt wieder. Nach dem festen Glauben der Marind-anim leben sie noch heute, und es gibt viele unter ihnen, die schon einen Dema gesehen zu haben glauben¹². Man empfindet mehr Scheu als Ehrfurcht vor ihnen, und die Jenan behaupten sogar, das Schrecklichste, was einem geschehen könne, sei, dem eigenen Urdämon zu begegnen. Trotzdem fühlt man sich ihnen eng verbunden, und es ist nicht nur eine Pflicht, sondern auch Herzenssache eines jeden,

der zur Totemgruppe Gebhe gehört, seinen Urdämon Geb im Vollmond mit einem lauten und herzlichen »Geb, ahä!« zu begrüßen, oder wenn ein Mann vom Wassertotem aus dem Binnenlande an den Strand kommt, dann begrüßt er den Seedema Joluma mit einem lauten und geradezu innigen »Joluma, Seedämon, Sohn der Tiefe, wie bist du schön!«¹³

Wer die Welt — Land und Meer — geschaffen hat, das weiß man nicht zu sagen und auch nicht, welcher Dämon zuerst da war. Sicher ist aber, daß sie die Pflanzen und Tiere, die Gestirne und das Feuer erschufen, und daß auch die Menschen ihnen ihren Ursprung verdanken.

Einer ihrer wichtigsten Dämonen ist Dehewai, der »tötende Vater«, der die Kopfjagd erfunden und die Riten festgelegt hat, die mit ihr verbunden sind. Er ist zugleich der Dämon des Gewitters, denn er wohnt über dem Himmelsgewölbe, und wenn er es durchbricht, um zu den Menschen herabzusteigen, dann donnert es. Damit ist er ihnen aber fast immer gegenwärtig.

Professor Dr. Hans Nevermann

SAGEN VOM ENTSTEHEN DER MENSCHEN UND VOM TOTENREICH

Die ersten Menschen



or langen Zeiten hielten die Dämonen im Imasgebiete¹ ein großes Fest ab. Als es im schönsten Gange war, begann es zu regnen, und die Dämonen verkrochen sich unter die Erde. Nur dem Hundedämon gelang

es, inmitten der Überschwemmung einen kleinen trockenen Fleck zu finden, auf dem er wartete, bis sich das Wasser wieder verlaufen hatte.

Die Dämonen unter der Erde beschlossen, aus Imas nach dem Gawirgebiete² zu wandern. Sie mußten unterirdisch im Dunkeln gehen, aber Ngilui, der Hundedämon, half ihnen. Um festzustellen, ob sie unter ihm seien, scharrte er immer wieder Löcher in die Erde. Es klang den Unterirdischen wie Donner, und nach diesem Geräusch richteten sie sich bei ihrer Wanderung. Wenn Ngilui nichts von dem Zuge unter der Erde hörte, wußte er, daß die übrigen Dämonen schliefen, und dann ruhte er sich über ihnen auch aus.

Endlich kamen alle nach Sendar bei Kondo-mirav. Hier scharrte Ngilui ein besonders tiefes Loch, und die Dämonen kamen nun alle aus ihm zum Vorschein. Dann lief das Loch voll Wasser. Man kann es heute noch bei Sendar sehen.

Auf dem Wasser schwammen Wesen, die aus Bambus bestanden und fast wie Fische aussahen. Der Storchendämon pickte nach ihnen und wollte sie zum Verspeisen herausholen, aber der Feurdämon verbot es ihm. Er sagte: »Das sind keine Fische, sondern Menschen, und sie gehören mir.« Er erlaubte dem Storch nur, die Wesen aus dem Wasser zu holen und sie auf das Trockene zu legen.

Den übrigen Dämonen war es inzwischen kalt geworden, und sie holten Holz und Rohr, um sich ein Feuer anzumachen. Sie achteten aber nicht darauf, daß die Menschenwesen von den Flammen erfaßt wurden. Von der Hitze sprangen die Bambusabschnitte auseinander. So bekamen die ersten Menschen Arme und Beine und im Kopfe Augen, Ohren und Nasenlöcher. Und dann gab es einen besonders lauten Knall: »Waaah«³! Der Mund der ersten Menschen hatte sich geöffnet, und sie hatten die Sprache bekommen.

Der Feurdämon nahm ein Bambusmesser⁴ und begann die Gestalten noch feiner zurechtzuschneiden. Er schnitzte ihnen Finger und Zehen. Zuerst waren noch Schwimmhäute dazwischen, aber das gefiel dem Dämon nicht. Er schnitt sie heraus und warf sie weg. Das hätte er nicht tun sollen, denn aus diesen Fetzen entstanden die Blutegel. Aber nun ist es einmal so geschehen.

Der erste Mensch, der in Sendar entstand, war Worju, ein junger Mann, der auch als erster an der Küste entlangwanderte. Ihm folgten die übrigen Menschen, und so wurden alle Dörfer im Gawir- und Imasgebiete besiedelt⁵.

Aus dem Erdloch kamen nur Marind-anim, und daher nennen sie sich heute noch gerne Anim-ha, »echte Menschen«. Später grub der Hundedämon noch ein zweites Loch auf, aus dem alle anderen Stämme kamen, die Kanum, Je, Kurkari und viele andere⁶. Von ihnen sind die Kurkarileute die schlechtesten⁷. Drei von ihnen erfanden den Todeszauber und brachten Worju um, der als erster Mensch gestorben ist.

Als Totengeist blieb Worju bei den übrigen Menschen wohnen, aber sie bekamen Angst vor ihm, und der Verwesungsgeruch wurde ihnen unangenehm. So schickten sie ihn fort, und er wanderte weiter bis in das Gebiet jenseits der Digulmündung, wo seitdem die Totengeister miteinander leben⁸.

Mit den Marind-anim nahe verwandt sind die sogenannten Gabgab-anim an dem großen Bogen, den der Flyfluß in das niederländische Gebiet hinein im Binnenlande macht. Sie stimmen auch in ihrer Sprache besonders mit den Marind-anim vom oberen Bianflusse überein, die innerhalb der Marind-anim eine besondere Gruppe bilden. Bei ihnen wird die Formung der Menschen einem Dämon namens Nggiwé zugeschrieben⁹. Bezeichnend für die Gabgableute, die sich in die Wamak und Kaumak teilen, ist das Leben auf Inseln innerhalb großer Binnenlandsümpfe und Lagunen, auf denen sie sich große Häuser für viele Familien gebaut haben.

Nggiwé und Mamus

Nggiwé kam den großen Fluß hinauf in das Gebiet der Wamak. Hier gab es noch keine Menschen, sondern nur einen Dämon, den man Mamus hieß. Nggiwé hatte Hunde bei sich, aber Mamus kannte sie noch nicht und ließ sich von Baumbären¹⁰ begleiten.

Sie beschlossen beide, auf Jagd zu gehen, und sie zogen weiter bis an einen Ort, wo schon Menschen waren. Sie sahen damals allerdings anders aus als heute und hatten noch keinen Mund.

Nggiwé schoß nicht auf Menschen, sondern versteckte sie unter dem Gras und in der Erde. Nur eine schwangere Frau blieb oben, und Mamus tötete sie mit einem Pfeilschusse. Er trug sie zu Nggiwé, zerteilte sie und ihre Leibesfrucht, bereitete das Fleisch auf dem Feuer zu und gab Nggiwé die Hälfte davon ab. Aber Nggiwé aß nichts davon und warf seinen Anteil weg.

Dann ging Nggiwé fort und sagte zu Mamus: »Komme zu mir, wenn du meine Trommel hörst, aber nicht eher!«

Er baute ein großes Haus mit vielen Schlafstellen und befahl einem Waran¹¹, die Erde aufzugraben. Das Tier begann die Erde aufzuwühlen, bis unter der Erde ein Dach zum Vorschein kam, und grub weiter, bis er darunter die Menschen fand. Sie hatten große Angst, aber Nggiwé sagte zu ihnen: »Ich esse nichts von euch. Kommt herauf!«

Da kletterten sie an die Oberfläche. Nggiwé nahm ein Bambusmesser und schnitt ihnen die Stelle auf, an der man jetzt den Mund hat. Er sagte:

»Jetzt könnt ihr sprechen.« Da schrien die Menschen alle zum ersten Male.

Nggiwé zeigte ihnen nun das Haus mit ihren Schlafstellen, und sie ruhten hier die Nacht über. Am Morgen versteckte Nggiwé die Menschen hinter dem Hause und schlug seine Trommel. Das hörte Mamus, und bald kam er selbst zu Nggiwé ins Haus. Verwundert sah er die vielen Schlafstellen und sagte: »Für wen ist das?«

Nggiwé sagte: »Das ist für mich. Ich schlafe gerne einmal hier und einmal da.«

Dann rief er die Menschen. Sie stürzten sich mit ihm auf den menschenfressenden Mamus und töteten ihn, und Nggiwés Hunde bissen die Baumbären tot.

Dann feierten alle ein großes Tanzfest, und Nggiwé lehrte die Menschen, wie sie sich in Heiratsgruppen¹² teilen mußten und wie sie ihre Kultfeste zu feiern hätten. Dann verließ er sie und ging von dannen.

Wie es im Lande der »Hais«, der Totengeister jenseits der breiten Mündung des Digul aussieht, in das sich kein Lebender hineinwagt, das berichtet eine andere Geschichte.

Der Besuch im Totenreich

Einem Manne war seine Frau gestorben, und er war sehr betrübt. Er dachte darüber nach, wie er sie noch einmal sehen könnte; aber so sehr er auch an seine Frau dachte, ihr Totengeist erschien ihm nicht. Da fragte er einen Zauberer, und der riet ihm, das Grab der Frau aufzugraben, ihren Kopf

herauszunehmen und das Gehirn zu verzehren — dann würde er wie seine Frau Geistereigenschaften annehmen und könne ihr folgen.

Der Mann tat, was ihm geraten war. Er verzehrte das Gehirn der Toten, aber er aß Sagobrot dazu, und so wurde er nur halb zum Totengeist und blieb zur andern Hälfte Mensch.

In der nächsten Nacht erschien ihm der Totengeist seiner Frau und führte ihn den weiten Weg bis in das Totenreich, das noch weit hinter der Mündung des Digulstromes liegt. Gewöhnliche lebende Menschen sehen da nur Schlick und Mangroven und können dort nicht leben, aber dem Manne erschien das Land herrlich. Es wuchs dort zwar nichts Genießbares, aber die Toten flogen nachts durch die Luft in ihre alten Gärten im Menschenlande¹⁸ und holten sich von dort so viel Nahrungsmittel und rauschbringende Watipflanzen¹⁹, wie sie brauchten.

Am nächsten Abend kamen die Totengeister, um den Neuankömmling mit einem Tanzfest zu begrüßen. Sie schlugen die große Trommel²⁰, die einstmals Worju, der erste Tote, ins Geisterland gebracht hatte, und dann begannen sie zu tanzen, bis die Gerippe in wüstem Lärme klapperten. Neben den jungen Toten, die so wild tanzten, saßen diejenigen, die alt verstorben waren, und die waren so schwach und hilflos, daß sie sich an die Palmen lehnen mußten, denn sonst wären ihre Gerippe auseinandergefallen. So wurde bis zum Morgen getanzt, und dem Mann kam das Grauen an.

Als am Tage die Totengeister alle schliefen, bat er seine Frau, ihn doch ja wieder zu den lebenden

Menschen zurückzubringen. Sie versprach ihm das, denn sie begriff, daß er noch kein richtiger Totengeist geworden war. So verwandelte sie sich, als die Dämmerung kam, in einen grauen Reiher¹⁶ und trug ihn blitzschnell auf ihrem Rücken in sein Heimatdorf zurück. Dann kehrte sie nach kurzem Abschied wieder ins Geisterreich heim.

Die Nachbarn des Mannes hatten gesehen, wie ihn der Reiher nach Hause brachte, und sie begriffen, daß es ein Totengeist gewesen war. Da packten sie den Mann, schalten ihn aus, daß er bei Lebzeiten ein Totengeist hatte werden wollen, und sie schlugen aus Muscheln scharfe Messerchen zurecht, mit denen sie ihm auf der Stirn und auf Brust und Armen viele kleine Schnitte beibrachten, damit das Blut und mit ihm sein Wesen als Totengeist reichlich ausfließen konnte¹⁷. Dann bekam er noch viele Zaubermittel, die ihn wieder völlig zum Menschen machten, und so verlor sich sein Verlangen, seine Frau noch einmal im Totenreiche zu sehen.

Die Toten, die er besucht hatte, fühlten sich jedoch betrogen, weil er ja nicht wirklich ihresgleichen gewesen war, sondern ein Lebender. Daher warfen sie auf ihn Knochen von ganz alten Toten, deren Skelette schon auseinandergefallen waren, aber sie trafen ihn nicht. Man kann jetzt noch manchmal solche Knochen vom Himmel fallen sehen. Es sieht dann so aus, als ob ein Stern vom Himmel fiel, aber wir wissen, daß es ein Knochen eines Totengeistes ist.

Mit den Totengeistern werden auch die Fremden in Beziehung gebracht, die ja alle eine hellere Hautfarbe als die Marind-anim haben, ob sie nun Indo-

nesier, Chinesen oder Holländer sind. Ihre helle Farbe erinnert an Gespenster, und noch heute werden sie im Binnenlande oft dafür gehalten. Im Gebiete um Merauke sah man sie jedoch allmählich für Menschen an und nannte sie nach dem Knall ihrer Gewehre Po-anim, »Knallmänner«. Von ihrer Herkunft berichtet eine Geschichte.

Die Knallmänner

Als die ersten Menschen bei Kondo-mirav entstanden waren, kamen bei Nacht die ersten Fremden mit einem großen Boot vom Meere her bei Meliu an¹⁸. Sie kannten das Feuer noch nicht, waren aber durch seinen Schein angelockt worden und versuchten, sich dem Lande zu nähern. Die Ebbe verhinderte das aber, so daß ihr Boot immer wieder auf die See hinaustrieb. Sie hatten einen großen Haken bei sich, den sie vom Boot aus ins Wasser warfen, aber der Strick daran war zu kurz, und so fand das Boot keinen Halt und trieb immer weiter auf die See.

Da schrien die Fremden: »Gebt uns doch Feuer!« Denn sie waren sehr begierig danach.

Ein Dämon warf ihnen gutmütig einen brennenden Bambus zu. Er traf die Fremden so, daß sie das Feuer gerade noch mit dem Munde auffangen konnten, bevor sie ganz davontrieben. Seitdem nehmen die Fremden das Feuer in den Mund und stecken ihren Tabak in Brand, während echte Menschen ihn priemen.

Später taten die Fremden das Feuer in ihre Keulen, und als sie sich in Ermasuk¹⁹ festsetzten und die Leute sie angriffen, da kam aus ihren Keulen

ein Knall »po!« der den Tod brachte²⁰. Seitdem heißen die Fremden Po-anim, »Knallmänner«.

Die Fremden sahen so bleich aus wie die Totengeister. Ihr Boot kam aus Sulabaia²¹, und sie fragten nach Kokosnüssen. Da sagten die Leute, es sei doch traurig, wie sehr die Toten²² in Sulabaia darben müßten, und aus Mitleid gaben sie den Knallmännern für die Toten viel Nahrung mit. Jetzt können sie das Essen für die Toten kochen, weil sie von uns das Feuer bekommen haben, aber bis heute haben sie noch nicht gelernt, wie man es durch Reiben zweier Hölzer erzeugt²³. Sie haben zwar kleine Hölzchen zum Feuermachen, aber die gab ihnen der Dämon bei Meliu.

Ein anderer Stamm auf Neuguinea, die Kapaur im Westen der Insel auf der kleinen Halbinsel südlich vom Mac-Cluer-Golf, der mit den Marind-anim weder der Rasse noch der Kultur nach etwas zu tun hat²⁴, sondern eher von Indonesien her beeinflusst ist, hat sich seine eigenen Gedanken über die betriebsamen Fremden gemacht. Hier heißt es²⁵: »Der Urstammvater aller Menschen hatte drei Söhne. Er gab ihnen alles Gerät, das sie zum Leben brauchten. Der eine legte sich unter einen Baum, schlief viel, arbeitete nicht und wurde schwarz dabei. Von ihm stammen die Kapaur ab. Die andern beiden gingen in die Fremde, arbeiteten viel und wurden sehr reich. Von ihnen stammen die Weißen und die Chinesen ab.«

Erst 1952 entstand bei den Mimika zwischen den Kapaur und der Digulmündung eine neue Mythe. Danach reisten zwei Dämonenschwestern, die eine Sintflut verursacht hatten, mit einem selbstgefertigten Flugzeug in das Land der Fremden. Eine wurde zu Maria, der Mutter der neuen Religion, und die andere zu Wilhelmina, der Mutter der niederländischen Regierung. Obwohl nicht alle Mimika das glaubten, fand diese Geschichte bei vielen großen Beifall.

MYTHEN, URSPRUNGSSAGEN, DÄMONENGESCHICHTEN



elt und Menschen waren erschaffen. Aber auch andere Erscheinungen, Eigenarten und Tatsachen wollen erklärt werden.

Aus der Urzeit, in der die Dämonen noch bei Kondo-mirav lebten, berichten die Marindanim ein ganz besonderes Ereignis, die Entstehung des Feuers. Man verlegt es lange vor die Entstehung der Menschen, und der Hinweis auf sie ist nur angefügt, um sich über die Leute aus Kumbe lustig zu machen, welche die Verspottung ihrer Glatzen keineswegs übelnehmen.

Das Strandfeuer

In alter Zeit lebten die Dämonen in Sendar bei Kondo-mirav. Einer von ihnen, Waba, liebte eine Dämonenfrau so heiß, daß bei ihren Umarmungen eine gewaltige Hitze entstand, und unversehens stand ihre ganze Hütte in Flammen. Es war gerade Trockenzeit und der Ostwind blies stark. So breitete sich das Feuer die Küste entlang aus, und überall verwüstete es die ausgedörrten Bäume

und das Gras, bis ein breiter pflanzenloser Streifen am Strande entstanden war, der heute noch vorhanden ist.

Waba und seine Frau verbrannten in ihrer Hütte und mit ihnen viele andere Dämonen in ihren Häusern. Man kannte damals das Feuer noch nicht und wußte sich nicht dagegen zu schützen.

Als die Tierdämonen das Feuer sahen, wurden sie neugierig und kamen dicht heran, um es zu betrachten. Der Storchendämon Ndik war so unvorsichtig, daß er sich die Füße verbrannte, die daher heute noch rot sind, und auch an seinen Flügeln sind einige Federn schwarz versengt. Noch schlimmer erging es dem Kasuar, der von der Glut einen roten Halslappen und lauter schwarze Federn bekam. Auch die Taschenkrebse konnten sich nicht rechtzeitig retten, und daher werden sie heute noch glühendrot, wenn sie ins Feuer kommen.

An manchen Stellen trieb das Feuer lange Streifen landeinwärts in den Wald hinein. Später füllten sie sich mit Wasser und wurden zu den heutigen Flüssen.

Wie viele Dämonen waren auch die Leute aus dem Dorfe Kumbe neugierig und bückten sich, um die Flammen am Strande zu betrachten. Dabei brannten ihnen die Haare weg, und daher gibt es in Kumbe immer noch so viele Glatzköpfe.

Mit dieser Sage beginnt die lange Reihe von Geschichten, die dazu dienen, eine Erklärung zu geben, warum die Welt heute so aussieht und warum bestimmte Tiere, Pflanzen und Himmelskörper vorhanden sind. Man geht noch darüber hinaus und versucht, alles und jedes, was auf der Welt vorhanden

ist, in dies Schema einzufügen, und wenn vielleicht auch manche Erklärung uns naiv anmutet, so ist doch der Versuch groß angelegt, zu einer Erkenntnis des Warum zu kommen.

Zu den besonderen Charakterzügen der Marind-anim gehört ihre Wißbegierde. Jeder junge Mann ist verpflichtet, nach der Mannbarkeitserklärung für einige Zeit »sapla« (Ostmarind: »sapr«) zu gehen, das heißt sich die Welt anzusehen, soweit er das ohne Lebensgefahr tun kann, und manche wagen sich sogar zu Nachbarstämmen vor, die man kaum noch als Freunde bezeichnen kann. Wenn auch viele junge Leute dies Wandern mit einer Brautschau verbinden, da es mehr Männer als Frauen gibt und die kräftigen und fleißigen Mädchen — auf Schönheit kommt es weniger an — bald alle vergeben sind, so bleibt das Hauptmotiv für dies Wandern doch »meei nanggo«, »Sammeln von Wissen«.

Die Zusammenhänge, die man zwischen den einzelnen Erscheinungen findet, beruhen nun zwar nicht auf wissenschaftlicher Erkenntnis, aber sie zeigen, wie stark und lebendig das mythologische Denken noch ist. So gehören die Banane, die Termitenbauten, die Seepocken, die Kokospalme und der Mond zusammen, weil sie alle in der Mythe von dem Dämon Geb eine Rolle spielen. Geb ist der Dema der größten und verbreitetsten Totemgruppe, die auch bei den Nachbarn der Marind-anim bekannt ist, und auch von den Kanum-irebe, den Jabga und den Leuten auf der Insel Komolom wird er als Urdämon gefürchtet und als Mann im Monde mit Liebe begrüßt.

G e b

*G*eb wohnte in der Gegend von Domandé in einem Termitenbau¹. Er ging jeden Tag zum Fischen ins Seewasser, und dadurch setzten sich auf seiner Haut Seepocken² fest, bis er ganz mit ihnen bewachsen und sehr häßlich geworden war. Aber

die Seepocken waren doch nützlich für ihn, denn sie schützten ihn vor den Termiten.

Weil Geb so häßlich war, bekam er keine Frau. Daher schnitt er den unteren Teil eines Bambus³ zurecht und machte sich daraus einen Ersatz für eine Frau. Das dauerte seinen Freund Mahu⁴, der zwei Frauen hatte, und die eine davon mit Namen Piakor trat er an Geb ab. Der hatte aber wenig Freude an Piakor, denn die Kinder, die sie zur Welt brachte, waren anfänglich nur Fische und Vögel, und erst später gebar sie zwei Knaben und ein Mädchen.

Eines Tages kam Geb nach Buti und fischte dort am Strande. Da kamen Mädchen, die Muscheln sammeln wollten, und weil Geb sich wegen seiner Häßlichkeit vor ihnen schämte, grub er sich so tief in den Sand ein, daß nur noch seine Nase herausragte, durch die er atmete. Eins der Mädchen dachte, sie sei eine Muschel, und griff danach. Da bekam Geb keine Luft mehr und mußte aus dem Sande herauskommen. Die Mädchen erschrakten furchtbar und liefen laut schreiend davon.

Die Männer von Buti glaubten, der häßliche Bursche am Strande hätte den Mädchen nachgestellt. Sie nahmen ihre Keulen⁵ und Pfeile und Bogen, eilten auf Geb zu und führten ihn als Gefangenen in ein Haus, das sie ständig bewachten, so daß er nicht entweichen konnte. Sie versuchten, ihm die Seepocken mit Stöcken und Steinbeilen abzukratzen, aber es war vergeblich, und Geb, der vor Schmerzen laut schrie, bekam nur eine große Wunde im Nacken davon.

In der Nacht entsproß aus dieser Wunde eine Bananenstaude, die so schnell wuchs, daß sie am

Morgen schon Früchte trug. Die Männer zogen sie aus Gebs Genick und pflanzten sie ein. Seitdem führt diese Bananenart nach dem Orte ihrer Entstehung den Namen Buti⁶.

Die Männer von Buti planten, Gebs Haut nun doch noch ganz zu reinigen und ihn zu ihrem Lustknaben⁷ zu machen. Voller Angst brach Geb, dem der Weg durch die Tür von einer Wache versperrt war, nachts durch das Blätterdach der Hütte, sprang zu einer Kokospalme hinüber und kletterte an ihr empor. Je länger er kletterte, desto höher wuchs die Palme, und schließlich erreichte ihr Gipfel den Mond. Rasch sprang Geb auf ihn, und in diesem Augenblicke schrumpfte die Palme wieder ein, so daß ihn niemand mehr erreichen konnte. Geb mußte im Monde bleiben, und wenn man seine Gestalt dort heute noch sieht, so grüßen ihn seine Nachkommen mit dem Rufe: »Geb ahé!« Er hat sich seine Seepocken beim Klettern an der rauhen Rinde der Palme ganz abgeschabt und ist jetzt ein schöner Mann, aber man spricht immer noch von ihm als dem Samaniti-patur, dem Jungen mit der Krätze.

Die Leute in Sangassé und Alaku⁸ erzählen die Geschichte etwas anders. Sie sagen, daß Geb aus dem Hause ausbrach, als die Männer von Buti auf der Jagd waren, und daß er vielen Knaben, die am Strande spielten, die Köpfe abschnitt⁹. Deren Väter fingen ihn wieder ein und beschlossen ihn zu töten. Sie wußten aber nicht, wie sie seine Seepockenhaut mit Pfeilen oder Speeren durchbohren konnten, und deshalb kamen sie auf den Gedanken, ihn zu ertränken. Sie gruben ein tiefes Loch, warfen den gebundenen Geb hinein und

gossen auf ihn Wasser, das sie in Bambusrohren¹⁰ holten. Aber das Wasser zog immer wieder rasch in die Erde ein, und der Plan gelang nicht.

Gegen Morgen gaben die Männer die Versuche auf, nahmen ein Bambusmesser und schnitten Geb den Kopf ab. Sie wollten ihn als Trophäe behalten, aber der Kopf entsprang ihnen, rollte am Strande entlang bis zum Gesichtskreis, stieg empor und wurde zur Sonne. Jeden Tag wandert so Geb's Kopf von Kondo-mirav bis zum Muli¹¹ am Himmel entlang, und nachts kehrt er unter der Erde wieder zurück. In Okaba¹² sagen die Leute aber, daß er den Weg bei Nacht über den Himmel zurückgeht, aber man sieht das nicht, weil er dann nicht leuchtet.

Die Deutung, daß Geb der Mann im Monde wurde, ist bei den meisten Marind-anim verbreitet, denen der Mond mit seinem Gestaltwechsel ein viel besserer Anzeiger der Zeit ist als die in den Tropen kaum veränderte Sonne. Man rechnet nur nach Tagen und Monaten, wenn auch der Sinn für Zeitrechnung nur schwach entwickelt ist.

Von der Sonne spricht man dagegen im täglichen Leben nur wenig, da sie immer gleichmäßig scheint. Das einzige, was man an ihr bedeutsam findet, ist ihre Glut, von der man eine Mythe weiß, die auf der Insel Komolom zwischen den beiden Südarmen der Prinzeß-Marianne-Straße spielt.

Der glühende Knabe

Auf der Insel Komolom ging ein Knabe am Strande entlang, um zu fischen, und unversehens fiel er dabei in ein tiefes Loch. Darin herrschte

eine furchtbare Hitze, und durch sie wurde auch der Knabe feuerrot und glühend.

Als Männer vorbeikamen und die Glut spürten, entdeckten sie die Grube und in ihr den Knaben. Seine schöne rote Farbe gefiel ihnen, und so versuchten sie, ihn aus dem Loche zu befreien und ins Dorf Mombum mitzunehmen, aber niemand konnte den Glühenden anfassen. Da holten sie mit Bambusrohren Wasser aus der See und gossen es auf den roten Knaben. Von ihm stieg Wasserdampf auf, gelangte bis an den Himmel und wurde zu Wolken. Nun war der Knabe so weit abgekühlt, daß die Männer ihm aus der Grube helfen konnten.

Sie führten ihn nach Mombum und schmückten ihn mit einem Kopfputz aus Paradiesvogelfedern. Dann fing der Knabe aber erneut zu glühen an, und die Männer begannen zu fürchten, daß er noch ganz Mombum in Brand stecken würde. So trieben sie ihn wieder aus dem Dorfe.

Der glühende Knabe wollte zu den kühlenden Wolken hinauf und versuchte an einer Yamsranke¹³ zu ihnen emporzuklettern, aber seine Glut ließ sie verdorren und setzte sie in Flammen. So kletterte er einen hohen Baum hinauf, der ebenfalls Feuer fing. Aber bevor der Baum verbrannte, hatte der Knabe schon die Wolken erreicht und befand sich oben am Himmel. Er war zu Katané, der Sonne, geworden, und an ihr sieht man als Strahlen noch immer die Paradiesvogelfedern¹⁴, mit der die Mombumleute den glühenden Knaben geschmückt haben.

Nachts, wenn es kühl wird, kehrt Katané in seine warme Grube auf Komolom zurück. Dann wan-

dert er unter der Erde auf dem Wege, den einstmal die Dämonen auf ihrem Zuge nach Kondomirav gegraben haben, bis er weit hinter dem alten Maroflusse¹⁵ wieder nach oben kommt. Von seiner Glut wird es dann warm und hell, und langsam wandert er wieder über den Himmel bis nach Komolom.

Dort, wo Katané am Morgen erscheint, erhebt sich ein hohes Gerüst, das ganz weiß wie Kalk aussieht. Auf ihm ist Tag und Nacht ein gewaltiges Feuer zu sehen, das weithin strahlt.

Die Leute, die den Feuerdämon verehren, behaupten, dies Feuergerüst sei von ihm geschaffen, denn er sei von Kondomirav zum alten Maro gezogen und habe es gebaut. Das bezweifelten die Leute, welche die Geschichte von Katané kennen, und so machten sie sich auf, um zu ergründen, was an der Sache sei. Sie fuhren mit ihren Einbäumen immer weiter an der Küste entlang, bestanden Kämpfe mit fremden Stämmen und sahen endlich von ferne auf einer Insel das leuchtende Feuer auf dem Gerüst. Als sie sich ihm aber weiter nähern wollten, da wurde das Wasser dick wie der Brei, den sich die Knallmänner aus Ambon zum Essen bereiten¹⁶, und sie mußten umkehren, damit ihre Boote nicht darin stecken blieben.

So hat noch niemand das Geheimnis des Feuergerüsts ergründen können. Die Knallmänner sagen zwar, die anderen Fremden, die man Ingrisanim¹⁷ nennt, hätten es gemacht, aber wie können Menschen so etwas hervorbringen? Nein, ein Dämon hat es gebaut, und Katané beginnt dort jeden Tag seinen Himmelsweg.

Mit dem Feuergerüst der Ingris-anim ist der Leuchtturm auf der Insel Daru gemeint. Das ist einer der ganz seltenen Fälle, in denen Erscheinungen der Neuzeit in die Mythologie mit aufgenommen wurden, denn anderes wie etwa der heißgeliebte Tabak, die von den Holländern in Merauke eingeführten Kühe oder neue Nutzpflanzen haben keinen Platz in ihr bekommen. Daß das Meer vor Daru so dick wie Sago-brei ist, braucht man nicht wörtlich zu nehmen. Früher fuhr man auf Kopfjagden bis dorthin am Strande, und nun hat man eine Ausrede nötig, warum man heute nicht mehr so weit kommt. Das dickflüssige Meer ist übrigens ein verbreitetes Märchenmotiv, das aus dem Arabischen auch zu uns gekommen ist. Als »Lebermeer« finden wir es in zahlreichen Dichtungen des Mittelalters.

Seltsam ist auch die Einstellung der mit den Leuten von Komolom verwandten Einwohner der Dörfer Inungalnarn und Mulinam an der Südküste der Frederik-Hendrik-Insel. Sie haben mit den Komolomleuten zusammen, für die der Sonnenuntergangsort gleich hinter ihrem Dorfe Mombum liegen müßte, die Geschichte von Katané fast wörtlich von den Marindanim übernommen und erzählen sie nun ohne nachzudenken weiter. Danach geht bei ihnen die Sonne in der Nähe von Mombum unter, also östlich von ihren Dörfern. Sie wissen zwar sehr genau, daß das in Wirklichkeit nicht der Fall ist, aber ihre Scheu vor den Worten der Mythe und ihre Achtung vor den Marindanim ist so groß, daß sie es nicht wagen, die Mythe von Katané der Wirklichkeit anzupassen. Da man aber weniger von der Sonne spricht als vom Monde und den Sternen, hat das nicht allzuviel auf sich.

Einzelne Sternbilder tragen bei den Marindanim besondere Namen. Man kennt zum Beispiel ein Sternbild, das man als Krabbe bezeichnet. In einem anderen sieht man den Unterkiefer eines Krokodils und in einem dritten fischende Frauen. Besondere Geschichten kennt man jedoch nur vom Morgen- und Abendstern und von den Plejaden, die aus glühenden

Holzschelten entstanden, mit denen sich Dämonenknaben bewarfen.

In der Mythe vom Morgen- und Abendstern wird das Ideal einer guten Marindfrau und ihr Gegenteil geschildert. Man schätzt die fleißige Frau, die bis abends im Garten arbeitet oder in den Sümpfen, in denen man die Sagopalmen zieht, aus dem aufgespaltenen Stamme der Palme mit der Hacke das Mark heraus schlägt und es durch Waschen von den holzigen Bestandteilen befreit, bis es zu schönem Mehl geworden ist, und man legt besonderen Wert darauf, daß diese Frau am Abend zur Hauptmahlzeit dann auch noch viel und gut kocht. Außerdem muß die Frau verträglich sein und mit den Kindern freundlich umgehen. Ob sie schön ist, das spielt keine so große Rolle wie bei uns, denn man sagt sich, daß die Jugendblüte doch bald vorbei ist und nur die Hausfrauentugenden Bestand haben. Immerhin hat man auch für Schönheit einen Sinn, obwohl das Ideal der Fülle zuneigt, so daß »kabiliwag« zugleich ein fettes und ein schönes Mädchen bezeichnen kann, wobei das »fett« aber nicht allzu ernst genommen sein darf. Solche Mädchen sind aber eher zum Mißbrauch bei den geheimen Riten als zum Heiraten bestimmt, und ihr Urbild ist die schöne Mandi.

Die Morgen- und die Abendfrau

Mandi war ein sehr schönes Mädchen, das aber nicht gerne arbeiten mochte. Deshalb begehrte es auch kein junger Mann zur Frau, obwohl mancher gerne mit ihr alleine in den Wald gegangen wäre.

Wenn die andern Mädchen und Frauen in die Gärten gingen, um zu pflanzen, zu jäten und zu ernten, schmückte sich Mandi und bummelte dann herum. Kamen die andern abends spät nach Hause, dann luden sie ihre Feuerholzbündel und Lebens-

mittel ab und begannen zu kochen, aber Mandi erschien erst, wenn die Mahlzeit zubereitet war.

Die fleißigste aller Frauen war Ohom. Sie ermahnte die faule Mandi immer wieder, sich doch auch in den Gärten und Sagopflanzungen sehen zu lassen, Feuerholz zu sammeln und gut kochen zu lernen, aber Mandi wollte nicht darauf hören.

Eines Tages streifte die schöne Mandi in der Gegend von Imo umher und kam in die Bananenpflanzungen des Dorfes. Sie war vom Umherwandern müde und schnitt sich von den Bananen viele große Blätter ab, um sich ein weiches Lager zu bereiten. Auf ihm schlief sie dann ein.

Die Männer von Imo fanden Mandi im Schlafe in der Pflanzung und nahmen sie gefangen, denn es standen große Kultfeiern bevor, bei denen ein schönes Mädchen getötet werden mußte.

Erst kurz vor der Feier glückte es Mandi zu entfliehen. Sie stieg, als alles noch schlief, zum Himmel empor und ist dort jeden Morgen als schöner Stern zu sehen. Die fleißige Ohom hat dann noch keine Zeit wie die faule Schöne. Sie arbeitet den ganzen Tag, aber wenn es dunkel wird und der erste Stern am Himmel erscheint, dann ist das Ohom, die zu derselben Zeit wie die fleißigen Frauen in den Dörfern nach Hause kommt und zu kochen beginnt.

Darum sagt man den jungen Mädchen, wenn sie heranwachsen, daß sie lieber dem Abend- als dem Morgenstern gleichen sollen.

Manche Leute sagen aber, Mandi hätte sich schließlich vor Ohom geschämt und im Himmel begonnen, Sagomehl zuzubereiten. Sie sagen, daß Man-

dis Arbeitsgerät — der Sagowaschtrog, die Hacke, der Schlagstock und die Wasserschöpfschale — auch als Sterne zu sehen seien. Ihren Schmuck hat Mandi weggeworfen. Er ist zu Paradiesvögeln geworden, die als Sterne mit einem Federschweif über den Himmel fliegen. Man kann sie aber nur noch sehr selten sehen.

Die Jeleute, die am Oberlaufe des Maro wohnen, sagen, alle Sterne seien solche Frauen wie Mandi und Ohom, und alle seien sie mit dem Monde verheiratet.

In der See sieht der Marind-anem den Dema Joluma verkörpert, und da die Küstenbewohner eine große Liebe zu ihr in sich tragen, überträgt man sie auch auf den »Sohn der Tiefe«, wie man Joluma nach seiner Herkunft nennt. Im Grunde ist er ein furchtbarer Dämon, und die Mythe von ihm ist eine dichterisch schöne Beschreibung von der Gewalt des Sturmes, der immer stärker wird, bis er Tod und Verderben bringt, und der dabei doch den Menschen in seiner Herrlichkeit Bewunderung abnötigt. Zugleich versucht die Jolumamythe aber auch die Entstehung des Imokultes zu erklären.

Der Sohn der Tiefe

Joluma ist der Sohn der Tiefe, der aus ihr in einem Sumpfe hinter Imo²⁸ ans Tageslicht kam. Er ist schöner als irgendein geschmückter junger Mann¹⁰ und gewaltiger als alle Menschen.

Die Leute von Imo wußten nicht, wer Joluma war. Sie betrachteten ihn als einen Fremden, mit dem sie nichts zu tun haben wollten, und als Joluma einmal durch Zeichen zu verstehen gab, daß er

ein Imomädchen zur Ehe begehre, da lachten sie ihn aus und schossen mit Pfeilen auf ihn, so daß er am Kopfe eine böse Wunde davontrug, die bald zu eitern begann.

Traurig ging Joluma über Land zu seinem Freunde Geb, der ihm aus Muscheln kleine spitze Messer schlug und damit seine Haut ritzte, so daß der Eiter und das schlechte Blut ausfloß und Jolumas Wunde bald heilte. Dann machte Geb für seinen Freund so herrlichen Schmuck, wie ihn noch niemand getragen hatte.

Dann ging Joluma zur Küste und wurde zum Meeressämon. Er schlug seine Trommel immer stärker, bis die See rauschte und die Brandung dröhnte, und dann wanderte er am Strande entlang. Der Wind bewegte seinen Brustschmuck, und wie er sich bewegte und blitzte, so bewegten sich und schäumten die Wellen.

Als Joluma nach Wamal²⁰ gekommen war, legte er sich hier zur Ruhe nieder. Daher ist die See in der Bucht von Wamal auch stets ruhig.

Dann wanderte er weiter, und je mehr er ausschritt und die Trommel schlug, desto stürmischer wurde die See. Als er nach Wambi kam, war der Sturm, der ihn begleitete, so stark geworden, daß er die Palmen entwurzelte und die Hütten einstürzen ließ.

Dann erschien Joluma in der seichten See vor Imo, und nun nahm er für das Unrecht, das ihm hier geschehen war, furchtbare Rache. Seine Trommel dröhnte wie der Donner, der Schmuck und die Schaumkronen blitzten im Winde, und Joluma riß in seinem Zorne die Palmen und die

Fruchtbäume aus, warf die Häuser um, so daß die schlafenden Imoleute von den Balken erschlagen wurden, verwüstete die Gärten und ließ die Flut über das Land hereinbrechen, so daß alles, was noch am Leben geblieben war, vom Salzwasser ergriffen wurde. So entstanden aus den Leuten von Imo die ersten Fische in der See.

Nachdem Joluma seine Rache an Imo vollzogen hatte, wanderte er ein Stück weiter bis zur Mündung des Bian. Hier blieb er, aber sein Zorn ist immer noch so stark, daß er täglich eine gewaltige Flutwelle²¹ den Fluß hinaufschickt, vor der sich die Boote in acht nehmen müssen.

Wo das Dorf Imo einst gestanden hat, findet man heute keine Spur mehr von ihm, aber zum Andenken an Jolumas Rache feiert in den Nachbardörfern Sangassé, Alaku und Mewi der Imo-Kultbund noch seine Feste. Seine besondere Sorge ist es, daß die Kokospalmen fruchtbar und fest verwurzelt sind und Joluma, der herrliche und gewaltige Sohn der Tiefe, sie nicht wieder umstürzen läßt.

Wenn man sieht, wie sich am Abend die See rot färbt und wild bewegt ist, dann weiß man, daß Joluma und die anderen Dämonen wieder auf einem Kriegszuge sind und dabei viel Blut fließen wird.

Mit der Mythe von Joluma hängen noch zwei andere zusammen, die sich ebenfalls auf die See beziehen und besonders von den Angehörigen des Wassertotems in Ehren gehalten werden. Daß die eine, die von einer Insel und einem Seeadler handelt, etwas mit Joluma zu tun hat, leuchtet ohne weiteres ein. Die andere Sage vom schreitenden Baum bekommt ihren Zu-

sammenhang mit der vom Meeresdämon jedoch erst dadurch, daß sie von der Entstehung der Seefische berichtet. Auch das Motiv der auf das Dorf zukommenden Gefahr hängt vielleicht mit der Küstenwanderung Jolumas zusammen, die allerdings viel stürmischer verläuft.

Der schreitende Baum

Σ in kleiner Knabe spielte einmal am Strande bei Ongari. Da sah er, daß ein gewaltig großer Baum auf das Dorf zugeschritten kam. Der Baum schritt ganz langsam, aber er sah so bedrohlich aus, daß der Knabe erschrak und ins Dorf lief, um Hilfe zu holen.

Die Männer beratschlagten, was zu tun sei, und sie beschlossen, den Baum noch vor dem Dorfe zu Fall zu bringen, denn sonst bestand die größte Gefahr, daß der Baum auf das Dorf fiel und die Häuser mit den Menschen, Schweinen und Hunden erschlug. Rasch holten sie Hilfe aus den Nachbardörfern, und nun schlugen alle Männer auf die Wurzeln des Baumes mit ihren Steinbeilen ein.

Zwei Tage und noch einen Tag arbeiteten alle mit äußerster Kraft. Dabei schritt der Baum immer näher auf das Dorf zu. Erst als er unmittelbar vor den ersten Häusern angelangt war, begann er sich langsam zu neigen, und dann stürzte er mit gewaltigem Krach zu Boden.

Während des Hin- und Herschwankens waren die Früchte des schreitenden Baumes von ihm herabgefallen. Diejenigen, die dabei ins Meer gefallen waren, wurden zu den ersten Seefischen, die andern aber, die aufs Land gefallen waren, wurden Süßwasserfische.

So war die Gefahr für Ongari abgewendet, und es besteht heute noch als ein schönes Dorf. Hätte der kleine Knabe nicht aufgepaßt, dann wäre Ongari nicht mehr da, und niemand könnte Fische fangen und essen.

Der Seeadler und das Mädchen

Der Seeadler Kidub wohnte früher auf einem hohen Baume nahe der Mündung des Bianflusses. Damals gab es vor der Küste eine kleine Insel, die Wolinau hieß und der heutigen Insel Habé ähnlich war. Heute findet man hier unter Wasser nur noch rote Steine, aber damals stand ein Dorf auf Wolinau.

Als der Seeadler einmal hierher geflogen kam, sah er ein sehr schönes Mädchen aus der Altersklasse der Iwag²², und da sie also heiratsfähig war, beschloß er, sie zu seiner Frau zu machen.

Die Leute von Wolinau waren nicht mit der Heirat einverstanden und versteckten die Einbäume, damit die Iwag nicht zum Lande hinüberfahren könnte; aber da sie ebenfalls Liebe zu dem schönen Seeadlerjüngling empfand, riet sie ihm, sie zu packen und durch die Luft auf seinen Baum zu tragen.

Zuerst war die Liebe bei dem jungen Paare groß. Der Seeadler brachte ihr täglich die schönsten Fische zur Nahrung, und wenn es regnete, breitete er die Flügel aus, damit sie nicht naß würde.

Schließlich wurde der jungen Frau das Leben auf dem Baume aber langweilig, denn der Seeadler

ließ sie aus Eifersucht niemals zur Erde hinab. Alleine konnte sie aber an dem glatten Stamme nicht hinunterklettern. So beschloß sie, ihrem Vogelmann heimlich zu entfliehen und dachte immerfort darüber nach, wie sie das wohl bewerkstelligen könnte. Schließlich faßte sie einen Plan.

Sie log dem Seeadler vor, es sei wohl an der Zeit, mit dem Flechten eines Wiegenkörbchens zu beginnen, wie es die jungen Mütter mit einem Strick, der über den Scheitel gelegt ist, vor der Brust tragen.

Der arglose Seeadler freute sich sehr über diese Nachricht, denn er wollte gerne viele Kinder haben. So brachte er seiner Frau schöne Fasern, damit sie mit der Flechtarbeit beginnen könne.

Sie stellte sich aber unzufrieden und erklärte, es seien nicht genug Fasern, und für das Kind eines Seeadlers kämen nur Blattfasern der Ugapalme²³ in Betracht. Auch diesen Wunsch erfüllte der Seeadler, und zum Scheine begann die Frau nun mit der Flechtarbeit. Dann warf sie das angefangene Wiegenkörbchen aber wieder hin und sagte zu ihm: »Diese Ugablätter sind nicht gut. Ich kann nur solche Ugablätter gebrauchen, wie sie im Lande der Burik-anim²⁴ wachsen. Hole mir doch davon recht viele!«

Wieder ließ sich der Seeadler täuschen und begab sich auf den weiten Weg nach den Burik-anim. Die wohnen noch weit hinter den Kanum und den Manileuten²⁵, und so mußte er eine sehr lange Zeit fortbleiben.

Inzwischen löste die Frau das angefangene Geflecht wieder auf und machte aus allen Fasern, die sie erhalten hatte, ein langes festes Band, das bis auf den Erdboden hinabhing. Daran kletterte sie nach unten und lief auf den Strand zu. Zum Glück lag hier gerade ein Boot der Wolinauleute, und so paddelte sie in aller Eile nach ihrer Insel. Die Leute freuten sich, sie wiederzusehen, und nahmen sie freundlich auf.

Inzwischen war der Seeadler zu seinem Baume mit vielen Ugablättern aus dem Buriklande zurückgekehrt. Sofort begriff er, daß seine Frau geflüchtet war, und der Strick und die Fußspuren zum Strande hin brachten ihn auf die richtige Vermutung, daß sie nach Wolinau geflohen sei. Wütend flog er hinüber nach Wolinau.

Als die Menschen dort seinen Flügelschlag hörten, versteckten sie sich voller Angst unter den Baumwurzeln. Auch seine Frau verkroch sich mit ihnen zusammen dort unten.

In seinem Zorn schlug der Seeadler mit seinen mächtigen Flügeln auf die Hütten ein, so daß sie krachend zusammenstürzten. Bald war das Dorf ein großer Trümmerhaufen.

Da kroch ein alter, schon etwas verblödeter Mann aus der Altersklasse der Mes-meakim²⁶ aus seinem Erdloche hervor, denn er meinte, der Seeadler habe die Insel nun wieder verlassen, und er wollte unter den Trümmern nun gleich etwas aufräumen. Er nahm einen Besen aus dem Fruchtstand der Kokospalme und fegte mit großem Schwung die Trümmer beiseite. Unversehens traf er dabei den Seeadler mit seinem Besen auf den Schnabel,

und der Schwung des alten Mannes war so groß, daß der Seeadler ungeheuerlich erschrak und davonflog. So groß war sein Schreck, daß er sich nicht mehr umblickte und sich erst jenseits des Muli in Sicherheit wähnte. Dort sitzt er heute noch auf einem großen Stein²⁷. Wolinau aber wurde wieder aufgebaut, und die frühere Frau des Seeadlers lebte dort noch lange.

So erzählt man die Geschichte den Frauen und den Kindern und den Leuten, die nicht in den Majokult eingeweiht sind. Die Eingeweihten wissen es anders. Sie wissen, daß der Seeadler ganz Wolinau zerstörte und die versteckten Menschen mit der ungetreuen Frau aus den Erdlöchern herauszog und sie zerfleischte. Mit bluttriefenden Krallen flog er dann zum Muli. Wo das Blut auf die Erde hinabtropfte, findet man heute noch rote Erdfarbe wie in der Ebene Pajumi zwischen Wambi und Welab und wie bei den Sumpfmenschen²⁸ jenseits des Muli. Das ist das geronnene Blut der Leute von Wolinau.

Manche sagen, der Name des Seeadlers sei Bau gewesen. Die Eingeweihten wissen aber, daß er niemand anders war als Joluma, der Seedämon, der Sohn der Tiefe, der die Gestalt eines Seeadlers angenommen hatte.

Wolinau scheint früher wirklich eine Insel gewesen zu sein, die bis auf einige unterseeische Riffe weggespült worden ist. Heute liegt nur noch eine kleine Insel, Habé, vor der Küste, die durch Riffe nach dem Festlande zu einen früheren Zusammenhang mit dem Lande ahnen läßt. Die Insel ist unbewohnt, wird aber einmal im Jahre von den Leuten von Wambi aufgesucht, die dort Schildkröteneier einsammeln. Auch

dies Anrecht der Wambileute auf Habé wird mythologisch begründet.

Die Insel Habé

Als das Feuer entstanden war und sich über die Küsten ausbreitete, versuchte der starke Dämon Dawi es zu löschen. Er schlug mit seiner Keule auf das brennende Land ein, aber das Feuer ging davon nicht aus, sondern Stücke vom Land sprangen ab und wurden zu Inseln. Heute gibt es davon nicht mehr viele, aber einige sind noch im Lande der Burik-anim vorhanden, und gegenüber von Welab liegt heute die Insel Habé.

Ursprünglich war Habé ein Teil des Landes an der Mündung des alten Maroflusses. Als es von Dawi abgeschlagen war, begann es sich schwimmend in Bewegung zu setzen. So trieb die Insel an Kondo-mirav und Buti vorbei und gelangte bis Birok. Hier blieb sie plötzlich an etwas hängen und konnte nicht weiter. Es war der Rotandämon, der sich an ihr festgehakt hatte.

Andere Dämonen kamen herbei, um die Insel wieder zu befreien, aber die Dornen des Rotandämons saßen zu fest in Habé. Kein Zerren half, und auch als der Rotandämon mit Keulen geschlagen wurde, ließ er nicht los. Erst als man zauberkundige Leute vom Bulakafusse geholt hatte, bewirkten ihre magischen Formeln, daß der Dämon Habé losließ und die Insel weitertrieb. Das ging ganz langsam, und oft fuhren Leute von der Küste einmal auf die schwimmende Insel hinüber, um auf ihr Schildkröteneier zu sammeln oder Seevögel zu erbeuten.

So kam auch einmal ein Mann mit seiner Frau und seiner Tochter Upikak nach Habé. Das geschah, als Habé bei dem Dorfe Wambi vorbeigab. Sie gingen an Land und Upikak kletterte gleich auf eine Palme, um auf ihr Vogelnester auszunehmen. Inzwischen erhob sich ein starker Wind, und die übrigen Leute bekamen Angst, daß er sie hindern würde, nach Wambi zurückzukehren. Darum sprangen sie sofort in die Boote, ohne an Upikak zu denken, und kamen gerade noch nach Wambi, bevor der Sturm in voller Stärke ausbrach.

Upikak klammerte sich mit aller Kraft an den Palmenstamm, der sich hin und her bewegte, um nicht herabgeweht zu werden. Sie schrie laut um Hilfe und rief ihre Eltern, aber niemand hörte bei dem Sturme ihre Stimme.

So klebte Upikak am Palmenstamme wie ein Waran, und allmählich nahm sie auch dessen Gestalt an. Der erste Waran war entstanden, und weil Upikak auf der Vogeljagd gewesen war, stellen heute noch die Warane den Vögeln und ihren Eiern nach.

Inzwischen war die Insel Habé weitergetrieben und bis nach Welab gelangt. Upikak bekam Angst, daß sie nie mehr nach ihrer Heimat kommen würde, und deshalb versuchte sie sich einen Damm zum Festlande hinüber zu bauen. Sie nahm Rot-eisensteine und schichtete sie vor der Insel auf.

Das sah der Feurdämon Aramemb, der gerade in Welab war, und von hier aus versuchte er ihr zu helfen. Vor Welab baute er ebenfalls einen Damm, der auf den Upikaks zulief, und da er

nichts anderes hatte und die Sache eilig war, nahm er dazu große Yamsknollen.

Als sich die beiden Dämme berührten, eilte Upi-kak hinüber zu Aramemb. Sie heiratete ihren Retter, und beide wurden die Eltern der Kängurubs.

Der Damm ist, soweit er aus Yamsknollen bestand, im Wasser verfault, und auch die Steine sind durch Stürme und Brandung weniger und kleiner geworden, aber heute findet man unter Wasser zwischen Welab und Habé noch Reste von ihm, und die Insel wird von ihnen festgehalten.

Auch andere Riffe werden durch die Wirksamkeit von Dämonen erklärt. So liegt bei Domandé ein Ort Belewil, bei dem sich ein Riff befindet, und ein gleichnamiger Ort befindet sich bei Wamal. Hier soll die Demafrau Belewil während der Geburt von der Flut überrascht und in Stein verwandelt worden sein. Wenn auch ihre Knochen nun das Riff bilden, so ist sie doch noch lebendig und läßt bisweilen Leute beim Fischen ertrinken.

An vielen Stellen findet man am Strande große Flächen von graublauem Ton, der von der See angeschwemmt wird. Die größte Ausdehnung hat dieser Tonstrand östlich von Maro, aber auch bei Bangu, etwas östlich von Wambi, finden sich große Tonflächen, die von Tausenden von Krabben bevölkert sind, den Strand zeitweise aber schwer begehbar machen. Allmählich siedeln sich Mangrovenbäume mit ihren Stelzwurzeln im Ton an und schützen ihn vor weiterer Abspülung, so daß an solchen Stellen das Land wächst, während es an anderen wieder von der See verkleinert wird. Wo Mangroven wachsen, ist allerdings kein Raum für Menschen, sondern nur für Vögel und Seetiere, von denen das seltsamste Wesen der Schlammpringer²⁹ ist, ein Fisch, der es lange Zeit außerhalb des Wassers aushält, gerne auf

den Mangrovenwurzeln sitzt und bei Gefahr schnell über den weichen Grund bis ins rettende Wasser eilt. Von ihm berichtet die Sage, welche die Kopfjagd des Dämons Wali schildert.

Der graue Seeton

Der Dämon Wali ging auf Kopfjagd, aber es gelang ihm nicht, in Makalin und Kumbe einen Schädel zu erbeuten. Da wurde er sehr böse und fuhr an der Küste entlang bis nach Bangu. Vor dem Dorfe versteckte er sein Boot und schlich sich zu Fuß weiter. Fast alle Leute in Bangu schliefen fest. Nur ein junger Ehemann hörte den wütenden Wali kommen. Rasch weckte er seine Frau und seinen kleinen Sohn und kletterte mit beiden auf einen hohen Baum.

Es war höchste Zeit dazu gewesen, denn schon war Wali im Dorfe, erschlug alle Schläfer und bedeckte alle Häuser mit einer dicken Schicht von grauem Ton, bis nur noch die Spitzen der Bäume herausragten. Nur die drei Menschen aus Bangu waren mit dem Leben davongekommen.

Als Wali davongegangen war, meinte der Knabe auf dem Baume: »Ich will einmal hinunterklettern und sehen, was das unten für eine graue Masse ist.« Der Ton war aber noch weich, und als er auf ihn trat, sank er immer tiefer in ihn ein. Um sich zu retten, verwandelte er sich in einen Schlammpringerfisch und schnellte in großen Sätzen über den Ton dem Wasser zu.

Das sah seine Mutter. Rasch flocht sie einen Stülpkorb, wie man ihn im flachen Wasser zum Fischen

braucht, aus den Zweigen des Baumes und sprang ihrem Sohne damit nach, um ihn wieder einzufangen; aber auch sie sank ein, und während sie verzweifelt versuchte, aus dem zähen Ton herauszukommen, verwandelte ihr Stülpkorb sich in die Stelzwurzeln eines Mangrovenbaumes, und sie selbst wurde zum Stamm und der Krone des Baumes.

Der Mann konnte beiden nicht helfen und blieb auf dem Baume, bis der Ton zu einer harten Masse getrocknet war. Da stieg er herab und wanderte bis ins Binnenland, wo er vor Wali und dem grauen Ton sicher war.

Noch heute findet man bei Bangu am Strande im Ton viele große weiße Muscheln und Seesnekkenschalen. Das sind die Knochen der Banguleute, die Wali erschlagen hat.

Die Kopfjagd, die zunächst als eine besondere Grausamkeit des Dämons erscheinen muß, wird von den Marind-anim anders aufgefaßt. Sie gilt ihnen geradezu als eine gute Tat, die man der eigenen Gemeinschaft schuldig ist. In ihr leben außer den Erwachsenen ja auch Kinder, denen noch die volle Lebenskraft fehlt, besonders den Säuglingen, die noch nicht einmal von alleine sich aufrichten, essen und sprechen können. Für sie muß man zu ihrem Geheißen Lebenskraft holen, und am vollkommensten findet man sie im Kopfe eines Erwachsenen. Man muß nur niemand aus der eigenen Gemeinschaft oder von ihren Freunden töten, aber sonst ist es völlig belanglos, ob das Kopfjagdropfer ein Mann oder eine Frau ist, und ein Überfall aus dem Hinterhalt gilt für ebenso gut wie offener Kampf. Wichtig ist nur, daß man mit dem Kopfe auch den Namen des Getöteten mit nach Hause bringt, dem man ebenfalls magische Kraft zuschreibt, und den dann ein Kind erhält³⁰.

Als der große Kopfjäger unter den Dämonen gilt der Dämon Diwahib, der auch der Schweineschlächter und der große Töter überhaupt ist.

Diwahib und die Blitzkinder

Im Gebiete der Kanumleute lebte ein Dämon, der Diwahib hieß. Manche Leute sagen auch, sein Name sei Dehevai gewesen, was »tötender Vater« bedeutet, und auf ihn geht auch alles zurück, was kriegerisch und grausam ist.

Diwahib konnte sich bei Nacht in ein Schwein verwandeln. Er ging dann heimlich in die Sagosümpfe und fraß den Leuten das Sagomark weg, das sie lieber selbst gegessen hätten. Sie wußten aber nicht, daß Diwahib der Übeltäter war, denn tagsüber lebte er in Menschengestalt im Dorfe Sangar unter ihnen. Als den Leuten der allnächtliche Schaden zu groß wurde, machten sie vor dem Sagosumpf eine überdeckte Fallgrube, in der sie unten Pfeilspitzen aus Bambus und Hartholz aufstellten, und am nächsten Morgen fanden sie darin auch wirklich Diwahibs Körper in Gestalt eines Schweines. Diwahib war in dieser Gestalt umgekommen, aber seine Seele³¹ hatte wieder Menschengestalt angenommen, und so erschien sie am Tage wieder im Dorfe, als sei nichts geschehen.

Man kannte damals noch keine Schweine, und Diwahibs Schweinekörper war das erste, was man von ihnen kennenlernte. Die Leute in Sangar begriffen jedoch sofort, daß ein Schwein gut zu essen sein mußte, und so bereiteten sie Diwahibs Schweinekörper zu, luden Diwahib in Menschen-

gestalt dazu ein, und das Festmahl begann. Alle aßen viel von dem guten Fleische, nur Diwahib nicht, der sich ja nicht selbst verzehren durfte. Er sammelte nur alle Knochen, und nach dem Feste trug er sie vor das Dorf, legte sie ordentlich zu einer Schweinegestalt zusammen und bedeckte sie mit Gras. Nach einiger Zeit hob sich das Gras empor, und ein Eber und eine Sau sprangen aus ihm heraus. Gruzend und quiekend liefen sie nach Sangar.

Dort erschrakten die Leute sehr, als die beiden Tiere ankamen. Die Männer schrien »cha, cha!« und die Frauen »wi, wi!« Das hätten sie nicht tun sollen, aber weil sie genau so wie die beiden Schweine geschrien hatten, wurden sie nun auch zu Schweinen, und die Häuser des Dorfes verwandelten sich in einen dichten Wald.

Diwahib lud nun seine Freunde ein, mit ihm in diesem Walde eine Schweinejagd zu veranstalten, und er zeigte ihnen, wie man außer Pfeil und Bogen auch andere Jagdgeräte, den Speer mit der Speerschleuder²² und die Fanggabel²³, herstellt.

Einer der Männer sagte, er werde selbst den großen Eber töten, der aus Diwahibs Knochen entstanden war, aber plötzlich griff ihn dieser Eber an und riß ihm den Leib mit seinen Hauern auf, und der Mann verblutete. Aus seinem Blut erwuchs der erste Betelpfeffer²⁴, und wenn man ihn kaut, wird der Speichel daher blutigrot.

Der Eber entfloh und gelangte bis nach Wambi. Dort töteten ihn später andere Leute, die aus seinem Schwanz einen Brustschmuck verfertigten, wie ihn die Schweinejäger seitdem stolz tragen²⁵.

Auf der Jagd in Sangar, das nun ein Wald war, fing Diwahib zwei Ferkel ein und übergab sie zwei Mädchen zur Aufzucht³⁶. Das waren die ersten beiden zahmen Schweine. Das eine jedoch, ein Eber, konnte sich nachts in einen jungen Mann verwandeln, der seiner Pflegerin Gewalt antat. Deren Mutter bat Diwahib, an ihm Rache zu nehmen, und daraufhin beschloß er, den Eber zu töten. Er bekleidete sich als Vertreter der Mutter des Mädchens mit einem langen Frauenschurz, wie ihn die Kanumfrauen tragen, und tanzte die ganze Nacht vor den Männern und Frauen. Am Morgen führte das Mädchen den Eber vor ihn, und Diwahib schlug ihm mit seiner Keule den Schädel ein. Seitdem tragen die Männer, die bei einem Schweinefest das Schwein zu töten haben, einen solchen Schurz. Manche sagen, das geschähe, damit die Schweinedämonen glauben sollen, eine Frau sei die Mörderin, und die Männer nicht verfolgen, aber Diwahib hatte keine Furcht und trug den Schurz nur als Vertreter der Mutter.

Als man das Schwein zerteilte, spritzte ein gewaltiger Blutstrahl aus ihm bis an den Himmel. So entstand der Regenbogen.

Diwahib hatte am Töten seine Freude. Nicht nur Schweine tötete er, sondern er war der erste, der bis an den Digulstrom zog³⁷ und dort den Leuten ihre Köpfe abschnitt. Er erfand die Weise, wie man die Haut von den Köpfen abziehen und sie räuchern muß, damit man sie später wieder über den gereinigten Schädel ziehen und so eine schöne Trophäe in das Männerhaus bringen kann³⁸. Er ermahnte auch seine Begleiter auf den Kopfjagden, vor allem den Hundedämon Mahu, sich den

Namen des Getöteten zu merken, damit sie ihn dann den eigenen Kindern geben konnten.

So tötete Diwahib viele Menschen und viele Dämonen. Eine Frau, die er getötet hatte, wollte jedoch Rache an ihm nehmen. Ihr Totengeist begegnete Diwahib, und als er sie darum bat, ihr von Fischen, die sie gerade gefangen hatte, einige zu geben, warf sie ihm verächtlich nur ein paar ganz schlechte zu. Aus Wut darüber steckte Diwahib nachts ihr Haus in Brand. Die Gespensterfrau konnte sich noch retten, aber ihr Kind verbrannte in der Hütte. Sie sammelte die Knochen des Kindes, legte sie in einen Korb und schlich sich von hinten an Diwahib heran, dem sie plötzlich den Korb anhing. Dann lief sie schnell in Hundegestalt davon.

Diwahib war sehr erstaunt und öffnete den Korb. Die Knochen darin waren zu Knaben geworden, und er mußte nun ihr Pflegevater sein.

Auf seiner Wanderung kam er mit seinem Korbe in das Land am oberen Bulakafusse. Hier hing er den Korb an einen Baum. Da zischte und krachte es plötzlich, und Blitzstrahlen kamen aus dem Korbe hervor, während der gewaltige Baum zu Boden stürzte. Die Knaben, die aus den Knochen des Gespensterkindes entstanden waren, hatten sich in Blitze verwandelt.

Der Hundedämon Mahu kam neugierig herbei und riet Diwahib, aus dem Baume ein Boot zu machen, und da er selbst auch eins haben wollte, hing er den Korb an einen zweiten Baum, der unter Blitz und Donner ebenfalls stürzte. Manche Leute behaupten, diese beiden Boote seien die ersten gewesen.

Mit den Booten und dem Blitzstrahlenkorbe gingen beide nun weiter auf Kopfjagd, und überall wo sie erschienen, erbeuteten sie viele Trophäen. Die Blitzkinder kamen dabei einmal in eine solche Kampfwut, daß sie gar nicht aufhören wollten, ihre Pfeile abzuschießen. Darüber sehr ärgerlich, wollte Diwahib sie ergreifen und in den Korb zurückstecken, aber sie entwischten ihm und stiegen in einer einzigen gewaltigen Blitzsäule in den Himmel empor.

Diwahib war traurig, daß sie ihn verlassen hatten. Nun mußte er sich wieder einfache Pfeile aus Schilfrohr schneiden, anstatt die Blitze schießen zu lassen. So ging er in einen Sumpf am oberen Kumbefusse, und dort ist er geblieben. Wenn man dort Schilfrohr für Pfeilschäfte schneidet, dann hört man ihn oft noch stöhnen und klagen.

Daß Diwahib nicht immer der grausame Mörder sein muß, geht aus einer anderen Mythe über ihn hervor. Es handelt sich hier um die Imbassum, eine beilartige Speerschleuder mit einem Steinhaken, der aus einer Steinbeilklinge ausgeschliffen ist. Wie wertvoll ein solches Gerät war, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß im Marindgebiet kaum ein Stein vorhanden ist, und daß man aus dem Digulgebiete außer Köpfen Steine für Beilklingen als kostbare Beute mitbrachte, ob sie schon bearbeitet waren oder noch nicht.

Die Waffe des Donnerdämons

Der Dämon Diwahib ist der Vater der Blitzkinder. Er wohnt über dem Himmelsgewölbe, und wenn er auf die Erde herabsteigen will, muß er es durchbrechen. Das geschieht mit lautem Getöse,

und die Menschen sagen dann, daß es donnert. Im Grunde seines Herzens ist Diwahib jedoch nicht sehr böse, und bisweilen kann er sogar sehr gutmütig sein.

So kam er einmal auf die Erde herab. Es donnerte und blitzte sehr, und ein Mann suchte vor dem Regen Schutz. Er entdeckte eine kleine Schutzhütte, in der an einem Feuer ein uralter Greis saß, der ihm freundlich zuwinkte, bei ihm Platz zu nehmen, und der ihm sogar Fleisch und Betelnüsse anbot. Beide unterhielten sich gut miteinander, und als Regen und Sturm aufgehört hatten, schenkte der Greis dem Manne zum Abschied eine seltsame Waffe, wie sie noch kein Mensch kannte. Es war eine Speerschleuder mit einem steinernen Haken, die Imbassum. Der Greis war Diwahib gewesen, der seine beste Waffe an einen Menschen verschenkt hatte.

Damit waren nun aber Diwahibs Söhne, die Blitze, durchaus nicht einverstanden. Ihnen schien die Imbassum zur Känguruhjagd unentbehrlich, und sie schalten ihren Vater wegen seiner Gutmütigkeit aus. Der sagte, verschenkt sei verschenkt, und er könne die Waffe nicht mehr zurückverlangen.

Ärgerlich stiegen die Söhne Diwahibs ohne ihren Vater auf die Erde hinab und umringten als zukende Blitze den Mann, der nun die Imbassum besaß. Er war gerade auf dem Wege von der Jagd nach Hause und trug seine Beute und seine Waffen bei sich.

Inmitten der Blitze bekam er furchtbare Angst und begann vor ihnen davonzulaufen. Sie waren aber schneller als er und holten ihn sofort wieder

ein. Um rascher laufen zu können, warf der Mann seine Jagdbeute weg, aber die Blitze umringten ihn weiter und bedrohten ihn. Nun warf der Mann seine Tragtasche von sich, dann Bogen und Pfeile und zuletzt seinen Speer. Nur die Imbassum hielt er noch in der Hand und lief mit höchster Anstrengung seinem Dorfe zu. Es half alles nichts, die Blitze bedrohten ihn weiter und umzüngelten ihn so sehr, daß er schweren Herzens das kostbare Geschenk des alten Diwahib von sich warf.

Die Blitze stürzten sich auf die Waffe ihres Vaters und fuhren damit zum Himmel auf.

Plötzlich war es ganz still um den Mann. Er atmete befreit auf, sammelte langsam alles wieder auf, was er unterwegs von sich geworfen hatte, und kehrte gerettet, aber ohne die Imbassum nach Hause zurück.

Dort berichtete er seinen Nachbarn, was ihm geschehen war. Alle bedauerten sehr, daß die schöne Waffe verloren war, aber der Mann hatte sie zuvor genau betrachtet, als Diwahib sie ihm gegeben hatte, und so war er imstande, in langer und mühevoller Arbeit eine zweite Imbassum herzustellen, die der Diwahibs völlig glich. Seitdem kennen die Menschen diese Waffe und benutzen sie auf der Jagd, aber weil sie von den Gewitterdämonen kam, wird sie auch in dem geheimen Kult der Imoleute gebraucht.

Von einem Speer und der Speerschleuder, allerdings einer einfachen, ist auch in der Erzählung von Aramemb die Rede, der eigentlich der Feuerdämon ist. Von ihm stammen aber auch die Känguruhs ab, und so wurde er der Undämon des Känguruhtotems.

Aramembs Speer

Der Muli ist ein breites Wasser zwischen dem Gebiet der Marind- und Jableute und dem Lande der Sumpfmenschen. Er sieht aus wie ein Fluß, aber es ist Salzwasser in ihm, und er gehört dem Sohn der Tiefe Joluma.

Im Muli wohnte Jolumas Freund, der Mulidema. Der heiratete eine Frau aus Awehima³⁹, und sie brachte einen schönen Knaben zur Welt, den sein Vater Aramemb nannte.

Als Aramemb ein Jüngling wurde, bat er seinen Vater, ihm eine gute Waffe zu schenken, damit er auf die Jagd gehen könne. Da gab ihm der Mulidema einen Speer und eine Speerschleuder.

Aramemb freute sich sehr darüber, aber er wußte nicht so recht, was er damit jagen sollte, denn damals gab es als jagdbares Wild nur Vögel, und dafür war der Speer zu groß. Wildschweine, Kasuare und Känguruhs kannte man damals noch nicht, und es gab auch keine Jagdhunde, sondern die Jäger benutzten stattdessen Ratten als Begleiter.

Mit seinem Speer kam Aramemb in das Gebiet der Jableute⁴⁰. Hier begegnete er einem Riesen, der Mingui hieß und die Menschen verfolgte und tötete. Da dachte Aramemb, Mingui sei ein gutes Ziel für seinen Speer, den er mit Hilfe der Speerschleuder mit voller Wucht warf, und der Riese stürzte durchbohrt und tot nieder.

Aramemb zerlegte den Riesen und bereitete sein Fleisch zu. Dann aß er mit großem Hunger alles auf und ließ nur die Knochen übrig. Er bedeckte sie mit Gras und legte sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen raschelte es unter dem Gras, und als Aramemb es beiseite räumte, waren aus den Knochen Minguis lauter ganz kleine Känguruhs geworden, die da herumkrochen. Sie konnten noch nicht springen, und erst als Aramemb nach ihnen mit Kokospalmblattrippen schlug, sprangen sie in die Höhe und lernten sich so fortzubewegen, wie sie es heute tun.

Sie wurden bald groß und vermehrten sich so sehr, daß Aramemb beschloß, ihre Zahl zu vermindern, damit sie nicht alle Pflanzen auffräßen. So begann er sie zu jagen.

Einmal ging er in seinem Jagdeifer so weit, daß er seinen Speer mit solcher Wucht warf, daß er sich tief in die Erde einbohrte und nicht mehr herauszubekommen war. Der Speer schlug Wurzeln und wurde ein großer Baum bei Kumbis⁴¹ am Muli. Um seine Beute aber doch noch zu treffen, warf Aramemb seine Speerschleuder im Zorn hinterher. Auch sie bohrte sich in die Erde, schlug Wurzeln und wurde zu einem Bambusgebüsch.

Der Mulidema hatte das alles vom Wasser her mit angesehen. Ihm tat sein Sohn leid, der nun keine Waffe mehr hatte. So schnitt er von dem Bambus etwas ab und verfertigte daraus einen schönen Bogen, den er Aramemb gab.

Seitdem geht man nicht mehr mit dem Speer, sondern mit Pfeil und Bogen auf die Känguruhjagd.

Von Aramemb wird noch eine andere Geschichte erzählt. In ihr ist ebenfalls davon die Rede, wie er ein Känguruh hervorbrachte. Zugleich wird darin aber auch erklärt, woher die Moskitos kommen, die auf Süd-Neuguinea fast überall eine große Plage sind.

Die Moskitos

Der Dämon Aramemb trug an seinem Gürtel vorne eine große Ziermuschel⁴², und alle Leute bewunderten ihn damit sehr. Eines Nachts juckte es ihn sehr unter dieser Muschel, und dann hörte er ein leises Rascheln und Pusten, das aus ihr hervorkam. Als er sich aufrichten wollte, sprang plötzlich ein winziges Känguruh aus der Muschel hervor. So war er der Vater des Känguruhs geworden, das ihn von nun an immer begleitete.

Am Bianflusse⁴³ trafen beide einen heimtückischen Dämon, der Aramembs Känguruh heimlich tötete und zubereitete. Dann lud er Aramemb ein, mit ihm davon zu essen, wenn das Fleisch gar sei. Aber Aramemb war sehr böse darüber, daß der Biandämon seinen Liebling getötet hatte, und sann auf Rache.

Der Känguruhmörder hatte sich den schlechten Witz geleistet, in Aramembs Kalkkalabasse⁴⁴ verbrannte Haare des Känguruhs zu tun, aber Aramemb hatte das gemerkt und sprach rasch einen Zauberspruch über der Kalabasse. Da erhob sich in ihr ein lautes Summen. Aramemb schlug dem schlechten Dämon die Kalabasse so kräftig auf den Kopf, daß sie zersprang, und nun kamen die Känguruhhaare als Moskitos hervor und verfolgten den Biandämon unbarmherzig, bis er in den Fluß sprang und nie mehr gesehen wurde.

Das war Aramembs Rache für den Mord seines Känguruhs. Noch jetzt sind daher am Bian so viele Moskitos.

Der stärkste und mächtigste Moskito soll jedoch nach Domandé gegangen sein. Die übrigen Mos-

kitos folgten ihm aus Angst aber nicht, und daher kennt man in Domandé keine solche Moskitoplage wie am Bian⁴⁵.

In den Kreis der Geschichten von Aramemb gehört auch die von der ersten Ausübung des Todeszaubers, die mit der Sage von der Entstehung der Kokospalme verbunden ist. Daß gerade Kurkarileute den Todeszauber ausüben, liegt, wie schon erwähnt wurde, an einer Verwechslung ihres Stammesnamens mit Kukari, der Cycaspalme, die man für ein Zauber- gewächs hält⁴⁶. Die fliegende Zaubernuß (Oba), die zum Todeszauber benutzt wird, ist eine Zwergkokos- nuß, die so beschnitzt wird, daß sie das Aussehen eines Tierkopfes erhält, den manche für einen Schlan- gen- und andere für einen Eberkopf halten. Man füllt die Höhlung der Zaubernuß mit Blut und Kalk, die sich durch einen Zauberspruch in die Lebenskraft⁴⁷ der Zaubernuß verwandeln, und wirft dann die Nuß dem Opfer vor die Füße oder an den Körper. Statt der Zaubernuß kann man auch einen Zauberspatel (Tang) benutzen, dessen eines Ende wie ein Schlan- genkopf oder -maul gestaltet ist. Bisweilen legt man dem Opfer auch nur die Nuß oder den Spatel auf den Weg, damit es darauf tritt. Bei der Berührung mit seinem Opfer erwacht der »künstliche Dämon« in der Nuß oder dem Spatel zum Leben und dringt in den Leib seines Opfers ein, dessen »inneres Fleisch« er zerstört. Dann wird der Geschädigte ohnmächtig, und wenn er wieder zu sich kommt, hat er sein Gedächtnis verloren. Er geht nach Hause, aber er kann nie- mand berichten, was ihm geschehen ist. Könnte er das, dann wäre noch Rettung möglich. So aber ver- welkt seine Lebenskraft (Wi), deren Grundlage, eben das »innere Fleisch«, zerstört ist, und bald ist der Mensch tot⁴⁸.

Die Erfindung dieses Zaubers (Kambala), an den man fest glaubt, ist mit der Sage von der Entstehung der Kokospalme vereint.

Der Schlangensohn und die Kokospalme

Am Kumbeflusse lebte früher eine Schlange, die einen Knaben zur Welt brachte. Sie holte viele weiche Blätter, legte das Kind darauf und kroch davon, um Nahrung zu suchen. Inzwischen sahen drei Mädchen das Kind. Sie glaubten, es sei von jemandem ausgesetzt worden, und nahmen es mit nach Hause.

Als die Schlange wiederkam und merkte, daß ihr Sohn verschwunden war, folgte sie den Fußspuren der Mädchen. Als im Hause nachts alles fest schlief, wickelte sich die Schlange um die Hauspfosten und drückte sie zusammen, so daß das Haus einstürzte. Fast hätte die Schlangemutter ihren Sohn nun wiederbekommen, aber eine alte Frau bewarf sie mit glühenden Holzscheiten, so daß sie in das Gebiet der Kanum in einen Sumpf entflo. Hier lauerte sie aus Rache den fischenden Frauen auf, griff sie und verschlang sie, bis sie eines Tages von den Männern jener Frauen erschlagen wurde.

Der Sohn der Schlange hieß Jawi. Er blieb bei den Menschen und wurde ein schöner stattlicher junger Mann, den jedermann gerne mochte. Von ihm hörte auch der Feurdämon Aramemb, und da er sich einen solchen Sohn wünschte, entführte er ihn.

Jawi war jedoch schon erwachsen, und als Aramemb einmal auf der Jagd war, betrog er ihn mit dessen Frau. Aramemb kam bald dahinter, daß sein Adoptivsohn sein Nebenbuhler war, und nun beschloß er, ihn zu töten. Er holte fünf Zauberer

von den Kurkarileuten, die Jawi durch eine fliegende Zaubernuß betäubten und ihm seinen »inneren Menschen« heimlich zerstückelten, so daß man Jawi äußerlich nichts ansah. Dann erwachte Jawi wieder zum Bewußtsein, ging ahnungslos nach Hause, fühlte sich unwohl und war am nächsten Morgen tot.

Als der Trauergesang für Jawi angestimmt wurde, tat es Aramemb schon wieder leid, daß er den Todeszauber veranlaßt hatte. Er lief den Zaubern nach und bat um ein Gegenmittel, aber als er es erhalten hatte und damit zurückkam, war Jawi schon begraben. Da goß er das Mittel auf die Erde. Eine Schlange leckte es auf, und seitdem brauchen die Schlangen nicht mehr zu sterben wie die Menschen, sondern häuten sich nur und leben weiter.

Aus dem Kopfe des Schlangenjünglings Jawi wuchs die erste Kokospalme. Seine angeflochtenen Haarverlängerungen wurden die Wurzeln, der Kopf das untere Stück des Stammes, sein Leib der Stamm und seine Beine die Wedel, die sich im Winde bewegen, als ob sie gehen wollten. Aber da der Kopf von der Erde festgehalten wird, muß die Palme auf ihm stehen und kommt nicht von der Stelle.

Alle Kokosnüsse haben zur Erinnerung an den Schädel des Schlangensohnes heute noch drei Keimlöcher, die wie der Mund und die Augen Jawis aussehen.

Das Motiv vom Einsturz des Hauses kehrt in der Sage vom Schlangendämon wieder.

Der Schlangendämon

Der Schlangendämon wohnte ursprünglich in Domandé und kroch dann am Strande entlang nach Okaba, Makalin und Wamal. Von hier aus begab er sich in Menschengestalt zu den Jableuten nach Bibikem. Er erschien hier in der Gestalt eines schönen heiratsfähigen jungen Mannes und heiratete ein Jabmädchen, das nicht ahnte, daß es die Frau eines Schlangennes geworden war.

Eines Tages gingen Mann und Frau in den Garten, um Taro⁴⁹ zu pflanzen. Der Boden war durch lange Hitze und Trockenheit hart geworden und mit einem Hartholzstabe⁶⁰ schwer umzubrechen. Um sich die Arbeit zu erleichtern, verwandelte sich der Mann schnell wieder in eine Schlange und wühlte den Boden mit seinem Schwanze auf. Darüber erschrak die junge Frau. Sie lief ins Dorf zurück und sagte allen Jableuten, was mit ihrem Manne geschehen war.

Der Schlangendämon schämte sich sehr, daß ihn seine Frau in Schlangengestalt gesehen hatte, und er kroch vom Garten zum Ufer des Muli bei Ma-weol⁵¹. Da ihm die Leute aus Bibikem nachfolgten, bat er den Nautilusdämon⁵², ihm doch über den Muli nach der Insel Komolom hinüberzuhelfen. Da streckte sich der Dämon, machte sich breit und wurde zu einem Boot, in das der Schlangendämon einstieg. So entkam er nach Komolom.

Die Leute dort wollten ein Fest feiern, und als sie die große Schlange⁵³ gesehen hatten, beschlossen sie, aus ihr einen Festbraten zu machen. Der Schlangendämon hielt sich jedoch am Tage im Mangrovenwalde verborgen, und als es Nacht

wurde und alles schlief, ringelte er sich um das Dorf, zog seinen Leib zusammen und erdrückte alle Häuser mit den Leuten darin. Wo früher das Dorf war, ist heute ein Sumpf, in dem die Schlange noch immer wohnt⁵⁴.

Das Einstürzenlassen eines Hauses über ahnungslosen Leuten spielt eine Rolle in den Riten der Kultbünde. Hier kam es vor, daß man ein junges engverheiratetes Paar auf diese Weise meuchlings umbrachte, um es dann zu verzehren. Die Mädchen, die zu den Eingeweihten gebracht wurden, hatten meistens viel auszustehen, selbst wenn sie nicht ganz so grausam behandelt wurden. Etwas davon klingt in der Mythe vom Opekomanne an.

Der Mann aus Opeko

Der gewaltige Dämon Waba, der Begründer der geheimen Kultfeiern des Majobundes, schickte einen anderen Dämon aus, um ein Mädchen zu holen, das nach den Riten getötet werden sollte. Das Mädchen ahnte davon nichts, aber als es unter die Eingeweihten kam, begannen ihre Mißhandlungen. Darüber wurde es so aufgebracht, daß es einen Speer nahm und ihn dem Dämon in den Leib stieß. Sie nahm ihn auf den Rücken und trug ihn zu ihren Angehörigen⁵⁵ davon, damit sie an dem Dämon Rache nähmen.

So kam sie nach Kondo-mirav, vermochte aber den Dämon nicht weiter zu tragen. Da ergriffen ihre Angehörigen einen Mann, warfen ihn zu Boden, zogen ihn in die Länge und traten so lange auf ihm herum, bis er die Gestalt eines Einbaums

angenommen hatte. Seitdem haben alle Einbäume eine Schnitzerei, die an Nase, Ohren und Zähne eines Menschen erinnert⁶⁶.

In dieses Menschenboot legten die Verwandten des Mädchens den Dämon. Sie fuhren an der Küste entlang und dann den Kumbefluß hinauf bis nach Opeko. Hier ergriffen sie den Dämon, rammten zwei Pfähle in das Flußbett und banden ihn daran fest. Der Dämon riß sich jedoch bald wieder los, und nun wurde er aufs neue an die Pfähle gebunden, diesmal mit dem Kopfe nach unten. Er strampelte verzweifelt mit den Beinen, aber bis heute hat er sich noch nicht wieder befreien können. Weil er bei Opeko im Flusse bleiben mußte, bekam er den Namen Opeko-anem, Mann aus Opeko. An der Stelle, wo er sich im Kumbe befindet, verursacht sein ewiges Strampeln einen starken Strudel, der den Booten gefährlich werden kann.

Als die Holländer mit einem Schiffe einmal einen kleinen Affen ins Land brachten, nannten ihn alle den Opeko-anem⁶⁷, weil er so komische Bewegungen machte wie der Dämon im Kumbe.

Das Boot, dessen Entstehung in dieser Sage geschildert wird, ist stets ein einfacher Einbaum, der nur auf Flüssen und auf dem Muli brauchbar ist, während schon Fahrten nach der Insel Habé damit als ein Wagnis erscheinen. Daß es im Imokulte eine Rolle spielt, ist schon gesagt worden.

Auch die Geschichte vom tanzenden Hauspfosten behandelt das Motiv vom einstürzenden Haus. Sie spielt im Gebiete von Senaiu, wo sich der Einfluß der benachbarten Je-nan auf die Marind-anim stark bemerkbar macht.

Der tanzende Hauspfosten

In Senaiu fand einmal ein großes Fest statt. Man aß viel Schweinefleisch, trank Wati und tanzte die ganze Nacht Ngatsi⁵⁸ zum Klange der Trommeln. Manche Leute sagen auch, man hätte den Ngatsi erst später von den Bodileuten⁵⁹ gelernt und damals noch Bendelgesänge⁶⁰ zum Tanzen gehabt, aber das tut nicht viel zur Sache.

Jedenfalls war am Morgen alles sehr müde vom Tanzen und Trinken, und bald schlief alles im Festhause, zu dem man besonders schöne Pfosten geschnitzt hatte.

Während alle Leute schnarchten, kam es einem der Pfosten in den Sinn, daß er doch auch einmal versuchen könne, wie die Menschen zu tanzen. Es war nämlich kein gewöhnlicher Pfosten, sondern ein Pfostendämon.

Leider war sein unteres Ende in die Erde eingegraben, und so bewegte sich nur das obere Ende des Pfostens im Takte hin und her. Das machte dem Pfostendämon Spaß, und seine Bewegungen wurden immer heftiger. Schließlich waren sie so stark, daß sich auch sein unteres Ende gelockert hatte, und als der Dämon nun weitertanzen wollte, da rutschte er aus und fiel lang hing. Das Dach, das er getragen hatte, stürzte herab und fiel auf die schlafenden Leute.

Die fuhren aus ihrem Schläfe auf, und in ihrem ersten Schreck schrien sie laut: »Pak! pak!«

So entstanden die Frösche.

Bei den Je-nan gibt es eine besondere Totemgruppe, die ihren Ursprung auf diesen Hauspfostendämon zurückführt. Man findet bei ihnen auch viel häufiger

als bei anderen Stämmen geschnitzte Pfosten an Häusern oder auch an Brücken⁶¹, und meistens haben diese Pfosten die Gestalt von Menschen, Tieren⁶², Trommeln oder Booten. Auch die nördlichste Marindsiedlung Po nahe dem Je-Gebiet zeichnet sich durch schöne Hauspfosten aus, die weiter im Süden fehlen. Stämme des Ostens wie die Kurkarileute werden in einer anderen Geschichte erwähnt, die zu erklären versucht, warum die Pfeile und Bogen der Marindanim von denen ihrer Nachbarn verschieden sind. Es sind das der Stamm der Je-nan am oberen Maroflusse, die Kanum-irebe im Osten und der winzige Stamm der Morauri oder, wie die Marindanim sagen, der Mangat-anim (»Zahnmenschen«⁶³), der 1934 nur noch an fünfundsiebzig Mitglieder hatte. Sie haben ihre eigenen Sprachen und etwas abweichende Sitten, stehen aber doch den Marindanim einigermaßen nahe.

Der Bogendämon

In alten Zeiten kannte nur der Bogendämon Pfeil und Bogen. Alle anderen Leute mußten die Känguruhs dadurch erbeuten, daß man auf Treibjagden mit Holzknüppeln nach ihnen warf; Schweine konnte man damals überhaupt noch nicht jagen. Der Bogendämon lebte verborgen im Walde am Obaflusse⁶⁴ im Lande der Je-nan. Die waren sehr böse auf ihn, denn er schoß alle Känguruhs weg, und sie hätten gerne einmal Fleisch gegessen. Auch ihre Nachbarn, die Marindanim in Po und Senaiu, hatten unter dem Bogendämon zu leiden. Nicht einmal bei ihren Festen gab es Fleisch. Sie taten sich mit den Je-nan zusammen und stellten dem Dämon nach, aber er entfloh ihnen zum Kumbeflusse. Auch dort verärgerte er die Leute durch sein Känguruhtöten, und schließlich ver-

folgten ihn viele Männer, sogar Mangat- und Kanumleute, von einem Ort zum andern, und der Dämon war ständig auf der Flucht vor ihnen. Seine Spur war aber leicht zu finden, denn wo er gewesen war, da gab es keine Känguruhs mehr. Seine Tochter floh immer mit ihm.

Eines Tages stellten die Verfolger beide jenseits des Kumbeflusses und ergriffen sie. Sie zerrten an dem Bogendämon so heftig, daß sie ihn in zwei Teile zerrissen. Die Leute von der Küste und vom Kumben hatten seine untere und die Waldleute⁶⁶ — die Je-, Mangat- und Kanumleute — die obere Körperhälfte in den Händen. Daher haben die Küstenleute heute einen Bogen mit zwei Enden, die den Füßen des Dämons gleichen, die Waldleute aber einen anderen, dessen Oberende an die Nase des Bogendämons erinnert.

Dann zogen die Leute weiter an der Tochter des Dämons, und auch sie wurde in zwei Teile zerrissen. Daher kommt es, daß die Küstenleute, die nur die untere Hälfte des Mädchens bekamen, heute nur sehr einfache und schmucklose Pfeile haben. Die Je-nan bekamen jedoch den schönen Kopf des Mädchens mit seinem reichen Schmuck, und daher können sie auch so prächtige rotbemalte und gelackte Pfeilspitzen herstellen⁶⁶, wie es kein Mensch bei den Küstenleuten versteht.

In der Sage »Der Mann aus Opeko« ist von einem Boot die Rede, das aus einem Menschen geformt wurde. In den gleichen Sagenkreis gehört die Sage vom Holzkrokodil. Sehr seltsam ist es, daß bei den Makleuga das Boot Imo heißt, das Krokodil aber Javun, und das ist wieder der Marind-Ausdruck für einen Einbaum.

Das Holzkrokodil

Die Dämonen machten einmal eine große Reise in einem Einbaum. Es war ein sehr großes Fahrzeug, das sie abends, wenn sie an Land übernachteten, etwas auf das Ufer zogen.

Sie fuhren den Maro hinab und gelangten nach Gandin⁶⁷ etwas oberhalb von Ermasuk, das die Fremden heute Merauke nennen. Hier übernachteten sie wieder. Sie hatten aber nicht daran gedacht, daß hier die Wellen stärker sind als im Binnenlande⁶⁸, denn es waren alles Dämonen aus dem Hinterlande.

Während sie in Gandin schliefen, rüttelten die Wellen am Einbaum und bewegten ihn so heftig, daß er ins Wasser glitt. Durch die heftigen Bewegungen des Bootes wuchsen ihm unversehens Füße, und sein Hinterende wurde beweglich, so daß es zu einem Schwanz wurde, während das Vorderende mit seiner Zackenschnitzerei zu einem Maule mit großen Zähnen wurde. Das erste Krokodil war entstanden.

Die Dämonen hatten davon nichts bemerkt. Sie suchten am Morgen vergeblich ihr Boot und sahen auch das Krokodil nicht, denn es war untergetaucht. Die Dämonen dachten, das Boot sei untergegangen, und wateten ins Wasser, um es zu suchen. Da packte das Krokodil viele von ihnen und zog sie unter Wasser.

Die Dämonen gaben die Suche nach ihrem Boot erschrocken auf und machten sich daran, ein neues Fahrzeug zu bauen. Ihnen schien ein Baumstamm dafür geeignet, der nahe dem Ufer lag, aber als

sie sich ihm näherten, rutschte er ins Wasser. Es war das neuentstandene Krokodil gewesen.

Nun begriffen die Dämonen, daß dies Wesen ihre Freunde unter Wasser gezogen hatte, und sie beschlossen, es zu töten.

Das war aber nicht so einfach, denn wenn es wieder auftauchte und sie ihre Speere nach ihm warfen, prallten sie an seiner harten Haut ab, und das Untier tauchte wieder in die Tiefe.

Als es dann lange Zeit unten blieb, tauchte ein tapferer junger Dämon hinab, der zum Atmen ein langes Bambusrohr mitgenommen hatte. Auf dem Grunde des Flusses fand er das Krokodil schlafend inmitten seiner erbeuteten Schädel. Er fesselte es mit starken Rotanbänden und stieg mit dem Gefangenen wieder nach oben.

Hier töteten die Dämonen das Krokodil und aßen es auf. Damit war die Gefahr aber nicht beseitigt, denn das Krokodil hatte viele Eier gelegt, aus denen neue Tiere entstanden⁶⁸. Sie waren sehr geil, so daß man heute noch einen unsittlichen Menschen einen Krokodilmann schilt, und darum wurden sie sehr zahlreich.

Wenn sie am Ufer ruhen, sehen sie immer noch aus wie alte Baumstämme.

Das Krokodil wird von den Je-nan als Erfinder des Todeszaubers⁷⁰ angesehen, dessen Erfindung man bei den Marind-anim den Kurkarileuten zuschreibt. Die Je-nan nennen das Krokodil für gewöhnlich Dabau oder Debo, und danach heißt ein krokodilreicher Nebenfluß des Maro Debojid, das heißt Ruheplatz (Jid) der Krokodile. Spricht man von den Tieren aber als von Wesen, die mit der Magie in Beziehung stehen, dann nennt man sie Kambale, und dies Wort

hängt mit dem für den Todeszauber (Kambal, Marind: Kambara) eng zusammen. Aus einem gewöhnlichen Krokodil sollen Zauberer dadurch einen Dämon in Menschengestalt machen können, daß sie ihm den Schädel eines kleinen Kindes zu fressen geben. Ein solcher »Schädeldämon« (Oré-jawal⁷¹) kann auch aus einer Giftschlange entstehen, wenn ein Mann nach dem Tode seines Sohnes mit einem Kopffjagdschädel in den Wald geht und die Schlange dort beschwört, den Mörder seines Sohnes zu rächen, denn daß man auf natürliche Weise sterben kann, glaubt man nicht. Immer muß jemand gesucht werden, der am Tode schuld ist, und an ihm nimmt man dann Rache.

Bei den Marind-anim steht das Krokodil auch in Beziehungen zur Betelpalme, deren Früchte man mit den Höckern der Krokodilhaut vergleicht.

Die Betelpalme

In der alten Zeit veranstalteten die Dämonen einmal ein Schweinefest. Davon hörte der Krokodildämon und ging mit seiner Frau dorthin, damit beide auch ihren Anteil am Schweinefleisch bekämen und der Mann mittanzen könnte⁷².

Vor dem Dorfe begegnete ihnen ein Mädchen der Altersklasse Iwag. Es betrachtete den Krokodildämon und fand seine Haut hart und höckerig. Deshalb schlug ihm das Mädchen vor, die Haut zunächst einmal zu ölen und geschmeidig zu machen, damit der Krokodildämon zum Fest auch schön sei.

Während das Mädchen mit ihren Freundinnen seine Haut einölte und knetete, sah ein Dämon namens Mana die schöne Frau des Krokodildämons und betrog ihn mit ihr. Dann aber bekam

Mana Angst, daß der Ehemann sich an ihm rächen würde, und um ihm zuvorzukommen, nahm er seine Keule, schlich sich von hinten an den Krokodildämon heran und erschlug ihn mit einem gewaltigen Hieb. Dann entfloh er.

Man wickelte den Toten in weiche Melaleucarinde⁷³ und begrub ihn unter großen Klagen. Am nächsten Morgen war aus dem Grabe ein unbekannter Palmbaum entsprossen, der seltsame Früchte trug, die den Höckern der Krokodilhaut ähnlich sahen. Es war die erste Betelpalme.

Die Leute probten ihre Nüsse und fanden, daß sie anregend wirkten. Bei allen färbten sich die Zähne schwarz, und der Speichel wurde blutrot. Immer mehr Leute kamen herbei, die alle die Nüsse essen wollten. So war bald nur noch eine einzige kleine Fruchttraube vorhanden.

Da erschien ein häßlicher hautkranker Knabe, den niemand kannte. Er nahm den Leuten diese letzten Betelnüsse weg, besprach sie und zauberte Würmer hinein, die sie ungenießbar machten. Es war gut, daß er das tat, denn nun konnte man diese letzten Nüsse, die noch gerade keimfähig waren, einpflanzen. Daraus entstanden dann neue Betelpalmen, und nun gibt es genug davon, daß alle Leute Betel kauen können.

Der häßliche Knabe⁷⁴ war der Krokodildämon, der in seinem Grabe keine Ruhe gehabt hatte, weil die Leute sonst alle Früchte vernichtet hätten. Niemand erkannte ihn wieder, aber hätten die Leute aufgepaßt, so hätten sie merken können, daß seine Haut so rauh war wie die eines Krokodils.

Während die Je-nan die Zauberkünste auf den Krokodildämon selbst zurückführen, ist es bei den Marind-anim dessen Freund Ugu, der ebenfalls krokodilartige Züge hat. Die seltsame Geschichte von seiner Haut kommt auch bei dem Stamme der Sulka auf der weit entfernten Insel Neubritannien⁷⁶ vor, ohne daß ein Zusammenhang mit der Ugusage erkenntlich wäre.

U g u s H a u t

*H*arau⁷⁶ war die erste Frau, die es verstand, aus dem Mark der Sagopalme Mehl zu klopfen. In Senaiu wurde sie von Elme geheiratet und gebar ihm nach zwei Tagen bereits einen Sohn, der den Namen Ugu bekam.

So seltsam wie seine Geburt, so lebhaft war Ugu Verstand. Er war der erste, der Zauberkünste ausübte. Wenn er mit Elme auf die Jagd ging, brauchte er keine Waffen, sondern von einem Baume aus erlegte er durch Zauber so viele Wildschweine, Känguruhs oder Kasuare, wie er nur wollte. Damit das aber nicht auffiel, nahm er nachträglich seine Pfeile, beschmierte sie mit Blut und tat so, als hätte er mit ihnen gejagt.

Ugu konnte auch wie ein Krokodil lange im Flusse tauchen und hatte auch Zähne wie ein Krokodil. Damit erschreckte er oft die Leute. Er neigte überhaupt dazu, allerlei böse Streiche auszuführen, schlug seine Freunde viel und war unehrerbietig gegenüber den alten Männern. Da er so wenig Scham und gute Sitte hatte, kamen die Ältesten schließlich überein, ihn zu töten, aber die Männer erreichten nichts, als daß sie ihm ein paar seiner

Zähne ausschlugen, die man jetzt noch in Senaiu sehen kann.

Nun begab sich Ugu nach Alaku an die Küste und führte sich hier ebenso schlecht auf. Die Alten waren auch hier bald böse auf ihn, aber die Knaben bewunderten ihn wegen seiner Schwimm- und Tauchkünste. Eines Tages sagte er ihnen, auch sie könnten so gut schwimmen und tauchen lernen wie er selbst. Als sich ein Knabe bereit erklärte, mit ihm zu tauchen, zog Ugu seine eigene Haut ein Stück vom Körper weg, denn sie war sehr dehnbar, öffnete sie, ließ den Knaben mit hineinschlüpfen und schloß die Haut dann wieder.

So schwamm und tauchte der Knabe lange mit Ugu, und als beide wieder an Land kamen und Ugu den Knaben aus seiner Haut steigen ließ, wollten die anderen Knaben nun auch mit Ugu tauchen. Es waren soviel Knaben, wie ein Mensch Finger und Zehen hat⁷⁷, aber Ugu machte seine Haut so weit, daß alle hineingingen, und nun schwamm und tauchte Ugu wieder mit ihnen.

Sie blieben mehrere Tage unter Wasser, und nichts verriet an der Oberfläche, daß Ugu unter ihr mit den Knaben schwamm. Bisweilen näherte er sich Menschen, die beim Fischen waren, ergriff sie unvermutet und verschlang sie, so daß in den Dörfern am Strande überall große Trauer entstand. Die Knaben unter seiner Haut mußten sich indessen vom Blut ernähren, das sie sich gegenseitig aus dem After sogen.

Als Ugu wieder ans Land stieg und die Knaben seine Haut verließen, waren sie ganz erschöpft und waren böse über die lange Zeit, die sie unter

Ugus Haut in Dunkelheit und Hunger zugebracht hatten.

Aus Rache für diejenigen, die Ugu getötet hatte, speerte ihn einer der Männer. Man zog ihm seine Wunderhaut ab und gab den ausgehungerten Knaben sein Fleisch zu essen. Kaum hatten sie es verzehrt, da spürten sie alle besondere Kräfte in sich. Durch den Genuß von Ugus Fleisch waren sie die ersten Zauberer geworden⁷⁸.

Ugus Haut wird heute noch in Saror aufbewahrt. Mit ihr können die Zauberer immer noch tauchen und sich unter Wasser an ihre Opfer anschleichen, wie es früher Ugu selbst getan hat.

Harau, die Mutter Ugus, ist eine Demafrau, die mit der Sagopalme eng verbunden ist. Sie war diejenige, die als erste Sagomehl bereitete. Der Ursprung der Sagopalme wird dagegen dem Dema Wokabu und seiner Frau Sangon zugeschrieben. Alle drei Dema spielen eine besondere Rolle in den Überlieferungen der Mahuhe, der Sagopalmentotemleute.

Die Entstehung der Sagopalme

In der Gegend von Sivasiv⁷⁹ wurde ein Fest gefeiert, und es gab viel Schweinefleisch zu essen. Wokabus Frau Sangon hatte solche Mengen davon genossen, daß ihr noch nach der Rückkehr in ihr Dorf der Leib weh tat.

Keine Beschwörung und keine Medizin konnten ihr helfen, aber schließlich platzte ihr angeschwollener Leib auf, und es kam eine weiche hellrote Masse zum Vorschein, wie sie noch niemand gesehen hatte. Sangon glaubte, es sei eine Mißgeburt, und aus Scham verschwieg sie den Vorfall

ihrem Manne und verbarg das, was aus ihrem Leibe gekommen war, in einen Frauenschurz⁸⁰ eingewickelt in der Hütte.

Als sie einmal in den Garten gegangen war, um Bananenstämme zu holen, wie man sie damals aß⁸¹, durchstößerte ihr Mann Wokabu ihre Sachen. Er schämte sich nicht wie die heutigen Männer, die keinen Frauenschurz anfassen und ihn nicht einmal beim Namen nennen⁸², und so fand er das, was seine Frau eingewickelt hatte. Ein Stück davon fiel ihm auf das Feuer, und als ein leckerer Geruch davon aufstieg, kostete er es und fand, daß dieser Sago besser schmeckte als Bananenstamm-Mark. Da kam seine Frau nach Hause, und rasch versteckte er den Sagorest unter den Bastzöpfen, die an seine Haare angeflochten waren. Sangon hatte aber gesehen, was er tat, und schlug ihm mit der Hand um die Ohren, so daß der rohe Sago zur Erde fiel.

Am nächsten Tage war aus dem Rohsago ein Baumstamm gewachsen, aber es waren keine Blätter daran. Da bat Wokabu einen Mann aus der Familie der Wasserleute⁸³, ihm Fische zu fangen. Der Mann brachte ihm Rochen, und Wokabu klebte sie an den Stamm. Da wurden aus den Fischen die breiten Ansätze der Blätter, wie sie die Sagopalme hat. Noch einmal bat Wokabu um Fische, und nun erhielt er Sägefische, die er auf die Blattansätze steckte. Nun wurden aus den Sägen der Fische richtige schöne Palmblätter, und die erste Sagopalme war entstanden.

Kaum stand die Palme, da kam ein Schwarm von Honigvögeln⁸⁴ herbei, die sich auf die obersten

Blätter setzten, und ganz oben über ihnen ließ sich ein weißer Reiher nieder. Da wurden die Vögel zu den Blüten der Sagopalme.

Wokabu wollte nun die Palme fällen, um an ihr nahrhaftes Mark zu kommen. Damals gab es aber noch keine Steinbeile, und niemand wußte, wie man das Fällen bewerkstelligen sollte. Es war aber damals gerade ein Dämon vom oberen Digulflusse ins Land gekommen. Dem nahm Wokabu einen seiner riesigen Zähne und machte daraus ein Steinbeil. Der Dämon, dem Wokabu viele Schmerzen bereitet hatte, floh und ging in das Gebiet östlich vom unteren Maro. Hier blieb er und wurde der Stammvater der Mangat-anim, der »Zahnmenschen«, die dort heute noch wohnen⁶⁵.

Wokabu nahm das Steinbeil und schlug an den Stamm der Palme. Da hörte man einen furchtbaren Schrei. Der Dämon, der im Stamme gesessen hatte, sprang aus ihm heraus und floh davon. Die Sagopalme, die nun nicht mehr von ihm beschützt war, stürzte zu Boden.

Nun wußten Wokabu und Sangon nicht, wie sie an das nahrhafte Mark der Palme kommen sollten, aber zum Glück kam damals gerade eine junge Frau namens Harau aus Oan am oberen Bianflusse zu ihnen, und sie war die einzige, die wußte, wie man den Stamm öffnen mußte und wie man aus dem Mark durch Wässern Mehl bereiten konnte. Sie half den beiden Sagomehl zu machen. Beide vertrugen sich wieder, und seitdem ißt niemand mehr Bananenstamm-Mark.

Nur manche unter den Sumpfmenschen jenseits des Muli wissen heute noch nicht, wie man Sago-

mehl macht⁸⁶, aber sie sind auch keine wirklichen Menschen.

Harau ist das Ideal einer guten und tüchtigen Marind-frau. Immer ist sie fleißig bei der Sagomehلبereitung, und den Männern gegenüber, die sich bisweilen ein besonderes Abenteuer mit ihr versprechen, ist sie sehr zurückhaltend, wie es sich gehört. Von einer ordentlichen Frau und einem wohlherzogenen Mädchen erwartet man, daß es mit keinem Fremden spricht, der ihr nicht in aller Form durch den Vater oder Ehemann vorgestellt worden ist, und daß sie nicht lacht, wenn Männer Witze machen. Nur alten weißhaarigen Frauen erlaubt man das. Bemerkenswert ist es auch, daß Harau ausdrücklich als schön bezeichnet wird und zwar nicht mit dem gewöhnlichen Ausdruck kabil, der auch »fett« bedeuten kann, sondern mit dem Worte waninggap, das »schön« und zugleich »gut« bedeutet.

Haraus Gegenspieler ist der Kasuardämon Jagil, der Dema des großen Laufvogels von Neuguinea, der von den Marind-anim nicht unter die Vögel gerechnet wird, weil er nicht fliegen kann⁸⁷. Da seine eindeutige Verlockung, mit ihm »in den Wald zu gehen«⁸⁸, von Harau nicht befolgt wurde, besteht kein Zusammenhang zwischen dem Kasuartotem und dem Sago-totem, und beide dürfen einander heiraten.

Der Kasuar

Der Kasuardämon Jagil wohnte auf der Insel Komolom⁸⁹. Er konnte die Gestalt eines Jünglings annehmen, aber nicht ganz, denn ein Bein behielt die Form eines Kasuarbeins, so daß er eine seltsame Fußspur hinterließ, halb wie ein Mensch, halb wie ein Kasuar.

Jagil war ein übermütiger Kerl und machte sich einen Spaß daraus, am Tage, wenn die Frauen in

den Gärten arbeiteten, in die Häuser zu schleichen und ihre Schurze zu verstecken. Das beobachtete eine alte Frau, verriet es den Männern und zeigte ihnen die merkwürdigen Spuren. Man folgte ihnen, stöberte Jagil auf, der gerade völlig Kasuargestalt angenommen hatte, und tötete ihn mit einem Speerwurf.

Der Kasuar wurde geschlachtet und zerteilt, und am nächsten Tage wollten die Komolomleute ihn essen. Nachts verwandelte sich das Fleisch jedoch in Bäume, die Akénüsse⁹⁰ trugen, und das Fleisch wurde zu Wasserapfelbäumen⁹¹.

Heimlich schlichen sich Jagils Brüder und seine Mutter herbei. Die Mutter packte seine Eingeweide in ihren Rückenkorb, und die Brüder warfen seine Knochen ins Feuer, aus dem ein gewaltiger Rauch aufstieg. Er wurde zu einer dunklen Wolke, und dann brach aus ihr unter heftigem Donnern ein Blitz hervor, der das ganze Dorf mit seinen Einwohnern verbrannte⁹².

Unterwegs merkte die Mutter, daß sich etwas im Rückenkorbe bewegte, und sie hörte einen tiefen Ton. Plötzlich sprang Jagil, der aus seinen Eingeweiden neu erstanden war, aus dem Korbe wieder heraus. Mit ihm zogen nun seine Brüder und seine Mutter durch das Gebiet der Jableute zu den Leuten am oberen Bulaka.

Hier lebte die schöne Harau, die eine Meisterin in der Bereitung von Sagomehl aus dem Mark des Stammes der Sagopalme war. Täglich ging sie in den Sagosumpf und arbeitete hier sehr fleißig.

Des öfteren nahte sich ihr Jagil in der Gestalt eines schönen jungen Mannes und versuchte, mit

ihr ein Gespräch zu beginnen. Harau war aber zu wohlherzogen, als daß sie ihm geantwortet hätte, und wenn Jagil Scherze machte, lachte sie nicht. Als er es sich aber herausnahm, ihr auf dem Heimweg bis kurz vor das Dorf zu folgen und ihr sogar vorschlug, mit ihm alleine in den Wald zu gehen, da verjagte sie ihn, und Jagil lief in Kasuargestalt davon.

Harau beschwerte sich in ihrem Dorfe über diese Belästigungen, und ihr Vater forderte die Männer auf, dem unbekanntem Kasuarjüngling aufzulauern. Weil es aber auch andere Kasuare gab, trug er Harau auf, Jagil bei seinem nächsten Annäherungsversuch mit einem Kennzeichen zu versehen.

Als Jagil wieder zur fleißigen Harau kam, tat sie, als hätte sie ihn nun doch erhört und wolle mit ihm in den Wald gehen, wenn sie mit der Arbeit fertig sei. Um ihn aber wiederzuerkennen, hing sie ihm ein Stück getrocknetes rötliches Sagomehl um den Hals. Daher haben die Kasuare alle einen roten Halslappen.

Harau entwischte dem wartenden Jagil und verriet ihren Verwandten, woran er zu erkennen sei. Alle machten sich auf, um ihn mit ihren Hunden zu verfolgen, aber der starke Kasuar trat die Hunde tot und lief in höchster Eile bis zum Bianflusse.

Hier verkroch er sich in dem Sumpfe Oan⁶³, und seine Mutter verwandelte sich in hohes Schilf rings um ihn, so daß ihn keiner finden und töten konnte.

Das Motiv der seltsamen Spur hat der Kasuar-
dämon mit dem Storchendämon gemein. Der Storch
ist zugleich aber auch der Erfinder des Schmucks,
denn nach den Paradiesvogelfedern werden die des
Storches am meisten geschätzt. Außerdem ist er der
Erfinder des berauschenden Watitranks, und deshalb
haben die Gestalten der Storchsagen oft etwas an
sich, was an die Betäubung nach dem Trinken erin-
nert.

Der Rauschtrankstorch

Der Riesenstorchdämon hieß Olé⁸⁴. Er stand in
einem Sumpfe und holte sich mit seinem langen
Schnabel Fische heraus, um sie zu verspeisen. Das
beobachteten Leute, die selbst gerne den großen
Vogel erbeutet hätten.

Sie schnitzten aus weichem Holz einen Fisch und
steckten einige widerhakenbesetzte Stacheln vom
Rochen⁸⁵ hinein. Diesen Holzfisch banden sie an
eine Schnur und warfen ihn in den Sumpf. Nach
einiger Zeit schnappte der Storch auch wirklich
nach diesem Köder, und da sich die Rochenstacheln
in seinem Schnabel festgesetzt hatten, konnten
die Leute den Storch an sich heranziehen, ihn
fesseln und als Beute nach Hause tragen. Da es
aber schon spät abends war, schlachteten sie ihn
noch nicht, sondern sperrten ihn in ein Haus und
beauftragten eine alte Frau, den Gefangenen zu
bewachen.

Die Alte setzte sich vor die Tür und vertrieb sich
die Zeit mit Mattenflechten. Einmal schrak sie auf,
weil sie drinnen etwas klatschen hörte. Dann war
wieder alles still, bis sie ein klapperndes Geräusch

vernahm. Wieder herrschte Ruhe. Plötzlich tat sich die Tür auf, und ein wunderschöner Jüngling schritt an der Alten rasch vorbei, die viel zu verdutzt⁶⁶ war, um ihm zu folgen oder die Männer zu rufen. So war der Jüngling bald entschwunden.

Es war der Storch, der sich verwandelt hatte. Als er seine Haarverlängerungen geölt hatte, vernahm man das Klatschen, und als er den Schmuck anlegte, klapperte er. Nur eins unterschied den Storchenjüngling von Menschenjünglingen, nämlich daß seine Füße nach hinten gedreht waren. Das war sein Glück, denn als am folgenden Tage die Männer seine Fußspuren entdeckten, da wußten sie nicht, daß sie nicht in die Hütte hinein, sondern von ihr fort führten, und so konnte niemand den Storchenjüngling verfolgen.

Er begab sich inzwischen zum Maroflusse, dorthin, wo heute der Ort Ermasuk liegt, den die Fremden Merauke nennen. Hier setzte er sich hin, riß sich Achselhaare aus und begann sie zu kauen. Andere Jünglinge gesellten sich zu ihm und wunderten sich über sein Tun. Als sie ihm aber allzu zudringlich wurden, kamen ihm plötzlich aus den Armen Federn heraus und Nase und Beine wurden dünn und lang. Er war wieder zum Storch geworden und flog nach Birok zwischen dem Maro- und dem Kumbeflusse. Hier nahm er wieder Menschengestalt an, riß sich wieder Achselhaare aus und tat sie diesmal in die Erde. Sofort sproßten daraus die ersten Watipflanzen empor. Man wußte aber damals noch nicht, daß man sie kauen muß, um daraus einen scharfen Rauschtrank zu erhalten, und niemand achtete auf sie.

Nur ein Dämon namens Wokabu hatte den Storchenjüngling beobachtet, schlich sich heimlich heran und stahl einige von den Pflanzen. Der Storch merkte das aber, kam schnell herbei, riß Wokabu die Pflanzen aus der Hand und schlug ihm damit um den Kopf, so daß er ganz betäubt war. So wurde Wokabu der erste, der vom Wati berauscht war.

Zornig zog der Storchenjüngling zu den Sumpfmenschen⁸⁷ weiter. Zur Erinnerung an ihn sehen heute noch die Stengelknoten der Watipflanzen genau so aus wie die Storchenknie⁸⁸.

Die Leute aus Kumbe an der Mündung des gleichnamigen Flusses werden von anderen Marind-anim öfter mit ihrer Einfalt aufgezogen, übrigens sehr ungerechterweise, da sie keineswegs dümmer als Leute aus anderen Dörfern sind. Ihnen sagt man nach, daß sie den Storchendämon im Watirausch braten wollten.

Die Storchbrater

Der Storchendämon fing einmal in der Nähe des Dorfes Kumbe am Flusse Fische. Die etwas einfältigen Kumbeleute merkten nicht, daß es kein gewöhnlicher Storch, sondern ein Dämon war, und sie fingen ihn, banden ihn und warfen ihn auf ein Feuer, um einen guten Braten aus ihm zu machen. Sie freuten sich schon auf das gute Essen, und während der Storchendämon auf dem Feuer lag, kauten sie Stengel der Watipflanze und tranken ihren Saft, bis sie davon ziemlich berauscht waren.

Endlich hörten sie ein Zischen und nahmen das für ein Zeichen, daß der Storch auf einer Seite schon gar sei und das Fett ins Feuer lief. Halb betrunken drehten sie ihn auf die andere Seite, und nach einiger Zeit zischte es wieder. Da wandten sie den Storch auf den Rücken und freuten sich, daß der Braten nun gleich fertig sei. Zum dritten Male hörten sie das Zischen, und als sie auf das Feuer blickten, da flog der Storchendämon davon.

Erschrocken sprangen die Kumbeleute auf. Das Feuer war erloschen, nachdem es die Fesseln des Storchendämons durchgebrannt hatte, denn in seiner Angst hatte er sich dreimal naß gemacht, und davon war es ausgegangen.

Seitdem werden die Kumbeleute böse, wenn man sie fragt, wie Storchenbraten schmeckt.

Vom Storchendämon gibt es jedoch auch eine Geschichte, die ihn von einer anderen Seite schildert als nur der des schönen jungen Mannes, der Rauschtrank und Schmuck bringt. Man sagt ihm eine Kopffjagd nach, von der aber die Leute aus dem Seeadler-totem nicht gerne hören wollen.

Der Storch als Kopffjäger

Der Storch Ndik und der Seeadler Kidub waren Freunde. Sie lebten in Menschengestalt in einem Dorfe, und niemand ahnte, daß sie Vögel waren. Wenn sie aber weit vom Dorfe entfernt am Sumpfe waren, verwandelten sie sich in Vögel und fingen viele Fische. Auf dem Rückwege nahmen sie wieder Menschengestalt an und brachten

die Fische auf Pfeile aufgereiht nach Hause, als wären sie mit ihnen geschossen worden.

Kidubs Frau war beiden aber einmal nachgeschlichen und hatte alles genau beobachtet. Als Kidub sich einmal bereiterklärte, ihr im Garten zu helfen, da lachte sie ihn aus und sagte: »Gehe lieber wieder mit Ndik fischen, das versteht ihr beide besser als Gartenarbeit, sogar ohne Pfeil und Bogen!« Da merkten Kidub und Ndik, daß die Frau ihr Geheimnis wußte, und aus Angst, sie könnte es weiter ausplaudern, schnitt ihr Ndik mit einem Bambusmesser in der Nacht den Kopf ab und flog damit zu einem Sumpfe bei Urumb.

Kidub flog ihm schreiend nach. Über dem Sumpfe ließ Ndik den Kopf fallen, denn Kidub griff ihn an, und beide kämpften miteinander, bis Ndik sich an den Rand des Sumpfes zurückzog.

Nun versuchte Kidub den Kopf aus dem Sumpfe zu fischen. Im Wasser saß jedoch ein Fischdämon, der den Kopf jedesmal unter Wasser zog, wenn Kidub darauf zustieß. Das tat er so lange, bis Kidub ermüdet seine Versuche aufgab und davonflog.

Da watete Ndik vom Sumpfrande bis zum Fischdämonen hin, ergriff ihn mit seinem Schnabel und fraß ihn auf. Dann nahm er den Kopf von Kidubs Frau und brachte ihn nach Hause zu seinen Kindern. Nun konnte er ihnen einen Namen geben⁹⁹.

In Wirklichkeit wird auch der größte Kopffäger sich nie am Leben eines Familienmitgliedes seines Freundes vergreifen, aber die Dämonen stehen wie die altgriechischen Götter jenseits aller Moral.

Von der Entstehung der Einwohner am oberen Digulstrom berichtet die Sage von den Nashornvögeln.

Die Nashornvögel

Eine Schlange brachte mehrere schöne Knaben zur Welt. Sie legte alle in ein Körbchen, und hier wuchsen sie auf.

Einmal war sie mit ihren Kindern unterwegs und gab ihnen geröstete Fische zu essen, die sie auf einem Holzfeuer zubereitet hatte. Dann hing sie das Körbchen der Sicherheit wegen an einen hohen Baum.

Die Knaben hatten aber heimlich die Reste der Fischmahlzeit und zum Wärmen während der Nacht auch noch etwas glühendes Holz mit ins Körbchen genommen. Als sie nun oben am Baume hingen, da begannen sich die Knaben um das Essen zu streiten und bewarfen sich mit glühenden Holzresten, die sie in ihrer Wut schließlich bis an den Himmel warfen, so daß man sie dort noch als Sterne erblicken kann.

Die Ungezogenheit ihrer Kinder ärgerte die Schlange so sehr, daß sie davonkroch, ohne sich nach ihnen umzublicken. Da saßen nun die Knaben auf dem Baume und mußten vorsichtig herunterklettern. Nach vielen Versuchen gelang das auch allen bis auf den Jüngsten, der sich nicht traute, am Stamme hinabzurutschen. Als er aber so ganz alleine oben geblieben war, da befestigte er sich schließlich Federn an seinen Armen und wurde zum Regenpfeifer⁷⁰⁰, der vom Baume flog. Seine Brüder wanderten weiter und kamen bis

zum Digulstrom¹⁰². Nachts froren sie sehr, und da ihr warmes Körbchen oben auf dem Baume hängengeblieben war, krochen sie in einen hohlen Baumstamm und schliefen dort bis zum Morgen. In der Frühe kamen Digulmädchen vorbei und hörten ein Summen im Baume. Sie dachten, es seien wilde Bienen, aber als sie den Baumstamm öffneten, kamen die Knaben hervor. Erfreut über ihren Fund, geleiteten die Mädchen sie ins Dorf. Hier wurden die Knaben adoptiert, und als sie später erwachsen waren, heirateten sie die Mädchen¹⁰³, die sie gefunden hatten.

Der Älteste der Brüder hatte zuerst einen Sohn, der gerne mit Pfeil und Bogen spielte. Aus Versehen traf er dabei eine alte Frau ins Bein. Darauf schalten ihn die Frauen alle tüchtig aus. Das nahm er sich sehr zu Herzen, denn er hatte ja nicht aus Bosheit gehandelt, und nun sann er auf Rache.

Als einmal alle Frauen und Mädchen zum Fischfang mit Handnetzen in den Sumpf gegangen waren, begab er sich in den Wald und fertigte hier große Schnäbel aus Holz und viel Federschmuck an. Dann rief er seinen Vater und die übrigen Männer und schlug ihnen vor, er wolle sie das Fliegen lehren. Sie waren damit einverstanden, legten den Federschmuck an und banden sich die Schnäbel vor. Zuerst flatterten sie von einem kleinen Baume herab, dann von immer höheren, und schließlich flogen sie mit rauschendem Flügelschlag als Nashornvögel¹⁰³ davon.

Die Frauen fanden bei ihrer Rückkehr keine Männer mehr im Dorfe vor. Dann sahen sie die

Nashornvögel vorbeifliegen, und da sie ahnten, was geschehen war, wollten sie nun auch Vögel werden. Sie holten sich ebenfalls Federn und schnitzten sich Schnäbel, aber sie waren nicht so geschickt wie der Knabe, und als sie endlich als Nashornvogelweibchen davonflogen, waren sie bei weitem nicht so schön wie die Männer.

Unter ihnen war eine schwangere Frau, die zu schwer zum Fliegenlernen war. Sie machte sich daher nur einen kleinen Schnabel, und so wurde sie zum Paradiesvogel, der nicht weit zu fliegen vermag¹⁰⁴.

Von den Nashornvögeln stammen die Leute am Digul ab. Daher bauen sie ihre Häuser noch immer auf Bäumen und hohen Pfählen¹⁰⁵, als ob es Nester seien.

Sehr einfach ist die Geschichte von der Entstehung der Tauben und Enten, die auf der Insel Habé spielt.

Die Taube und die Enten

Als die Insel Habé noch nach Westen¹⁰⁶ schwamm, kamen viele Demas, um zu sehen, was auf ihr geschah. Zwei Demafrauen starben in dieser Zeit und wurden auf der Insel begraben. Das Grab der einen wurde mit Bananenblättern und das der anderen mit Sagopalmrinde bedeckt. Nach ein paar Tagen regte es sich unter den Grabbedeckungen, und als die Demas sie entfernten, erhob sich unter den Bananenblättern ein Taubenschwarm¹⁰⁷, und unter der Palmrinde waren Enten entstanden. Seitdem gehören die Tauben zum Bananentotem¹⁰⁸ und die Enten zum Sagopalmtotem.

Eine weitere Sage berichtet vom Ursprung des Warib, einer dunkleren Abart des Riesenstorches, und des grauen Reiher. In ihr finden sich Andeutungen über den Feuerkult, der im Gebiete von Kondo-mirav zu Hause war.

Der Regenzauber

Bei Ongari wohnte in alter Zeit ein Ehepaar mit seinem Sohne. Man hatte damals schon gelernt, wie man Bananen und Taroknollen anbauen mußte, aber aller Fleiß half den Leuten nichts, denn es herrschte eine immerwährende Trockenheit, und die Pflanzen verdorrten im Garten, so daß schließlich eine Hungersnot ausbrach.

Da erklärte der Sohn, er wolle diesem Elend ein Ende machen. Er bat seine Mutter um einige Bananenstauden und Taroknollen und sagte seinen Eltern, sie dürften das Haus nicht verlassen, bis er wiederkäme. Dann begab er sich in den Wald, hob eine tiefe Grube aus und zündete daneben ein Feuer an. Dann warf er die Bananenstauden, die Taroknollen, die noch etwas saftig waren, Crotonblätter¹⁰⁹ und allerlei Zauberkräuter in die Grube, goß Wasser darauf und warf dann Steine und Erdklumpen hinein, bis das Wasser bis hoch an den Himmel aufspritzte und als Regen wieder herabkam. Dann hielt er Schweinefett ins Feuer, und als es aufzischte, da brach ein Gewitter los, das einen starken Wolkenbruch brachte.

Die Eltern waren, da ihr Sohn zu lange fortblieb, inzwischen doch in den Garten gegangen, und nun standen sie weit vom Dorfe entfernt im Regen da. Um sich wenigstens etwas vor ihm zu schützen, hielten sie ihre Pflanzstöcke über den Kopf, aber

der Regen hörte nicht auf, und so wuchsen die Stöcke allmählich an ihnen fest und wurden zu langen Schnäbeln. Als sie sich vor Kälte schüttelten, kamen aus ihren Armen Federn heraus, und so wurde der Vater zu einem schwarzen Storche und die Mutter zu einem grauen Reiher¹⁴⁶.

Das Verfahren, Regen durch Zauberkräuter und Dar-aufgießen von Wasser zu machen, ist in der gewöhnlichen Zauberei der Marind-anim noch heute üblich. Das Anzünden von Schweinefett verursacht auf magische Weise ein gewaltiges Gewitter, in dem der Blitz zischt und aufflammt wie das angezündete Fett. Im Kult des Feurdämons Rapa im Gebiete von Kondo-mirav spielt ein ähnliches Verfahren, bei dem man den Leib eines aufgetriebenen Ebers ansticht und das hervorspritzende Fett mit einer Fackel entzündet, so daß es als Feuergarbe hervorschießt, eine große Rolle. Nichteingeweihte dürfen dies Rapafeuer nur von ferne sehen. Auch im Imokult benutzte man Fett aus einem aufgetriebenen Körper, nahm dazu aber eine Männerleiche, die man anstach. Hier wurde das Fett aber nicht angezündet, sondern verzehrt.

Die bunten Crotonsträucher, die zum Regenzauber benutzt wurden, werden in einer anderen Sage auf den schönen rotgelben Paradiesvogel zurückgeführt.

Der rotgelbe Paradiesvogel

Am Ende des Muli lebte nahe der Mündung des Digul gegenüber dem Totenreiche ein Mann namens Gopa. Sein Vater hatte zum zweiten Male geheiratet, und da Gopas Stiefmutter jung und schön war, verliebte sich Gopa in sie. Die junge Frau wollte ihn aber nicht erhören, und wütend darüber erschlug Gopa sie und warf ihre Leiche in den Digul. Hier kreist das Wasser um die tote Frau heute noch in einem Strudel.

Gopas Vater Dolé verfolgte seinen flüchtigen Sohn und tat das so unermüdlich, daß Gopa sich schließlich in einen sehr scheuen Vogel verwandelte und zum rotgelben Paradiesvogel Batend¹¹¹ wurde. Da er so wunderschöne Federn hatte, beteiligten sich nun auch andere Leute an seiner Verfolgung, denn sie hätten gerne seinen leuchtenden Balg als Tanzkopfschmuck gehabt.

Die Jagd auf den Batend, die Gopas Vater anführte, ging von einem Ort zum andern. Als der Vogel am Oberlaufe des Bulaka angekommen war, hatten ihn die Leute eingeholt und schlugen mit Stöcken nach ihm. Er konnte jedoch noch einmal davorkommen, und nur einige bunte Federn flogen zu Boden. Aus ihnen wuchsen die ersten Crotonsträucher, die so schöne bunte Blätter haben.

Der Batend flog weiter bis zum Eingange des Totenreiches, in das ihm keiner folgen konnte. Hier flattert er immer noch aufgeregt hin und her. Alle Totengeister müssen an ihm vorbei ins Totenland gehen.

Sein Vater hatte sich bei der Verfolgung den Fuß mit einem scharfen Bambussplinter aufgeschnitten, und er verlor viel Blut aus seiner Wunde. Es floß auf ein großes Taroblatt und gerann zu einer festen Masse, in der sich ein Gesicht und dann ein Körper mit Gliedmaßen bildete. Schließlich war das Blut zu einem lebendigen Knaben geworden, und Dolé freute sich, nun einen Ersatz für seinen verwandelten Sohn zu haben. Er wollte den Knaben aufheben, aber das Blut hatte Wespen angelockt, die auf dem Rande des Taroblattes saßen und jede Berührung verhinderten.

Da machte sich Dolé auf und holte seinen Freund Geb herbei, dessen Körper ganz mit Seepocken bedeckt war, so daß ihm die Wespen nichts anhaben konnten. Geb ergriff den Knaben und übergab ihn Gopas Vater.

Dolés neuer Sohn ist später ein großer Kopffjäger geworden. Ihm war beschieden, was sonst kein Kopffjäger erlebt hat, denn er begegnete einem Manne, der zwei Köpfe hatte, von denen einer nach vorne und einer nach hinten blickte, und beide Köpfe schnitt Dolés Sohn zugleich mit seinem Bambusmesser ab. Ein solches Glück hat seitdem kein Kopffjäger mehr gehabt.

Aus welchen Gründen diese Geschichte zu denen des Sagopalmtotems gehört, weiß man heute nicht mehr zu sagen.

Eher erklärlich ist der Zusammenhang der folgenden Sage vom Kormoran¹¹² mit der Sage vom grauen Seeton bei Bangu, die beide zum Welstotem gehören. Kormoran, Seeton, Wels und andere Wesen wie die Krabbe gehören dadurch zusammen, daß sie alle etwas mit dem Seestrand zu tun haben, und so spielt die Geschichte vom Kormoran denn auch im Strand-dorfe Borem.

Der Fischdieb

Bei Borem gingen Knaben zum Fischen aus und hatten einen guten Fang. Als sie abends mit ihrer Beute wieder ins Dorf zurückgingen, begegnete ihnen der Dämon Ngengé, der sie anhielt, ihnen sämtliche Fische wegnahm und damit schnell davonlief.

Die Knaben kamen weinend und erbost zu ihren Vätern und beschwerten sich über den Fischdieb, aber als die Männer wissen wollten, wer es gewesen sei, da hatten die Knaben in ihrer Aufregung ganz seinen Namen vergessen, und ihre Väter konnten nichts unternehmen.

Da kam ein ganz kleiner Knabe, der noch dazu eine häßliche Hautkrankheit¹⁰⁸ hatte, hinter seinen Kameraden her, denn er hatte mit seinen kurzen Beinen nicht so schnell laufen können wie sie. Aber er war klüger gewesen als sie und hatte immerzu, um den Namen des Diebes nicht zu vergessen, vor sich hingesagt: »Ngengé, Ngengé, Ngengé, Ngengé¹⁰⁹.« So konnte er den Männern den Räuber nennen.

Die Männer nahmen ihre Waffen zur Hand und suchten nach Ngengé. Dicht hinter dem Dorfe fanden sie ihn, als er gerade ein Feuer angemacht hatte, um die geraubten Fische zu rösten. Sie ergriffen ihn und hielten ihn fest, aber er sträubte sich und suchte sich zu befreien. Plötzlich wuchsen ihm Federn an den Armen, sein Hals verlängerte sich und seine Nase wurde zum Schnabel. Er war ein Kormoran geworden, und nun riß er sich völlig los und flog davon.

Die Männer aßen mit den Knaben die wiedergefundenen Fische auf. Der Kormoran aber ist seit dieser Zeit immer ein Fischdieb geblieben, bis auf den heutigen Tag.

Zu den Verwandlungssagen gehört schließlich auch die von der Schildkröte und dem Waran, die sich mit einer seltsamen Begründung den Sagen vom Riesenstorch anschließt.

Die Schildkröte

Der Dämon Tab wohnte in Kaibur bei Kumbe. Eines Tages wurde ihm seine Keule gestohlen, und er machte sich auf, um den Dieb zu suchen. Er machte ab und zu eine Pause, und jedesmal nahm er einen Kokosbecher voll Wati zu sich, bis seine Beine müde wurden und er unbeholfen ging. So wurde er zu einer Schildkröte und ging langsam und schwankend bis nach Kumbe.

Hier sagte ihm ein Mann, der Keulendieb schlafe in einem Hause. Tab ging leise durch die Hundetür¹¹⁵ hinein, nahm die Keule, die der Mann neben sich an der Wand aufgehängt hatte, und erschlug damit den Dieb. Dann kam er mit seiner Keule wieder zum Vorschein.

Um seinen Sieg zu feiern, ließ er sich vom Storchdämon viel Wati kommen. Davon trank er so viel, daß er selbst nicht mehr wußte, wer er war. Bisweilen war er eine Schildkröte und wurde dann zu einem Waran, bis er wieder eine Schildkröte wurde, und so ging es weiter. Im Kopfe wurde ihm ganz dumm davon¹¹⁶. So schwankte er betrunken nach Hause und fiel zuletzt in einen Sumpf hinter Kaibur, wo er heute noch lebt.

Außer den Dämonen und den Menschen gibt es nach Ansicht der Marind-anim noch viele Wesen, die zum Gefolge der Dema gehören. Das sind die Nakari, die meistens als eine Art elfenartiger Wesen gedacht sind, und die Dinge verkörpern, die in irgendeiner näheren Beziehung zum Totemtier oder der Totempflanze stehen, wie es etwa Eidechsen und Käfer zu einem Palmstamm tun, auf dem sie zu sitzen pflegen. Gewöhnlich begleiten die Nakari den Dema überallhin, aber es gibt auch einen Ort, an dem sie sich

miteinander aufhalten, und der von Menschen gemieden werden muß. Das ist das Gehölz von Brawa.

Das Gehölz von Brawa

Jedem Dämon gehören seine Nakari zu. Das sind schöne Frauen oder Mädchen, die ihn immer begleiten. Manchmal sind es seine wirklichen Frauen, aber bisweilen sind die Nakari nur so groß wie ein Finger. Immer aber sind sie wunderschön, und die Allerschönsten von ihnen leben im Gehölz von Brawa bei Jobarik.

Einmal hat in der Urzeit der Dämon Aramemb seine Keule in die Luft geworfen, und sie fiel als glühender Stein in Brawa nieder¹¹⁷. Daher ist Brawa von jeher ein Ort der Dämonen und Nakari gewesen, und die Menschen haben das Gehölz nicht betreten. Wenigstens taten das die Marindleute nicht; aber die Fremden achteten die Dämonen nicht und schlugen in Brawa Bambus ab, den sie zum Bau ihrer Häuser benutzten.

Das kränkte den Dämon Waba, den Begründer der Geheimkulte, und er rief den Tik-Dema¹¹⁸, der nun die Menschen mit Seuchen schlug, so daß viele starben und manche Dörfer fast menschenleer wurden.

Das hätte den Menschen eine Warnung sein sollen, aber die Fremden störten weiter den Frieden von Brawa, und sie haben sogar ihre Gewehre auf der Jagd abgeschossen. Zur Strafe dafür hat Aramemb auf Wabas Geheiß die Schamteile der Menschen verbrannt, und wieder wurden viele sehr krank¹¹⁹. Die Fremden sündigen weiter gegen die Dämonen

und die Nakari von Brawa, aber über sie haben die Dämonen keine Macht. Vielleicht kommt es später so weit, und dann wird den Knallmännern keiner mehr helfen können, auch der beste Zauberer nicht.

Am Rande des Gehölzes von Brawa traf ich zwei junge Frauen beim Feuerholzsammeln an, von denen eine auffallend hellhäutig und mit einem ungewöhnlichen Schurz aus rotem Stoff bekleidet war. Beide zogen sich scheu in das Gebüsch zurück, und meine Begleiter waren fest davon überzeugt, es seien zwei Nakari gewesen.

Zu den Nakari gehört wohl auch ein Wesen, von dem in der Geschichte von der Schlange am Bogen die Rede ist. Es handelt sich ausdrücklich um keine Demafrau und um kein menschliches Wesen.

Während sonst die Geschichten der Marind-anim keine erkennbaren Beziehungen zu Sagen und Märchen haben, wie sie von Europa bis Ostasien verbreitet sind und weiter bis nach Polynesien wanderten, und sich eher an die Mythen der Aranda und anderer zentralaustralischer Stämme anschließen, klingt hier, und nur in dieser Geschichte, ein europäisch-asiatisches Motiv an. Es ist das von der Schwanenjungfrau, die hier allerdings als Schlange auftritt.

Die Schlange am Bogen

In Urumb lebte ein Mann, der keine Frau hatte, aber ein tüchtiger Jäger war. Er hatte einmal seinen Bogen im Hause aufgehängt, als er von der Jagd gekommen war, und hatte dann hinter dem Hause das erbeutete Känguruh zerteilt. Als er das Haus wieder betrat, fand er eine Schlange um seinen Bogen geringelt. Vergeblich versuchte er, sie davon zu entfernen, aber sie ließ sich nicht abschütteln, und so ließ er sie gewähren und hing

den Bogen wieder hin. Dann begab er sich ins Dorf, um sich von Freunden Pflanzenasche zum Würzen¹²⁶ auszuleihen, und als er zurückkam, war der Platz vor seinem Hause so gut gereinigt wie nie zuvor. Er konnte sich nicht denken, wer das getan hatte, und wieder ging er ins Dorf, um sich zu erkundigen, wer es wohl gewesen sein könnte, aber niemand wußte es. Noch einmal ging er zu seinem Hause, und nun fand er das Känguruh fertig gebraten vor. Erstaunt setzte er sich hin und aß, und vom Bogen her blickte ihm die Schlange zu, bewegte sich aber nicht.

Als er satt war, stand der Mann auf und tat, als ginge er wieder ins Dorf. In Wirklichkeit schlich er sich aber von hinten wieder ans Haus heran, und nun sah er, daß davor ein schönes Mädchen saß, das Sagobrot buk. Als es den Mann sah, wollte es davonlaufen, aber er hielt es fest, und nun gestand es ihm, es sei die Schlange gewesen.

Der Mann bat das Schlangenmädchen, bei ihm zu bleiben, und es willigte ein. Es behielt nun Menschengestalt, und seinen Bogen, um den sich die Schlange geringelt hatte, benutzte er noch oft, um für sich und seine Frau Nahrung herbeizuschaffen.

Zu den örtlich gebundenen Sagen, denen von Habé, Wolinau, Belewil, Brawa und den verschiedenen Stellen, an denen sich heute Demas aufhalten sollen, gehört auch die anspruchslose Geschichte vom Dema Kwedjel, die von den Je-nan stammt. Sie versucht nichts weiter als das Vorhandensein eines großen Steines im Flußbett des Maro oder, wie man ihn im Oberlauf bei den Je-nan nennt, des Abtal zu erklären.

Der Stein liegt auch bei niedrigem Wasserstand noch unter der Wasseroberfläche. Daher kann er unvorsichtigen Einbaumfahrern gefährlich werden. Man

schreibt ihm aber auch Bootsunfälle zu, die sich an anderen Stellen des Flusses ereignen, und behauptet dann, die Verunglückten hätten irgendwann einmal den Stein verbotenerweise mit ihren Paddeln berührt. Darüber hinaus ist es aber auch wesentlich, daß hier in einem Lande, das kaum einen Stein kennt, und in dem rohe oder bearbeitete Steine aus dem Digulgebiet neben Köpfen zu den kostbarsten Trophäen gerechnet werden, überhaupt ein so großer Stein vorkommt. Dies Wunderwesen kann nichts anderes als ein Dema sein.

Der Stein im Abtal

In der Nähe des Dorfes Kwel liegt im Abtalflusse ein großer Stein. Hier müssen die Leute, die mit Booten vorbeifahren, sich in acht nehmen, daß sie den Stein nicht mit ihren Paddeln berühren, denn sonst wird er sehr böse und wirft das Boot sofort oder auch erst viel später um¹²¹.

Der Stein heißt Kwedjel und war ursprünglich nur ganz klein. Er mochte nicht wie andere Steine ruhig immer an ein und derselben Stelle liegen, sondern stieg in einen Einbaum und fuhr damit auf dem Abtal von Kwel aus stromabwärts. Da kenterte sein Boot, und er fiel ins Wasser. Das schwemmte ihn so auf, daß er sich vorkam wie eine schwangere Frau, und er schämte sich sehr, denn er war ja ein Mann. So versteckte er sich ganz unter der Wasseroberfläche.

Schließlich wurde ihm das aber auch langweilig, und er wagte sich wieder an Land. Als er das Ufer erklettert hatte und im Walde war, kamen einige Leute vorbei. Sie sahen ihn und beschloßen, aus dem Steine eine Steinbeilklinge anzufere-

tigen. Weil sie aber meinten, er sei sehr schwer, ließen sie ihn vorläufig noch liegen und gedachten ihn erst auf dem Rückwege mitzunehmen.

Kwedjel schämte sich sehr, daß ihn Menschen in seiner unförmigen Gestalt gesehen hatten, sprang in den Abtal zurück und versteckte sich wieder im Wasser. Als dann die Leute wiederkamen, suchten sie den Stein vergeblich. Der neugierige Kwedjel rief ihnen zwar zu, »Was seid ihr für Leute?« aber keiner fand ihn wieder.

Seitdem ist Kwedjel im Abtal geblieben.

Wie der Geschichte von Kwedjel ein wahrer Kern innewohnt, so wird es sich auch mit der vom Landkrokodil verhalten. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß es mit seinem Schwanz mordet, macht die Geschichte durchaus den Eindruck, daß es sich hier um eine Beschreibung eines Riesenwarans in der Art der Warane von Komodo¹²² handelt, und sie war auch ganz als sachliche Beschreibung gedacht, die das Landkrokodil vom gewöhnlichen Krokodil¹²³ und dem allgemein bekannten »Kadihu«, dem *Varanus indicus*, unterscheiden sollte. Die Möglichkeit, daß in den Wäldern am Unterlaufe des Bian ein Riesenwaran lebt, ist umso größer, als unabhängig von ihr auch der Bericht eines Missionars aus Okaba¹²⁴, der sogar Landkrokodilfleisch sah, und der eines Regierungsbeamten aus Britisch-Neuguinea¹²⁵ über das Landkrokodil, das beide allerdings auch nicht lebend sahen, vorliegen.

Das Landkrokodil

In den Wäldern am Unterlaufe des Bian lebt der Rou. Er sieht aus wie ein Waran, aber er ist viel größer, so groß wie ein ausgewachsenes Krokodil.

Der Rou geht aber nie ins Wasser wie echte Krokodile, sondern bleibt stets im Walde, und darum nennen ihn manche Leute auch das Landkrokodil¹²⁶. Er ist aber kein wirkliches Krokodil, denn er hat keine Zähne, sondern ein scharfkantiges Waranmaul, eine Doppelzunge und Hände, wie sie Warane und Menschen haben. Weiter stromaufwärts, wo keine Mangroven und Nipapalmen mehr gedeihen¹²⁷, kommt er nicht vor.

Der Rou lebt auf hohen Bäumen und springt von ihnen aus seine Beute an, sogar Kasuare und Wildschweine. Er faucht dabei — so wie eine Katze¹²⁸, wie sie die Fremden ins Land gebracht haben — schreit mit Menschenstimme »ou, ou!« bläst seine Wangen und den Kehlsack auf und zeigt seine Zunge.

Wenn Frauen in den Wald gehen, um Feuerholz zu sammeln, und wenn sie dann ihr Tragkörbchen mit ihrem Sprößling an einen Ast hängen, dann kommt der Rou herbei und holt das Kind, um es zu fressen.

Selbst Erwachsene fällt der Rou an. Unversehens springt er ihnen auf den Rücken, beißt in ihren Nacken und bohrt seinen spitzen Schwanz in den Rücken seines Opfers, bis er auf der Brust oder sogar aus dem Munde wieder herauskommt.

So gefährlich ist der Rou, und deshalb geht niemand gerne alleine und ohne Waffen in diesen Wald. Wer aber das Glück hat, einen Rou zu erlegen, der kann sich freuen, denn sein gefährlicher Schwanz ist ein gutes Essen und schmeckt viel besser als das Fleisch von einem Waran oder

einem Krokodil. Er ist ja auch etwas anderes als sie, eben ein Rou.

Zwischen Wahrheit und Dichtung bewegt sich auch die Geschichte vom Dema, der die Sagopalmen in Sangassé beschützt. Nach Marind-Begriffen ist sie allerdings völlig wahr. Für die kritischen Europäer stimmt soviel an ihr, daß um 1928 vor dem Dorfe Owokle westlich von Okaba ein toter Pottwal antrieb, der schon lange tot war und sich, als er endlich von der seichten See bis an den Strand getrieben war, in voller Verwesung befand. Man bestaunte das gewaltige Wesen, das natürlich für einen Dema gehalten wurde, denn Wale kommen der seichten See wegen sonst nicht in Landsicht. Der javanische Fischer Ibrahim bin Sidi (»Iblahim«) suchte in dem Kadaver vergeblich nach Ambra. Dann wurde Owokle verlassen, da der Gestank zu schlimm wurde, bis die Imoleute aus Sangassé plötzlich erschienen und ihre Zeremonien vor dem Wal vollführten. Die danach wertlos gewordenen Knochen des Wals ließ der ambonesische Verwaltungsassistent Lebelauw später zum Teil nach Okaba bringen und dort vor dem Verwaltungsgebäude aufstellen. Dort lagen 1934 noch Rückenwirbel des »Sagobeschützer-Demas«.

Die Heimkehr des Sagobeschützers

Die Söhne des Dämons Mahu waren Hunde. Aus ihrem Kot entstand der Dämon Salowak, der seiner Herkunft wegen nur wenig geachtet war und sich in den kleinen Fluß Sangal bei Sangassé zurückzog. Hier paßte er auf die Sagopalmen auf, und die Sangasséer freuten sich darüber.

Dann kam eine Zeit, in der die Palmen nur noch schlechtes Mark hatten und Nashornkäfer¹²⁸ an ihnen fraßen. Da wußten die Leute von Sangassé,

daß Salowak den Sangal verlassen hatte, aber niemand wußte, wohin er gegangen war. So blieb er lange Zeit verschollen. Die Knaben wurden zu Jünglingen und zu Männern und Greisen und wurden im Sande auf der Küstendüne begraben¹³⁰, und ihren Söhnen und Enkeln ging es ebenso, aber Salowak kam nicht wieder.

Als die alten Männer, die jetzt leben, noch Jungverheiratete waren¹³¹, lag eines Tages ein riesiges Wesen am Strande vor Owokle. Es sah aus wie ein gewaltiger Fisch, aber wie ein Dämonenfisch. Aus allen Strandsiedlungen kamen die Leute herbei und sahen sich dies seltsame Wesen an. Sie kamen aus Welab, Wambi und Okaba, und auch der Knallmann Iblahim, der an der Bulakamündung ein Haus hat und dort Fische fängt und trocknet, kam herbei. Er sagte, das Wesen sei ein Wal¹³², und in ihm sei vielleicht etwas verborgen, das wunderbar gut röche, und für das man viele gute Dinge von den Knallmännern eintauschen könne; aber das Wesen war schon sehr lange tot und stank, so daß niemand nach dem Wohlgeruch darin suchen mochte¹³³. Iblahim stieg alleine in das stinkende Fleisch hinein, aber er fand nichts und stank nachher so, daß er seinen Sarong¹³⁴ wegwerfen und lange ins Wasser gehen mußte¹³⁵. Da ging er zornig von dannen.

Die Leute wußten immer noch nicht, was für ein Dämon das verwesende Ungetüm am Strande war, und sie konnten das auch nicht ahnen, denn es waren alles Männer, die zum Kultbunde der Majo¹³⁶ gehörten.

Nun hatten aber auch die Sangasséleute, die zum Imobunde gehören, erfahren, was sich in Owokle

ereignet hatte, und sie kamen herbei, um das Wunderwesen anzusehen. Sie wußten, daß es niemand anders als der längst entschwundene und endlich heimgekehrte Salowak sein konnte, und so wanderten sie erwartungsvoll den weiten Weg am Strande entlang nach Owokle. Alle waren schwarz bemalt und eingeöit und hatten die Wangen mit roten Flecken verziert, wie es die Imoleute zu tun pflegen. Sie hatten ihre Trommeln bei sich, schlugen sie aber nicht, sondern wanderten schweigsam dahin und riefen nur bisweilen ein dumpfes »Umu, umu!«

In Owokle näherten sie sich ehrerbietig dem Riesenleib des Salowak, aber sie merkten sofort, daß es unmöglich war, den stinkenden Riesenleib zum Sangal zurückzubringen. So baten die Imoältesten die Seele des Dämons, den Körper zu verlassen und ihnen zum Sangal zu folgen. Dann schlugen sie die Trommeln und sangen und sprachen mächtige Zaubersprüche, um die Seele des Salowak zu zwingen, sie zu begleiten. Dann wanderten sie so feierlich, wie sie gekommen waren, mit ihr nach Sangassé und zum Sangal zurück.

Der Leib des Salowak blieb am Strande vor Owokle und zerfiel unter so großem Gestank, daß lange Zeit niemand in Owokle wohnen mochte.

Als nur noch die Knochen übrig waren, ließ der Oberherr der Knallmänner sie nach Okaba bringen und dort aufstellen. Dort kann man sie noch sehen, aber den Fremden nützen sie nichts, denn die Seele Salowaks ist längst wieder im Sangal und beschützt wieder die Sagopalmen von Sangassé.

Von Ibrahim bin Sidi, dem javanischen Fischer, der in einem Pfahlbau an der Mündung des Bulaka wohnt und dort in einer kunstvollen Fischfalle nach malaisischer Art Fische fängt, um sie zu trocknen und zu verhandeln, wissen die benachbarten Marindanim noch eine weitere Geschichte zu erzählen, an der ebenfalls ein Kern Wahrheit ist.

Das zahme Krokodil

Am Bulaka hat sich der Po-anem Iblahim eine große Falle gebaut, mit der er Fische fängt¹³⁷. Er bringt sie dann zu den anderen Po-anim. Die essen die Fische und geben Iblahim dafür Tabak und Stoff und Messer und was er sonst noch haben will¹³⁸.

Als Iblahim die Falle baute, rammte er bei Ebbe Bambusstangen in den Lehmgrund. Das tat er so lange, bis die Flut kam. Er hatte nicht darauf geachtet, wie das Wasser immer höher gestiegen war¹³⁹, und nun packte ihn plötzlich die Strömung und trug ihn den Bulaka hinauf.

Iblahim hatte große Angst, und er rief seinen Dema, er solle ihm helfen. Da kam ein gewaltig großes Krokodil angeschwommen. Iblahim stieg auf seinen Rücken, und es brachte ihn sicher an Land zu seinem Hause. Seitdem kommt das Krokodil jeden Tag zu Iblahim, und er gibt ihm große Fische zu fressen. Es heißt Bulaka wie der Fluß. Man kann es jeden Tag sehen, wenn Ebbe ist, und genau betrachten, denn es tut keinem Menschen etwas. Es ist aber nicht der Krokodildema, sondern nur ein Krokodilgreis¹⁴⁰, den Iblahims Dema geschickt hat. Iblahims Dema ist ein großer Dema, denn er hat viele andere Dämonen getötet.

Dieser Geschichte liegt zugrunde, daß Ibrahim bin Sidi als Mohammedaner einmal versucht hat, den Marind-anim klarzumachen, daß kein Gott außer Gott ist. Daraus schlossen sie sofort, daß »Ibrahim's Dema« die anderen Dema wie ein Kopffänger getötet haben müsse. Leider hat Ibrahim seinen mißglückten Bekehrungsversuch dadurch wirksamer zu gestalten versucht, daß er behauptete, Gott habe ihn einmal, als er mit seinem Boot im Bulaka gekentert sei, ein Krokodil als Reittier zur Rettung geschickt. Das wurde ihm nicht nur von den Marind-anim, sondern auch von vielen Indonesiern¹⁴¹ geglaubt, und er kam bei ihnen geradezu in den Ruf eines heiligen Mannes.

Immerhin lehnte der Erzähler, ein Marind-anim aus Wambi, es ab, das Krokodil des Fremden für den wohlbekannteren Krokodildema zu halten, denn Dinge der Fremden passen nun einmal nicht in die Mythologie. Wahr ist an der Geschichte jedoch, daß der Javane ein altes Krokodil, das er nach dem Flusse Bulaka benannte, bis zu einem gewissen Grade an sich gewöhnt hat. Jeden Morgen erscheint es zur Ebbezeit auf dem Lehmgrunde nahe der Fischfalle und bekommt von Ibrahim einige minderwertige Fische zugeworfen, worauf es wieder ins Wasser gleitet¹⁴².

Die »Knallmänner« haben begonnen, im Denken der Marind-anim eine Rolle zu spielen. Es handelt sich gewöhnlich um Leute aus Ost-Indonesien, die zu einem großen Teil als Paradiesvogeljäger ins Land kamen und sich später auf irgendeine andere Weise durch das Leben schlagen mußten, nachdem sie ihre Riesenverdienste aus der Jagd durchgebracht hatten. Nachdem die Jagd des Vogelschutzes wegen¹⁴³ verboten worden war, bekamen die Marind-anim und ihre Nachbarn wieder etwas Ruhe vor den Fremden, die bis kurz vor dem Ersten Weltkriege mit ihnen wie mit Sklaven umgegangen waren¹⁴⁴. Bezeichnend ist es, daß die Indonesier früher die Paradiesvogeljagd als »Perang ketjil«, »kleinen Krieg«, bezeichneten. Bei den Je-nan wird heute noch statt des Ausdrucks »Knallmann« das Wort Brmakr, »Paradies-

vogel«, für die Fremden gebraucht, da es das erste Je-Wort war, das die Fremden lernten.

Man hat es den Fremden vor allem nicht vergessen, daß sie Männer zu Trägerdiensten preßten, die Frauen und Töchter der Leute für sich verlangten und Nahrungsmittel ohne oder gegen höchst unzureichende Bezahlung wegnahmen.

Heute klingt die Sorge um die eigene Nahrung noch nach in einem Bericht, der aus dem Dorfe Kumbe stammt und das Wesen des Sosom, des wandernden Riesen, schildert, der im Sosomkult im Osten verehrt wird. Natürlich ist der Bericht nicht für Eingeweihte, sondern für Außenstehende bestimmt, und die fremdenfeindliche Stimmung darin ist verhältnismäßig neu. Zu übersehen ist sie aber nicht.

Der wandernde Riese

*A*m Oberlaufe des Torassiflusses wohnt der Riese Sosom. Er wandert von Zeit zu Zeit vom Torassi¹⁴⁵ zu den Je-Leuten¹⁴⁶ und weiter zum Kumbeflusse. Von dort begibt er sich stromabwärts, geht zum Maroflusse und kehrt durch das Gebiet der Morauri und der Kanumleute wieder heim¹⁴⁷.

Wo er erscheint, bemerkt man zunächst im Walde riesige Fußspuren. Es ist mit ihnen so wie mit den Spuren des Storchdämons Olé: die Zehen weisen nach hinten und die Fersen nach vorne. Wer das nicht weiß, verfolgt die Spuren in falscher Richtung. Jeder Fußabdruck im Lehm ist fast so lang wie zwei Männer, und weil der Sosom über die Bäume hinwegstapft, liegen die Spuren sehr weit auseinander.

Etwas später findet gewöhnlich ein Mann einen Platz im Walde, den sich der Sosom bereitet hat. Es ist eine Rodung mit einem hohen Pfahle in der Mitte oder sogar einem hohen Stangengerüst.

Dann hört man eines Tages auch die tiefe brummende Stimme des Riesen¹⁴⁹. Das ist ein Zeichen, daß alle Frauen und Kinder das Dorf verlassen und die Männer mit den Halbwüchsigen sich auf dem Sosomplatz einfinden sollen. Wer ungerufen den Platz betritt, den tötet der Sosom.

Die Männer rufen »umu, umul« und gehen zum Festplatz. Hier sehen sie den Riesen um den Pfahl oder das Gerüst zusammengerollt, wie es ein schlafender Hund tut, aber er schläft nicht, sondern beobachtet jeden einzelnen sehr genau. Er mag es nicht leiden, wenn ein Mann nicht die alte Tracht trägt, und wenn er Sachen von den fremden »Knallmännern« sieht, kann er sehr böse werden¹⁵⁰.

Einmal kam der Sosom nach Kumbe, und als der Dorfvorsteher¹⁵⁰ auf den Festplatz kam, da wurde der Riese bitterböse, denn der Mann war wie ein Knallmann angezogen. Er fuhr ihn an: »Du trägst ja keine Marindracht!«

»Ich bin Dorfvorsteher und habe meine Kleider von den Knallmännern bekommen.«

»Was sind das für Leute?«

»Die Knallmänner sind schon lange im Lande. Es gibt Gute und Schlechte unter ihnen. Manche sind braun und manche rot¹⁵¹.«

Da schüttelte der Sosom den Kopf und fragte: »Wie kommt es, daß die Knallmänner heller als die Marindleute sind?«

Der Dorfvorstand meinte, das käme vom vielen Baden¹⁵².

»Jojo, so ist das wohl«, sagte der Riese, und dann betrachtete er das Essen, das ihm die Leute aus Kumba mitgebracht hatten.

Der Sosom mag nämlich gerne essen und verschlingt riesige Mengen von Nahrungsmitteln. Er steckt auf einmal eine ganze Bananenstaude in den Mund und frißt Watipflanzen, anstatt sie zu einem Getränk zu zerkauen, wie es die Menschen tun. Er mag nur echtes Marind-Essen wie Schweine-, Känguruh- und Kasuarfleisch, Sago-mehl, Bananen, Taroknollen, Yamswurzeln und Fische.

Deshalb wurde er auch in Kumba böse, als er sah, daß ihm der Mandur¹⁶³, der Vertreter des Dorfvorstandes, Reis mitgebracht hatte. Er sagte: »Was ist das hier für ein Essen für mich?«

»Das ist Reis«, antwortete ihm der Mandur.

»Das ist doch kein Marind-Essen«, erboste sich der Sosom.

Da erklärte ihm der Mandur, Reis sei das Essen der braunen Knallmänner, und er schilderte ihm, was die Fremden sonst noch an Nahrungsmitteln haben.

Darauf sah sich der Sosom den Topf an, in dem der Mandur den Reis gebracht hatte, und wollte wissen, was das sei, denn er kannte kein Eisen.

Der Mandur sagte, es sei ein eiserner Topf, und zählte alles Eisengerät auf, das die Knallmänner ins Land gebracht haben.

Dem Sosom schienen die vielen guten neuen Dinge nun doch zu gefallen, und er brummte etwas un-

wirsch: »Jojo, wenn das so ist, dann können die Knallmänner bleiben¹⁵⁴. Aber paßt auf, daß sie euch euer Essen nicht wegnehmen¹⁵⁵!«

Er mag die Fremden wirklich nicht gerne, und wenn sie den Marindleuten und ihren Nachbarn zu lästig werden, dann wird er die Geister der Verstorbenen rufen. Sie werden aus Kondo-mirav kommen, und wenn sie einen Marindmann treffen werden, der so gekleidet ist wie ein Knallmann, dann werden sie ihn in einen Stein oder in einen Fisch verwandeln¹⁵⁶.

In diesem Bericht überwiegt die fremdenfeindliche Stimmung, und wahrscheinlich verdankt gerade ihr der Sosom seine große Ausbreitung in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Er hat jedoch schon früher bestanden, und aus einem anderen Bericht geht hervor, daß es sich in ihm um die Mannbarkeitsfeier junger Leute handelt, die durch den Sosom vollzogen wird.

Der Knabenfresser

Wenn die Stimme des Sosom ertönt, dann gehen alle Frauen und Kinder aus dem Dorf, und wer ein Burap¹⁵⁷ ist, muß ihnen folgen. Die Männer, die den Sosom kennen, rufen die großen Knaben und gehen mit ihnen zum Sosomplatz, aber die Knaben haben große Angst vor dem Riesen. Die Männer tragen dann keine Kleidung und keinen Schmuck. Nur einen Kopfschmuck aus Kasuarfedern legen sie an. Die Knaben sind ganz nackt.

Auf dem Festplatz wird die ganze Nacht gesungen. Man darf aber nicht die neuen Ngatsi singen, sondern nur Gesänge, die den Etor der Kanum-irebe

gleichen. Man nennt sie Bandra¹⁵⁸. Wenn die Sänger müde werden, dann hört man die brummende Stimme des Sosom¹⁵⁹. Dann fürchten sie sich vor ihm und singen weiter. Die Männer essen aber auch die Lebensmittel, die der Sosom übrig läßt.

Wenn genug gesungen ist, kommt der Sosom, der bis dahin an seinem Pfahl gelegen hat, und nimmt einen Knaben nach dem andern. Er scheidet rasch den ersten durch seinen After wieder aus, wenn er den zweiten frit, und so geht es, bis alle gefressen und wieder ausgeschieden sind. Im Leibe des Sosom sind die Knaben zu Jünglingen geworden¹⁶⁰, und wenn sie nach der Sosomfeier wieder nach Hause kommen, tragen sie deren Schmuck. Die jungen Männer, die nun Sosomleute geworden sind, dürfen auch das Schwirrholz sehen, aus dem die Stimme des Sosom kommt¹⁶¹. Wer aber nicht durch den Leib des Sosom gegangen ist und das Schwirrholz sieht, den tötet man.

Weil die Sosomleute vom Riesen durch den After ausgeschieden worden sind, nennen sie ihn unter sich auch den Tepo-anem (Aftermann). Er heißt auch so, weil die Neuaufgenommenen seine Frauen¹⁶² werden. Das geschieht aber nur bei der ersten Feier.

Nachher feiert man ein Schweinefest, so wie es zuletzt in Ndamand begangen wurde¹⁶³. Dazu tanzt man mit den Handtrommeln, aber bei der eigentlichen Sosomfeier benutzt man sie nicht und tanzt auch nicht, sondern singt im Sitzen.

Als der Sosom nach Bad¹⁶⁴ kam, war dort ein Lehrer¹⁶⁵, der den Knaben verbot, zur Sosomfeier zu gehen. Sie hatten aber große Angst vor dem Rie-

sen und folgten den Männern doch alle zu ihm. Nur ein Knabe blieb im Dorfe bei dem Lehrer zurück.

Die Knaben, die gehorsam gewesen waren, wurden vom Sosom als Jünglinge wieder ins Dorf geschickt. Der Ungehorsame blieb immer ein Knabe. Der Sosom hatte seine Lebenskraft¹⁶⁶ gefressen. Er sah aus wie ein lebender Mensch und bewegte sich und sprach, aber es war nur ein lebender Leichnam. Niemand in Bad wollte mehr etwas mit diesem Knaben zu tun haben. Darum schickte ihn der Lehrer nach Ermasuk¹⁶⁷. Dem Lehrer konnte der Sosom nichts tun, weil er ein Knallmann war. Über die hat er keine Gewalt.

Bemerkenswert ist an diesem Vorfall, daß der Respekt vor dem Lehrer so weit ging, daß niemand dem aufsässigen jungen Manne körperlich etwas zuleide tat. Früher wäre er zweifellos erschlagen worden. Alle Vorhaltungen des Lehrers, daß der junge Mann doch noch recht munter sei, nützten nichts. »Er ist tot«, hieß es immer wieder. Der Glaube an die Macht des Sosom war stärker als der Augenschein.

Auch was man im Traume erlebt, das gilt als wirklich geschehen. Trifft man einen Bekannten, von dem man geträumt hat, er sei gestorben, dann muß man sich erst vergewissern, daß er wieder zum Leben erwacht ist. Das scheint eher möglich zu sein, als daß man im Schlaf ein Trugbild gesehen hat. Man ist seiner Meinung hier ganz sicher und kann die Fremden nicht begreifen, die an der Aussage eines unbescholtenen Mannes noch zu zweifeln wagen. So erschien in Okaba eines Tages ein Marind-anem mit einem halbwüchsigen Mädchen an der Hand und beschwerte sich bei dem Verwaltungsbeamten, einem Ambonesen, daß ein Nachbar seine Tochter getötet und gefressen habe. Dabei zeigte er auf das Mädchen und sagte: »Das ist meine tote Tochter«. Der Hinweis

des Ambonesen, das Mädchen sähe doch noch recht lebendig aus, verfinde nicht. »Ich habe es gesehen, wie ihr das innere Fleisch weggefressen wurde«, behauptete der Kläger unentwegt, »und nun ist sie tot«. Er war empört, daß auf seinen Traum hin nicht sofort sein Nachbar gefangengenommen wurde, und zweifelte an der Gerechtigkeit des Beamten, der ihm nicht zur Rache verhalf. Selber Rache zu nehmen wagte er allerdings so nahe am Regierungssitz doch nicht, und seine Tochter scheint nach ihrem Zaubertode doch recht bald wieder neues Leben bekommen zu haben.

KOPFJÄGERGESCHICHTEN



ie Marind-anim haben ein Sprichwort, das deutlich macht, wie die Kopfjagd nicht auf den Genuß von Menschenfleisch abzielt, sondern nach ihren Vorstellungen zur Erhaltung des eigenen Volkes notwendig ist. Es heißt

»Otiv pa-igis, otiv hon-a-hon«. Das bedeutet: »Viele Kopfjagdnamen, viele kleine Kinder.«

Um einem Kinde einen Namen geben zu können, braucht man nämlich den Schädel und den Namen eines Getöteten. In Okaba hieß ein Mädchen Igiusu, »Namenlos«, weil zwar ein Schädel, aber kein Name dazu herbeigebracht worden war. Bei der Heimkehr sagen die Kopfjäger immer den Namen des Erschlagenen vor sich her.

Heute kommen Kopfjagden in den Küstengebieten nicht mehr vor, aber im Inneren des Landes werden sie wohl immer noch geübt. Dem Unternehmen gehen mehrere Nächte hintereinander aufreizende Gesänge voraus, durch welche die Männer und Jünglinge in die erforderliche Stimmung versetzt werden. Zum Teil begleitet sie Flötenspiel, das bei den Je-nan auch alleine genügt. Weil sie nicht mehr gesungen werden dürfen, ohne daß eine Kopfjagd darauf folgt, bekommt man diese Gesänge kaum noch zu hören. Das

Flötenspiel der Je-nan, das die Männer sehr erregte, wirkte auf mich allerdings im Gegensatz zu ihnen trübselig und lustlos.

Nach diesen Vorbereitungen und nachdem man genügend Waffen und Sagomehl als Reisenahrung bereitgelegt hat, bricht man auf. Jeder Mann trägt mehrere Ersatz-Bogensehnen am Gürtel und hat auch genügend Bambusmesser bei sich, die auch als Pfeilspitzen dienen können. Nach tagelangem Marsch durch Wald und Steppe schleicht man sich im Morgengrauen an das Dorf heran, das man überfallen will. Jeder bemalt sich das Gesicht weiß, damit er nicht versehentlich für einen Feind gehalten wird. Unter Geschrei wird dann das Dorf erstürmt, das aus dem Schläfe aufschreckt. Man sucht die Erwachsenen lebend zu fangen. Zwei Krieger halten den Gefangenen dann fest, und ein dritter tritt vor ihn hin und fragt nach seinem Namen und seinen Beinamen, damit man möglichst vielen Kindern zu Hause Namen mitbringen kann. Dann tritt das Bambusmesser in Tätigkeit. Mit den Köpfen und den geraubten kleinen Kindern der Getöteten, die man zu Hause adoptiert, wird möglichst rasch der Rückmarsch angetreten.

Das Diesseits und das Jenseits gehen in der Vorstellung der Marind-anim und ihrer Nachbarn ohne scharfe Grenze ineinander über. Wie die Dämonen überall Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben und als Ahnen geachtet werden, so wirken die Toten weiter unter den Lebenden, und Schädel erschlagener Feinde strahlen geheimnisvolle Kräfte aus, die man zum Gedeihen der eigenen Gemeinschaft nötig zu haben glaubt. Ihr Wohl steht über allem, und die Rücksicht auf Stammesfremde muß dahinter zurücktreten. Hier setzt eine Rücksichtslosigkeit ein, die unfassbar ist. Aus Menschen, die sich für ihre eigene Gemeinschaft aufopfern können, die sich im eigenen Dorfe vorbildlich sozial benehmen und gute Familienväter und Söhne sind, werden plötzlich Menschen, die Unschuldige morden und in einen wahren Blutausch kommen können, und Leute, die bedenkenlos Mitmenschen verzehren, ohne sich eines Verbrechens bewußt zu sein.

Mit Kannibalismus hat das nichts zu tun. Weil man nun aber doch einmal Menschen getötet hat, ißt man auch so viel von ihnen, wie man kann. Niemals ist Menschenfresserei aber der Hauptgrund, aus dem man jemand tötet.

Das Hauptkopffjagdgebiet der Marind-anim war das Land am oberen Digulstrom.

Daß bisweilen Grausamkeit und Güte aus derselben Wurzel kommen, zeigt die Geschichte des alten Dadabai in Dokib, dem seine beiden erwachsenen Söhne kurz nacheinander starben, und der tief um sie trauerte und sie im Traume sah. Was er danach tun zu müssen glaubte, hat er selbst erzählt.

D a d a b a i s R a c h e

Meine Söhne waren beide in der Altersklasse Amnangib¹ und waren sehr gute Menschen. Einer, der älteste, hatte schon einen Sohn in der Altersklasse Patur². Da hat ihn jemand verzaubert. Er wurde sehr krank und starb, bevor der andere Mond da war. Wir machten einen Sandmann³ aus ihm und legten die Trauertracht⁴ an. Als wir sie noch trugen und das Totengedenkfest⁵ noch lange nicht gefeiert werden konnte, hat jemand auch meinen zweiten Sohn verzaubert, und er starb auch.

Da wurde ich sehr traurig und dachte immer nach, wer wohl der Zauberer gewesen sein könnte. In einer Nacht sah ich die Geister meiner Söhne, die zu mir kamen. Da erschien Imoan aus Wamal, der niederträchtige Mesav-anem, der Kambala-anem⁶, und biß ihnen ins Handgelenk. Er sog ihnen das innere Fleisch aus, und daran mußten sie sterben.

Am nächsten Morgen nahm ich meine Keule und ging nach Wamal. Ich fuhr in einem Boot über den Fluß und blieb vor dem Dorfe stehen. Hier rief ich nach Imoan. Er kam zu mir her und tat so, als ob er nie etwas Böses getan hätte. Da schlug ich ihm meine Keule auf den Kopf, und Imoan war tot. Dann ging ich zu meinem Boote und fuhr zufrieden über den Fluß zurück. Die Wamalleute trugen Imoan ins Dorf, aber sie verfolgten mich nicht⁷.

In Dokib sagten die Leute, so sei es richtig gewesen. Nachher kamen aber die Polisi-anim⁸ und holten mich nach Ermasuk ins Bui⁹. Tuan Dontol¹⁰ hat aber gesagt, daß ich ein alter Mann bin, der nicht ins Bui, sondern ins Krankenhaus gehört. Hier ist es ganz schön, aber ich möchte wieder nach Dokib zurück. Warum darf ich das nicht? Ich habe doch nichts Böses getan. Jeder Vater muß doch den Zauberer umbringen, der seine Söhne getötet hat.

Dadabai ist bald darauf im Krankenhaus gestorben und nicht mehr nach Dokib gekommen. Hier wäre er auch kaum mit offenen Armen aufgenommen worden, denn die Dokibleute und ihre Nachbarn aus Jowid hielten den Alten wegen seines verblüffenden Sieges über den starken Imoan nun selbst für einen Zauberer und begannen seine Rückkehr zu fürchten. Dabei war Dadabai für gewöhnlich die Gutmütigkeit in Person und hatte nur getan, was er für seine Pflicht als Vater hielt.

Das Gefängnis gilt bei den Marind-anim und ihren Nachbarn für keine Schande. Man kommt zu leicht hinein, wenn man etwas getan hat, was mit den Gesetzen der Fremden in Widerspruch steht, was aber nach einheimischen Bräuchen als erlaubt oder sogar notwendig gilt. So nimmt man beispielsweise an, daß

bei einer Zwillingsgeburt das zuletzt geborene Kind ein Dema ist und man bringt es deshalb um, denn Demas gibt es gerade schon genug. Als 1933 in Jowid die Frau Wepib Zwillinge gebar, handelte ihr Mann Dewo dementsprechend, und beide wunderten sich sehr, daß sie ins Gefängnis mußten, hatten sie doch die Welt nur vor einem bösen Dämon bewahrt und nach ihrer Meinung Lob verdient.

Zu Unrecht bestraft fühlten sich auch die Leute eines Dorfes am oberen Kumbeflusse, zu denen ein Chinese kam, der sich dort üble Dinge erlaubte, und gegen den sie sich wehrten. Zur Ehre der übrigen Chinesen, die im Lande sind, muß es gesagt sein, daß sie recht gut mit den Marind-anim auskommen, und daß es sich um eine Ausnahme unter ihnen handelte. Von diesem Vorfall haben die Kumbeleute selbst berichtet, als sie im »Bui« waren.

Der gegessene Chinese

Zu uns kam ein Chinese, der nicht so gut war wie Baba Tenah¹⁴ und nicht einmal so wie Kapala Lidjing¹⁵. Es war ein ganz schlechter Mann, ein Krokodilmann und ein Frauenschänder. Er hatte ein Gewehr bei sich und bedrohte uns damit und sagte: »Wenn ihr mir nicht genug Kokosnüsse gebt, erschieße ich euch alle.« Da brachten wir ihm so viele Kokosnüsse, wie er wollte, und es wurde ein Haufen, größer als die Bruthügel des Großfußhuhns¹⁶.

Da freute sich der Chinese und dachte, bei uns könne er alles haben, was er wollte, denn Tauschwaren gab er uns für die Kokosnüsse nicht. Und weil er ein schlechter Kerl war, faßte er ein Mädchen aus der Alterklasse Iwag am Handgelenk

und wollte es mit sich nehmen. Das Mädchen hatte aber einen Vater und einen Vatersbruder, einen älteren und einen jüngeren Bruder und noch einen Vetter, und es war auch noch ein junger Mann aus der Altersklasse Meakim¹¹ da, der es heiraten wollte. Die kamen alle mit ihren Keulen und schlugen ihm auf den Kopf, daß er das Mädchen loslassen sollte. Da fiel er um und war tot. Wer von den Männern ihn totgeschlagen hat, wissen wir nicht. Geschlagen haben sie ihn aber alle.

Eigentlich sollte er nur das Mädchen loslassen, und alle Leute wunderten sich, daß er nun tot war. Sie standen alle um ihn herum und redeten viel, wie man es dann tut. Manche sagten, daß die Polisi-anim nun wohl kommen würden, aber was konnten die uns tun? Der Chinese war ja schlecht gewesen und wir nicht.

Die Leute nahmen ihre Kokosnüsse wieder, und dann redeten sie weiter, immerfort und immerfort. Da sah ein alter Mann zum Himmel nach der Sonne auf und sagte: »Als ihr ihn totgeschlagen habt, da stand sie dort, und jetzt steht sie schon da¹⁵. Wenn ihr so weiterredet, bis sie untergegangen ist, dann könnt ihr ihn nicht mehr essen. Dann fängt er an zu stinken.« Da zerteilten wir ihn und zerfaserten sein Fleisch ganz fein, und die Frauen haben es in Sagomehl gebacken. Es war ein sehr gutes Essen, viel besser als ein anderer Mensch¹⁶ und noch viel, viel besser als ein Schwein.

Das haben die Leute aus den andern Dörfern gehört, und die Leute in den Stranddörfern hörten davon und von ihnen die Po-anim in Ermasuk. Die schickten die Polisi-anim, und die fragten,

wer den Chinesen totgeschlagen hätte. Da meldeten sich alle, die nach ihm geschlagen hatten. Dann wollten die Polisi-anim wissen, wer von ihm gegessen hätte, und dann mußten alle nach Ermasuk mitkommen¹⁷.

Hier in Ermasuk hat der Tuan Bentir¹⁸ uns gefragt, wer mit seiner Keule zugeschlagen hat, und dann wollte er wissen, warum wir den Chinesen gegessen haben. Wir sagten, er sei doch schon tot gewesen, und es wäre schade um das schöne Fleisch gewesen¹⁹. Erst war er böse, aber dann lachte er. Er sagte, wir dürften schlechte Leute nicht selbst schlagen und müßten immer die Polisi-anim holen. Aber bis die gekommen wären²⁰, hätte der Chinese sicher schon schlechte Dinge mit dem Mädchen getan²¹.

Schließlich mußten wir doch ins Bui gehen. Warum sind wir nur hier? Der Chinese war doch böse, und als wir ihn aßen, war er doch schon tot. Wegwerfen kann man das gute Fleisch doch nicht!

Die Strafe fiel angesichts des guten Gewissens der Kumbleute recht milde aus: acht Tage für die Keulenmänner wegen unbefugter Zusammenrottung und acht Tage für die Menschenfresser wegen groben Unfugs mit der Androhung, daß im Wiederholungsfalle der schärfere Paragraph wegen Leichenschändung in Kraft treten würde. Bemerkenswert ist, daß die Leute betonten, sie seien keine Kopfbjäger mehr und hätten Schädel und Knochen des Getöteten an ihren Kokospalmen begraben — damit nach altem Glauben die Palmen umso fruchtbarer würden, und das ist einer der Hauptgründe, warum man im Majo- und Imokult Menschen umbringt.

Diese Leute haben ihre Freiheitsberaubung im Bui als ungerecht empfunden. Ganz anders dachte aber Keban darüber, der unter den Makleuga als Kopf-

jäger berühmt war und ein so großes Selbstbewußtsein hatte, daß es ihm überhaupt nicht in den Sinn kam, daß der Aufenthalt im Gefängnis eine Strafe sein sollte. Vielmehr fühlte er sich durch seine Gefangenschaft sehr geehrt und berichtete darüber lange Zeit nach seiner Entlassung in seinem Heimatdorfe Welbuti.

Der Ehrengast

Wir Makleuga sind immer große Helden²² gewesen. Als mein Großvater noch jung war, da überfielen uns noch manchmal die Imoleute aus Sangassé und Alatepe, aber später bekamen sie große Angst vor uns und ließen sich nicht wieder sehen²³.

Wir haben viele Köpfe genommen, die meisten von den Marind-anim am Eli und am Bulaka, bis sie unsere Freunde wurden wie die Jabga. Wir haben auch Köpfe von den Digul-anim²⁴ geholt, bis sie Angst bekamen und nach Imahu auswanderten. Da wohnten sie nun bei den Marind-anim²⁵ und waren dann plötzlich unsere Freunde geworden. Wir mußten aber doch unbedingt Köpfe haben, denn was wäre sonst aus unseren Kindern geworden?

Da sagte Mitu²⁶, wir sollten doch Köpfe bei den Sohur²⁷ holen. Vor denen haben sonst alle Leute Angst, weil sie selbst so gewaltige Kopfjäger sind, aber wir hatten keine Angst, und die Leute aus Nakeas auch nicht. So zogen wir nach Mabur²⁸, aber die Leute wachten zu früh auf, bevor wir sie überfallen konnten, und schlugen Mitus Sohn und noch andere Makleuga tot.

Da gingen wir nach Imohi²⁹, und der alte Kasima, der dort wohnt und unser Freund ist, sagte, wir sollten doch die Polisi-anim aus Okaba holen und ihnen sagen, daß die schlechten Sohur Mitus Sohn und die anderen getötet hätten. Sie kamen auch mit uns nach Mabur, aber die Sohur waren geflohen, und wir haben nur noch die Knochen von unseren Freunden gefunden.

Der Tuan, der bei den Polisi-anim war³⁰, wollte die Sohur nicht verfolgen und ging mit uns nach Imohi zurück. Er schickte die meisten Makleuga wieder nach Welbuti nach Hause, aber er sagte zu mir und Mitu und Eked und zu Sipale aus Nakeas, der große Tuan in Ermasuk wolle uns kennenlernen, weil wir so große Kopfjäger seien. Da freuten wir uns sehr und gingen nach Okaba mit und fuhren dann mit einem großen Boot³¹ nach Ermasuk. Die Polisi-anim waren unterwegs sehr freundlich zu uns³².

In Ermasuk machte der große Tuan eine Versammlung und fragte uns, wie die Kopfjagd gewesen sei³³. Dann ließ er uns im Bui wohnen. Manche Polisi-anim sagten auch, es hieße nicht Bui, sondern Sekola³⁴.

Die Tuans waren sehr freundlich zu uns, und im Bui war es sehr schön. Sie wußten, was man großen Kopfjägern schuldig ist! Es war ein sehr schönes Haus mit einem Dach aus Eisen, und es hat nicht ein einziges Mal durchgeregnet wie in Welbuti. Wir haben jeden Tag Reis zu essen bekommen. Der schmeckt viel besser als Sagomehl³⁵. Wenn ein paar Tage vorbei waren, bekamen wir auch Tabak, und das ging immerzu so, so daß

wir immer etwas zu priemen hatten. Zu Hause haben wir das nicht. Auch ein schönes Stück Stoff haben uns die Polisi-anim gegeben, das wir uns umgebunden haben³⁶. Sie wollten nur nicht, daß wir nachts ein Feuer machten, um daneben zu schlafen. Das war etwas kalt, aber eigentlich hatten sie recht, denn der Fußboden war aus Holz und nicht aus Erde, und wenn wir uns ein Schlaffeuer gemacht hätten, wäre vielleicht das schöne Haus verbrannt, und das wäre doch schade gewesen.

Es waren auch noch andere Gäste da, meistens Marind-anim und ein paar Kanum- und Je-Leute. Das waren alles große Kopfjäger und berühmte Zauberer, die von dem großen Tuan eingeladen waren. Jeder von uns bekam ein großes Messer³⁷, wie wir es noch nie gehabt hatten. Es war wunderschön und gut zum Kopfab schlagen, viel besser als ein Bambusmesser. Die Polisi-anim sagten uns, wir sollten damit das hohe Gras an der Straße abschlagen. Die Straße war so breit wie viele Wege zusammen³⁸, und am Rande wuchs das Gras, in der Mitte aber nicht wie auf unseren Wegen. Da haben wir das Gras abgeschlagen, denn wenn man so gut aufgenommen wird, dann muß man doch seinem Gastfreund auch einmal eine Freude machen!

Kebans Bericht über das Gefängnis und die kleinen menschlichen Eitelkeiten der gefangenen Kopfjäger lassen nicht so recht deutlich werden, daß das Grausige und Gefährliche bei dem Zuge gegen die Sohur im Vordergrund stand. Viel mehr kommt es in dem Berichte zum Vorschein, den Eked darüber gab³⁹.

Die Kopffjagd nach Mabur

Die Sohur sind sehr schlechte Leute. Du weißt, daß sie neulich die Marind-anim in Amk überfallen haben⁴⁰. Sie nehmen nicht nur die Köpfe von ihren Feinden mit, sondern den ganzen Körper und essen alles vom Menschen außer den Eingeweiden. Am liebsten essen sie das Gehirn und das Unterkiefermark, und wenn sie von der Kopffjagd nach Hause kommen, dann ist alles verzehrt. Sie bringen dann nur die Schädel mit⁴¹. Die Knochen, die andere Menschen an ihren Palmen vergraben, damit sie fruchtbar werden, werfen sie weg, und wenn sie Köpfe abschneiden, dann fragen sie nicht nach dem Namen, wie wir es tun. Sie denken, daß der Schädel alleine genügt, damit ihre Kinder gedeihen, und das ist doch falsch! Wir bringen die Schädel und die Namen dazu nach Hause⁴².

Alle Menschen fürchten sich vor den Sohur, nur die Makleuga nicht⁴³. Besonders nach Mabur und Loloma⁴⁴ sind wir schon immer gezogen. Das waren unsere besonderen Kopffjagdgebiete, und früher hatten wir soviel Schädel in Welbuti, wie ein Mensch Finger und Zehen hat⁴⁵. Manche davon stammten von den Oser, die nachher unsere Freunde wurden, und manche von den Paradiesvogeljägern, aber die meisten waren Sohurschädel. Das gibt es sonst in keinem Dorfe, denn keiner außer uns hat sich zu den Sohur getraut.

Es gibt Leute, die viele Sprachen verstehen und die deshalb von einem Stamm zum andern gehen dürfen, ohne daß ihnen jemand etwas tut⁴⁶. Ein solcher Mann ist Adu, und früher war auch Bume

einer von ihnen⁴⁷. Es ist gut, daß es derartige Männer gibt, denn durch sie bekommen wir rote Erdfarbe im Tausch und erfahren, was bei anderen Stämmen vorgeht.

Nun haben die Sohur in Mabur einmal einen solchen Mann getötet, der unser Freund war⁴⁸. Da war Mitu böse, weil es sehr unrecht gewesen war und er den Mann sehr gerne mochte. Er sagte, wir sollten doch nach Mabur ziehen und zur Rache dort Sohurschädel holen. Keban war auch dafür, und viele Männer sagten, sie wollten mitkommen. Wir waren aber noch nicht genug Männer, und deshalb zogen wir zuerst zu den Marind-anim nach Kiwalan. Sie wollten aber nicht mit uns gehen, weil sie Angst hatten. Dann gingen wir nach Nakeas und fragten dort die Männer, ob sie mitkommen wollten. Dort wohnt unser Freund Sipale, und der machte sich mit vielen jungen Männern bereit. So waren wir sehr viele Krieger⁴⁹.

Wir nahmen unsere Bogen, viele Pfeile, Bogensehnen und Bambusmesser mit und auch sehr viel Sagomehl, und dann zogen wir in Einbäumen durch den großen Sumpf. In Bobar und Tsudu haben wir geschlafen und kamen dann nach Wab, wo die Oserleute wohnen. Sie hatten gedacht, wir wollten sie überfallen, und waren alle geflohen. Aber ihre Boote waren noch da, und nun fällten wir die Sagopalmen der Oser und ließen unsere Frauen⁵⁰ daraus noch mehr Mehl für den Kriegszug machen. Dann schickten wir die Frauen mit ein paar alten Männern zurück und fuhren nachts mit den Oserbooten über den Digul. Der ist bei Wab so breit wie der Muli⁵¹, aber niemand hatte

uns beobachtet. Am andern Ufer schlichen wir uns durch den Wald weiter und machten tagsüber kein Feuer mehr, damit wir nicht entdeckt würden. So kamen wir nach Mabur und umzingelten in der Morgendämmerung ein Dorf. Es bestand aus ein paar Häusern hoch auf den Bäumen, wie sie die Digulleute und die Sohur haben, und unten stand ein großes Haus für viele Leute. Alles schlief noch. So bemalten wir uns die Gesichter weiß, damit wir uns beim Überfall gegenseitig erkennen konnten, und warteten darauf, bis die erste Behontaube⁵² im Walde schrie. Dann wollten wir angreifen.

Es schrie aber keine Taube, und einer der Sohur wachte auf, weil er ein menschliches Bedürfnis spürte⁵³. Er ging ganz alleine durch das hohe Gras aus dem Dorfe, und als das der junge Mage sah, konnte er sich nicht mehr beherrschen und stieß dem Sohur seinen Jagdspeer durch den Leib. Der Mann schrie laut auf und fiel tot hin, bevor Mage seinen Namen erfahren hatte. Da schnitt ihm Mage rasch den Kopf ab.

Inzwischen waren die Sohur erwacht und kamen aus den Häusern hervor. Sie schwangen ihre langen Widerhakenspeere und ihre Schilde. Andere hatten Pfeil und Bogen oder Dolche aus Krokodilunterkiefern⁵⁴. Dann warfen sie die Schilde weg⁵⁵ und stürzten sich auf uns. Einen Mann aus Nakeas erstachen sie mit einem Speer, und dann schoß ein Sohur auf Mitus Sohn mit einem Pfeil, so daß er hinstürzte. Mitu schoß wieder auf den Sohur, der seinen Sohn getötet hatte, aber er traf ihn nur ins Bein.

Dann mußten wir fliehen. Die Sohur bliesen mit ihren Holztrompeten Alarm, und immer mehr von ihnen kamen zum Vorschein. Sie verfolgten uns durch den Wald. Weleng, Meli, Mage, Baigau und noch ein Mann aus Nakeas wurden von ihnen getötet, und am Abend haben sie noch den alten Iwor erschossen. Dann wurde es dunkel und sie ließen von uns ab. Wir konnten keinen von unseren Gefallenen mitnehmen und waren froh, als wir wieder in Wab waren. Hier fanden wir die Boote, die wir gut versteckt hatten, und so kamen wir über Tsudu und Bobar wieder nach Nakeas — ohne Schädel und ohne geraubte Kinder, und dort war große Trauer um die zwei gefallenen Nakeasleute. Am traurigsten aber war Mitu, denn er hatte seinen Sohn sehr lieb gehabt und konnte ihn nun nicht einmal begraben.

Der Weg von Nakeas nach Welbuti führt über Kiwalan. Dort hatten uns aber die Leute gewarnt, nach Mabur zu ziehen, besonders Pangapu⁵⁶, und sie hatten sich ja auch geweigert, uns zu begleiten. So fürchteten wir, sie würden uns verspotten, und schämten uns sehr vor ihnen⁵⁷. Deshalb gingen wir nach Puepe⁵⁸ und wollten über die Rastplätze Phibhib und Apel nach Welbuti zurückkehren.

In Puepe wohnt der alte Kasima, der unser Freund ist. Wir baten ihn, mit seinen Freunden doch zu einem Rachezug nach Mabur mitzukommen, aber Kasima sagte, das dürfe er nicht, denn dann würden sicher die Polisi-anim kommen und Puepe verbrennen. Er meinte aber, wir könnten doch selber zu den Polisi-anim nach Okaba gehen und ihnen sagen, daß die Sohur so viele Leute aus

Welbuti und Nakeas getötet hätten. Sicher würden sie dann mit uns nach Mabur gehen, und wenn wir Polisi-anim mit Gewehren bei uns hätten, würden wir die Sohur schon besiegen.

Das schien uns ein guter Rat zu sein, und so zog ich mit Keban, Sipale und Mitu, der noch immer sehr traurig war, nach Okaba, wo die Polisi-anim sind. Unterwegs sahen uns die Ati-anim in Jomob und Jawimu böse an, weil wir nicht freund mit ihnen sind wie mit den Jamuli-anim⁵⁹, aber wir kamen ungefährdet nach Okaba.

Der Herr der Polisi-anim befahl ihnen, ihre Gewehre und viel Reis mitzunehmen, und so kamen wir zusammen wieder nach Puepe. Hier waren nun doch viele Männer bereit, uns nach Mabur zu begleiten, denn sie sagten sich, daß man mit den Knallmännern zusammen ja nun leicht Köpfe von den Sohur holen könnte. Bume, der Osermann, der die vielen Sprachen kann, war auch da und war bereit mitzukommen, und außerdem wußten wir ja auch den Weg.

So kamen wir wieder an den Digul und überquerten ihn bei Wab. Auf der andern Flußseite trafen wir plötzlich viele Sohur aus Loloma, die dort in Einbäumen von einer Kopfjagd bei den Oser zurückkamen. Der Herr der Polisi-anim rief ihnen zu, sie sollten anhalten, und Bume übersetzte ihnen das. Aber sie schrien nur laut und schwenkten höhnisch ihre Schilde und Speere, und ein paar Frauen, die bei ihnen waren, trommelten aufreizend auf den Bootswänden.

Da schossen die Polisi-anim, und die Lolomaleute flüchteten. Drüben im Wald fanden wir einen von

ihnen, der verwundet war, aber er sagte, er sei kein Sohur, sondern ein Oser. Da durften wir seinen Kopf nicht nehmen.

Mitu und Bume führten nun die Polisi-anim und die Imohileute nach Mabur, aber dort war alles geflohen. Wir fanden nur frische Gräber und ein paar verstreute Knochen, von denen die Sohur das Fleisch abgenagt hatten. Der Herr der Polisi-anim ließ die Gräber aufmachen, aber Schädel waren nicht darin, und auch in den Häusern waren keine. Die Sohur hatten sie sicher auf der Flucht mitgenommen. Mitu fand aber in einem Hause die Schützenmanschette⁶⁰, die seinem Sohne gehört hatte, und nun wußte er, daß die Sohur ihn getötet und gefressen hatten.

Wir verbrannten das Dorf, aber der Herr der Polisi-anim wollte nun nicht mehr hinter den Sohur herziehen, und so kehrten wir wieder um.

Von Puepe aus nahmen die Polisi-anim mich, Keban, Mitu und Sipale mit nach Ermasuk, wo wir viele Monde im Bui waren. Mitu hat die Manschette seines Sohnes immer noch, und wenn er sie sieht, wird er traurig und böse.

Bume, der unser Führer gewesen war, hat sich nicht mehr in das Sohurgebiet getraut, aber Adu war einmal da, und ihm haben die Sohur gesagt, wenn die Polisi-anim noch einmal kämen, dann würde man sie alle töten. Wir müssen mit ihnen aber noch einmal hin, und wenn sie nicht wollen, gehen wir alleine, denn die Sohur dürfen doch nicht Schädel von uns Makleuga in ihren Häusern haben! Alle fürchten die Sohur, aber wir werden noch einmal Rache an ihnen nehmen⁶¹.

Leider ist dieser Bericht Ekeds nicht erdacht, sondern beruht auf Tatsachen, die auch durch Aussagen der Verwaltungsbeamten und Polizisten bestätigt wurden, denen noch die Angaben von Sipale in Nakeas und Kasima in Puepe hinzugefügt werden können⁶², und aus ihnen allen erhellt, daß sich die Geschehnisse im Jahre 1927 zugetragen haben.

Wie wichtig die erbeuteten Schädel für denjenigen sind, der nach den Getöteten genannt wird, geht aus einem Bericht über die Bestattung eines Mannes hervor, der dem Majokultbunde angehört hat. Dabei ging es früher in den Dörfern westlich von Okaba so zu:

Der Kormoran und der Schädel

Wenn ein Majomann gestorben war, wurde er bald begraben wie andere Menschen auch. Dann warteten die anderen Majoleute so lange, wie man Finger hat⁶³, und bauten inzwischen vor dem Dorfe eine kleine Hütte. Andere setzten die Masken⁶⁴ instand. Dann holten sie aus dem Männerhaus den Schädel, der einmal früher für den Verstorbenen herbeigebracht worden war, als er noch ein Säugling war. Den Schädel legte man auf einen freien Platz, und in die Hütte ging der Kormorandema⁶⁵ hinein. Er saß darin von morgens an, und manchmal sprang er auf und lief unruhig hin und her.

Auf dem Platze standen die anderen Demas, der Storch und mehrere Hunde, die bunte Blätterbüschel vom Crotonstrauch unter den Armen hatten. Rings um sie standen die Majoleute und sahen zu.

Immer wieder sprang der Kormoran auf und beruhigte sich nach einiger Zeit wieder. So ging es, bis es Mittag wurde. Da traten zwei Galiträger auf den Platz. Sie hatten über den Schultern und Köpfen zwei riesige weißgekalkte Halbkreise aus leichten Sagopalmstielmark.

Kaum waren die Galiträger eingetroffen, da sprang der Kormoran aus der Hütte, lief auf den Schädel zu, ergriff ihn mit beiden Händen und lief mit ihm davon. Dabei hielt er die Ellbogen nach außen gestreckt, daß es aussah, als wären die Arme seine Flügel. Während er davonlief, schrie er wie ein Vogel: »Ko-ko-ko-ko.«

Die Galiträger blieben stehen und sagten nichts, aber der Storch ging in wippendem Schritt und mit schlagenden Flügeln — auch er hatte die Ellbogen nach außen gestreckt und hielt eine Hand mit der andern — auf den Kormoran zu, und die Hunde folgten ihm und scharrten die Erde dabei. Dann schlugen die Galiträger ihre Handtrommeln und folgten langsam.

Das war das Zeichen für die jungen Männer⁶⁶, auf den Kormoran loszustürzen und ihm den Schädel zu entreißen, bevor die Demas das tun konnten. So rasch sie konnten, liefen sie damit in den Wald. Dort vergruben sie den Kopf, damit nun auch der Schädelname des Mannes begraben war wie sein Körper.

Die Demas konnten ihnen nicht folgen, weil ihre Masken zu groß und im Walde hinderlich waren. Der Storch und die Hunde gingen fort, und die Galiträger folgten ihnen langsam zum Majoplatz. Sie mußten sehr langsam gehen, weil die Gali so gewaltig groß waren.

Alle Majoleute, die vor der Kormoranhütte gestanden hatten, wußten genau, was die Galiträger bedeuteten: kamen zwei von ihnen, dann tötete man zwei Uneingeweihte auf dem Festplatze für die Demas. Kam nur einer, dann gab es nur ein Opfer, und wenn es drei⁶⁷ waren, dann tötete man eben drei Leute.

Die Po-anim glaubten später, daß Kopfjagden nicht gut seien, und wir verbargen die Schädel vor ihnen. Die Lebenskraft aus den Köpfen hatten die Majoleute zuvor in Kokosnüsse hinübergezaubert, und so merkten die Po-anim nicht, daß der Schädelname doch begraben wurde.

Bei den berüchtigten Sohur spielen die Kopfjagdschädel nach der großen Feier zur Heimkehr der Krieger bei weitem nicht mehr die große Rolle wie bei den Marind-anim und ihren Nachbarn, sondern hier stehen die sorgsam aufbewahrten Ahnenschädel an erster Stelle. Bei ihnen sind die Schädeltrophäen jedoch unbedingt nötig, wenn ein junger Mann heiraten will, und auch die Aufstellung eines Ahnenschädels im Hause erfordert eine Kopfjagd. Vor allem sind es die Frauen, die ihre Männer und Söhne zur Kopfjagd treiben und die eigentlichen Schuldigen bei den Sohur sind, denn im Gegensatz zu den übrigen Stämmen herrscht bei ihnen das Mutterrecht⁶⁸, und die Männer haben herzlich wenig zu bedeuten.

So kam auch der junge Genemo von der Sohurgruppe der Enemur⁶⁹ dazu, sich an einer Kopfjagd zu beteiligen. Als er später im Gefängnis in Merauke war, hat er darüber einen Bericht gegeben, bei dem er aber aus Furcht, von seinen Mitgefangenen ausgelacht zu werden, über die antreibende Rolle der Sohurfrauen nichts gesagt hat.

Die Geschichte Genemos

Die alten Männer in meinem Heimatdorfe Obamena hatten sich mit den Leuten aus den anderen Dörfern der Enemur verabredet, daß wir wieder auf eine Kopfjagd gehen müßten, und es schlossen sich auch Männer von den Kogoir und aus Wanggaimu mit an. Es war gegen Ende der Regenzeit, und das schien uns günstig, weil man dann noch durch die großen Sümpfe mit Booten leicht vorwärts kommt.

Wir fuhren den Obaha und dann den Mapi bis zu seiner Mündung hinab, kamen in den Kawarga⁷⁰ und dann in den Abo⁷¹ und fuhren bei Wab nachts vorbei, so daß uns die Oser nicht sahen. Vielleicht waren sie vor uns geflohen, aber wenn sie in Wab geblieben sind, dann hätten sie uns auch nicht gesehen, weil wir auf der anderen Seite⁷² des Abo waren, ganz still blieben und kein Feuer machten. Dann fuhren wir noch ein großes Stück den Abo hinauf, versteckten unsere Boote und zogen durch den Wald und Sumpf auf Amk zu. Das taten wir zuletzt nachts, damit die Marind-anim uns nicht sehen sollten, und besonders nahmen wir uns in acht, daß wir nicht unterwegs mit Leuten aus Imahu zusammenstießen⁷³.

Ganz früh am Morgen waren wir vor Amk und umzingelten das Dorf. Wir hatten verabredet, daß keiner von uns dem Lehrer etwas tun sollte, weil er ein Po-anem ist und wir davon nur Ärger haben würden. Aber Marindköpfe wollten wir haben, so viele⁷⁴ wie wir nur bekommen konnten. Wir waren auch sehr viele Leute: Gaen, Weit, Obonjemo, Awamorghai, Mujebo und Adai von den Enemur,

Geimaf und Dodam aus Wanggaimu und viele andere.

Alles ging sehr gut. Wir überfielen die Amkleute noch im Schlaf, und wir töteten mit unseren Speeren einen nach dem andern und schnitten den Toten die Köpfe ab⁷⁶. Auch Kinder nahmen wir mit. Dann begannen sich die Amkleute zu wehren, und wir zogen uns zurück. Wir nahmen ihnen noch Waffen ab⁷⁶, und keiner von uns war verwundet oder tot, als wir wieder im Walde waren. Nur zwei Schilde hatten wir verloren, einen in Amk und einen dort, wo es zum Keipflusse hingehet. Die Amkleute wagten nicht uns zu folgen, und wir waren froh, daß wir Köpfe erbeutet und keine Toten oder Verwundeten zu schleppen hatten.

Die kleinen Kinder, die wir aus Amk mitgenommen hatten, waren auch sehr artig, und die verheirateten Männer freuten sich schon auf den Augenblick, in dem sie ihren Frauen die Kinder übergeben könnten⁷⁷. Nur ein Mädchen war schon zu groß zur Adoption. Es war aus der Altersklasse Chombog⁷⁸ und weinte unterwegs unaufhörlich und schrie nach seinen Eltern. Als es am Abo immer noch so widersetzlich war, ärgerte sich der Mann sehr, der es mitgenommen hatte, und stach es tot.

Wir haben dann nach zwei Tagen Rast gemacht, als wir dachten, wir seien in Sicherheit, und das Kind zu unserem Sagomehl gegessen. Plötzlich sprangen alle auf und liefen davon, denn die Poanim⁷⁹ kamen. Alle konnten sich retten, aber mich haben sie gefangen und mitgenommen.

Zuerst zogen die Fremden mit mir nach Enemur und Kogoir. Von den Sohur war keiner dort, und darum nahmen die Fremden nur Schädel mit⁸⁰. Auch ein paar Waffen, die wir in Amk erbeutet hatten — Bogen und Pfeile und ein schönes Eisenbeil, wie es die Po-anim machen — nahmen sie mit⁸¹.

Dann mußte ich mit den Fremden nach Wab und Tsudu und Bobar und durch einen großen Sumpf nach Mochmon⁸². Wir kamen dann nach Imohi, und wenn die Po-anim nicht gewesen wären, dann hätten mich die Leute dort totgeschlagen. Auch in Wapa und Jawimu waren sie sehr böse auf mich, und ich hatte ihnen doch nichts getan. Zuletzt mußte ich nach Anau⁸³ mitgehen und dann nach Okaba, und immer mußte ich das Essen für die Fremden tragen und durfte nicht einmal alleine in den Wald gehen, wenn meine Eingeweide es wollten⁸⁴. Von Okaba sind wir dann mit dem großen Boot nach Ermasuk gefahren, und nun muß ich hier bleiben.

Die Fremden haben mir gesagt, wenn der andere Mond da ist, dürfte ich nach Hause gehen, aber ich habe keinen Mut dazu. Unterwegs schlugen die Marind-anim mich ja tot, wenn sie merken, daß ich ein Sohur bin.

Man könnte annehmen, daß dieser Genemo, der mit keinem Worte jemals sein Bedauern über seine Teilnahme an der Kannibalenmahlzeit ausgedrückt hat, ein roher Mensch sei. Aber er war bescheiden und hilfreich und im Alltag ein wirklich freundlicher und fröhlicher Mann. Allerdings kam er sich innerlich wohl immer etwas erhaben über seine Mitgefangenen vor, da sie ja doch »nur« Marind-anim waren. Durch ihr Gebiet wollte er nach seiner Entlassung

um keinen Preis gehen, und als ihm der Vorschlag gemacht wurde, mit einem Missionslehrer zu den sehr friedlichen Jilmek an der Prinzeß-Marianne-Straße zu gehen und zu versuchen, von ihnen mit einem bei den Sohur anerkannten Dolmetscher und Unterhändler — dem Oser Ngape oder dessen Sohn Järi aus Walawi — nach Hause zu gelangen, da lehnte er das ab, vielleicht aus Bedenken, weil die Jilmek Freunde der Makleuga und folglich Feinde der Sohur sind, vielleicht aber auch deshalb, weil ihm die Rückkehr in die strengen mutterrechtlichen Verhältnisse nicht sehr verlockend erschien. So schloß er sich einem indonesischen Heilgehilfen an, der auf der Frederik-Hendrik-Insel mitten im Gebiete der Sumpfbewohner ein kleines Hospital verwalten sollte.

Hier hat er in dem kleinen Dorfe Kimaam unter den friedfertigen Pueracha auch heiraten können, und zwar nach vaterrechtlichen Grundsätzen. Der Anstoß dazu mußte allerdings erst von außen kommen, denn Genemo war wenig sprachenbegabt und konnte drei Monate nach seiner Ankunft in Kimaam noch kaum ein Wort von der Puerachasprache. Nur ein junges Mädchen, dessen verstorbene Mutter eine Marindfrau gewesen war, verstand ihn etwas, aber wenn ihm auch Wandika sehr gefiel, so konnte er sich doch nicht viel mit ihr sehen lassen, und ihr Vater verstand ihn wieder nicht, so daß er nicht einmal um ihre Hand anhalten konnte.

So stand es, als ich nach Kimaam kam und selbst vor der Frage stand, wer für mich dolmetschen sollte. Mein indonesischer Koch Ali bin Halim aus Banda hat sie später in Merauke anderen »Po-anim« erzählt, und so mag einmal ein Indonesier statt eines Neuguineamannes das Wort haben.

W a n d i k a s H e i r a t e n

*A*ls wir nach Kimaam kamen, waren wir sehr müde, denn wir hatten von der Küste aus den Dambufluß hinauffahren und dann noch ein lan-

ges Stück vom Fluß bis zum Dorf über Baumstämme balancieren müssen, die hintereinander in den Lehm gelegt waren. Das nennen die Sumpfleute einen »guten Weg«.

Ich hatte Fieber, und mein Tuan⁶⁵ wird wohl nicht viel von mir gehabt haben. Jedenfalls kümmerte sich gleich der Ambonese vom Hospital um mich und gab mir Chinin. Der Tuan war aber sehr erpicht darauf, gleich mit den Sumpfleuten bekannt zu werden, und sprach sie in der Marindsprache an. Sie machten zwar freundliche Gesichter, aber es verstand ihn keiner, und der Ambonese hatte keine Zeit, ihm zu helfen, denn außer mir mußte er noch mehr Kranke versorgen. So fragte der Tuan immer wieder, aber es nützte ihm nichts.

Endlich kam ganz schüchtern ein Mädchen zu ihm und fragte auf Marind, was er wolle. Er sagte: »Feuerholz und Trinkwasser, und morgen kommst du mit mir, wenn ich von den Kimaamleuten ihre Sachen gegen Tauschwaren haben möchte.« Es war die Tochter eines Kimaammannes und einer Marindfrau, die aber nicht mehr lebte. Daher konnte das Mädchen zwei Sprachen.

Sie hieß Wandika und schien recht klug zu sein. Sie ließ gleich das Gewünschte bringen und sagte den Leuten, sie sollten unter unseren Betten ein rauchendes Feuer machen. Das tun die Sumpfleute zum Schutz gegen die vielen Mücken, und daher husten sie alle sehr. Bei uns wäre das Feuer nicht nötig gewesen, denn wir hatten Moskitonetze mit, aber die kannte Wandika ja nicht. Sie schlief ja selber auch bei ihrem Vater und einer kleineren Schwester im Qualm.

Nachher kam Genemo, der im Gefängnis in Merauke gewesen war. Er begrüßte uns sehr herzlich und blieb nachts bei uns, aber von der Kimaamsprache wußte er noch nichts.

Am nächsten Morgen war Wandika wieder da, und der Tuan ging mit ihr durch das Dorf, fragte die Leute viel und tauschte viele Sachen von ihnen ein, meistens für Glasperlen und Zündhölzer oder Tabak und andere Waren. Genemo war immer dabei, und die drei gingen in jedes Haus hinein. Nur in das Männerhaus durfte das Mädchen nicht mitgehen, weil das verboten ist. Der Tuan und Genemo durften es zwar betreten, aber drinnen konnten sie mit niemand reden.

So waren die drei ein paar Tage zusammen und gingen überall bei den Leuten herum, und Wandika gab sich viele Mühe, ihnen und dem Tuan alles verständlich zu machen, was sie voneinander wollten. Am Abend sagte sie dann zu meinem Tuan, ihr Vater sei schon sehr böse geworden, weil sie überhaupt nicht mehr in den Garten komme, und es würde Zeit, daß sie wieder an das Unkrautjäten denke. Um den alten Mann zu besänftigen, ging der Tuan mit ihr, aber ohne Genemo zu ihm hin und fragte ihn, was er zur Entschädigung haben wolle, weil seine Tochter jetzt nicht für ihn arbeite. Was Wandika übersetzt hat, verstand der Tuan nicht, aber jedenfalls mußte er dem Alten allerlei geben: Tabak, Betelnüsse, Zündhölzer, eine Blechschachtel mit einem kleinen Spiegel darin, drei Angelhaken⁹⁶, Glasperlen und ein kleines Messer. Wandika bekam eine große schöne Glasperlenkette, auf die sie sehr

stolz war, und ihre Schwester eine kleine. So waren alle zufrieden.

Am nächsten Tage kam ein Mann aus dem Binnenlande. Er hieß Tombo und war aus Joubie, einem Dorfe, in das man nur mit Einbäumen mitten durch den Sumpf fahren kann. Dieser Tombo war einmal bei den Marind-anim gewesen und hatte dort einen Mann getötet⁸⁷ und war deshalb im Gefängnis in Merauke gewesen. Dort hatte er von seinen Mitgefangenen die Marindsprache gelernt, und so schien er dem Tuan der geeignete Dolmetscher zu sein, mit dem er auch gleich ins Männerhaus ging. An Wandika und Genemo schien der Tuan gar nicht mehr zu denken, aber sie sorgten immer noch für Feuerholz und Wasser, und der Sohur schlief nachts bei uns im Vorbau des Hospitals.

Mit Tombo und ein paar Kimaamleuten verabredete der Tuan, daß sie uns nach Joubie fahren sollten. Hinter dem Dorfe beginnt gleich ein Sago-sumpf, und dort packten wir am nächsten Morgen alles in die Einbäume, die dort lagen, Tauschwaren, Reis, Kochgerät und was wir sonst noch mitgenommen hatten. Dann stiegen wir in die Boote. Es war etwas unbequem darin, denn die Boote der Sumpfleute sind ziemlich klein, aber es ging, und mein Fieber war schon wieder vergangen.

Als die Leute keine Miene machten, abzufahren, sagte der Tuan: »Worauf wartet ihr denn noch?«

Da lachten alle, und einer sagte etwas. Tombo übersetzte es dem Tuan: »Sie fragen, ob du deine Frau nicht mitnehmen willst.«

»Was für eine Frau?« sagte der Tuan, denn seine Frau war ja in Deutschland geblieben.

Da sah ihn Tombo ganz verwundert an und sagte: »Wandika. Du hast ihrem Vater doch so viel für sie gegeben.«

Da wurde mein Tuan ganz blaß und sagte: »Ali, was tun wir denn jetzt bloß?«

Ich meinte: »Du hast ihrem Vater so viel gegeben, daß sie dir jetzt gehört. Aber wenn du sie nicht haben willst — vielleicht will Genemo sie haben. Es kommt mir beinahe so vor.«

Da holten die Leute Genemo, und wirklich hatte ich recht gehabt. Er wollte Wandika gerne für sich haben, aber ihr Vater verlangte auch von ihm ein Geschenk. Das konnte er aber nicht geben, denn er hatte ja keine Tauschwaren und sah meinen Tuan und Wandika traurig an. Da tat er dem Tuan leid, und der gab ihm zwei Hände voll Tabak, damit er das Mädchen nur loswürde. Den Tabak gab Genemo Wandikas Vater, und der war dann sofort damit einverstanden, daß der Sohur seine Tochter als Frau behielt, denn die Geschenke für die Erlaubnis zum Dolmetschen durfte er auch behalten.

Genemo freute sich sehr, und Wandika steckte den Daumen in den Mund und schnalzte, weil sie verlegen war. Aber sie freute sich doch sehr, daß sie Genemo heiraten durfte. So waren alle glücklich, Genemo, seine Frau, ihr Vater und am meisten der Tuan, und dann fuhren wir nach Joubie.

Was Ali nicht erwähnt hat, soll der Wahrheit zuliebe doch noch gesagt sein, nämlich daß nicht er mit mir alleine in den Sumpfdörfern war, sondern auch noch

zwei holländische Missionare, ein weiterer malaischer Koch und drei Marind-anim, die Genemo hier übrigens, da sie auch im Lande fremd waren, in keiner Weise unfreundlich gegenübertraten.

Hätte Genemo uns bis zum Norden der Insel begleitet, so wäre er hier einem Landsmann begegnet, der auch durch eine Kopfgagd unter Fremde verschlagen war. In dem Dorfe Tjuam am Kautjam, der an der Nordspitze der Frederik-Hendrik-Insel mündet, fiel uns ein Mann auf, der energischer als die übrigen Leute war und sich auch durch seine schlanke sehnige Gestalt von ihnen abhob. Es war Tjimba, ein geborener Sohur. Von ihm berichteten die Tjuamleute:

T j i m b a i n T j u a m

Manchmal dürfen bei den Sohur schon Knaben der Altersklasse Monaka⁸⁸ an Kopfgagden teilnehmen, damit sie für später lernen, wie man sich dabei verhalten muß. Als Werembia und ich⁸⁹ in dieser Altersklasse waren, hatten wir noch nie einen Sohur gesehen, denn von ihrem Lande bis hierher ist es sehr weit mit Booten zu fahren, und gewöhnlich ist das Wasser so bewegt, daß sie kentern. Darum hatten wir auch keine Angst vor ihnen.

Aber eines Vormittags sahen die Leute, die an der Kautjammündung fischten, daß immer mehr Boote auf dem Wasser auftauchten und auf sie zukamen. Es waren wirklich die Sohur, und sie hatten den Mut gehabt, über den Magari⁹⁰ zu fahren, wo er am breitesten ist und die Wellen am höchsten sind.

Die Fischer zogen ihre Boote an Land und legten sich mit Pfeilen und Bogen im Mangrovendickicht

auf die Lauer. Inzwischen paddelten ihre Frauen in höchster Eile nach Tjuam, um Hilfe zu holen, und als die Tjuamleute den Fluß hinabfuhren, da waren die Frauen schon weiter unterwegs, um auch die Leute aus Joumuka noch herbeizuholen.

Als die Sohur an der Flußmündung waren, verhielten sich die Männer in den Mangroven ganz still. Dann sprangen die Sohur aus ihren Booten und wollten sich bis nach Tjuam durch den Wald anschleichen. Aber sie hatten sich verrechnet. Es war gerade Ebbe, und sie sanken bis über die Hüften in den zähen Schlick ein. Da schossen die Männer in den Mangroven ihre Pfeile ab, und viele Sohur stürzten hin und erstickten in der dickflüssigen Masse. Wer aber bis an die Mangroven herankam, den erschlugen die Männer mit ihren Keulen.

Zuletzt war nur noch ein großer Junge am Leben, und die Leute wollten ihn auch erschlagen. Aber der Bruder meines Vaters bat für ihn, denn er hatte keinen Sohn. So wurde der Junge begnadigt und wuchs bei uns auf. Das war Tjimba.

Die Sohur haben nie wieder versucht, uns zu überfallen, aber daß Tjimba einer von ihnen ist, das haben wir gemerkt. Was er haben will, das setzt er durch. Aber jetzt weiß er auch, wann am Kautjam Ebbe und Flut ist.

Tjimba hat auch bei unserer Abfahrt aus Tjuam seine persönliche Tapferkeit bewiesen. Auf der Fahrt den Kautjam hinunter sprang ein Ruderer nach dem andern aus den Booten und rettete sich ans Ufer, um nicht, wie man wohl annahm, von uns in die Sklaverei abgeführt zu werden. Nur Tjimba hielt aus und steuerte sogar aus der Mündung hinaus auf das

Segelboot zu, das draußen auf uns wartete. Daß der Einbaum dabei vollschlug, war ihm völlig gleich, da ihm Ertrinken nicht schlimmer schien als Gefangenschaft. Als er dann mit reichen Tabakgaben zurückgeschickt wurde, blickte er ungläubig auf und paddelte glücklich wieder in den Fluß hinein. Man hörte ihn dann zwar seine feigen Landsleute ausschelten, aber seinen sauer erworbenen Tabak teilte er dann doch redlich mit ihnen.

Dieser Sohur hat sich gut in seine neue Gemeinschaft hineingefunden, aber anderen Neuguinealeuten, die ihre alte Stammesbindung verloren und keine richtige neue gefunden haben, wie es den Oser Adu und Bume ging, ist weniger wohl zumute. So ging es auch dem Je-nan Tibul, der versucht hatte, bei den sogenannten Gabgab am Bogen des Flyflusses heimisch zu werden, und es nicht geschafft hatte.

Tibul und die Gabgableute

Als Jangal, der heute in Kwel⁹¹ wohnt, noch zur Altersklasse Nalik⁹² gehörte, gab es das Dorf Kwel noch nicht, sondern die Leute wohnten damals in Wrekater und Mokedi, wo heute nur noch Gärten mit ein paar Häusern⁹³ stehen. Damals kamen eines Nachts — nicht wie sonst die Kopfgänger in der frühen Morgendämmerung — die Männer aus Guluk und überfielen die Leute in Wrekater. Sie töteten viele Leute, darunter auch Jangals Vater und seine Brüder, und schnitten ihnen die Köpfe ab. Von den Toten nahmen sie auch die Oberschenkel mit, die sie im Walde mit Sagomehl vermengt aßen. Wer dem Gemetzel entkam, floh nach Mokedi, und weil die Leute sich dort nicht mehr sicher fühlten, bauten sie auf dem hohen Ufer des Abtal⁹⁴ das Dorf Kwel.

Zur Rache zogen die Kwelleute später nach Guluk. Das liegt im Gabgabgebiet, und wenn man in Bupul⁹⁶ ist, muß man erst durch einen Wald gehen, in dem es sehr viele Blutegel gibt. Dann geht der Weg weiter durch ein weites baumloses Land, in dem sich aber oft Pflanzungen von Kokos- und Sagopalmen befinden. Rasthütten stehen dort nicht, und so muß man viermal im Freien schlafen, bis man im Gabgablande ist. Nach Guluk ist es aber noch ein Stück weiter⁹⁶.

Dorthin zogen die Kwelleute, und sie hatten Glück mit ihrer Kopfjagd, denn sie töteten viele Gulukleute und nahmen ihre Köpfe und ihre Knochen mit. Aus den Knochen bauten sie dann in Kwel Leitern⁹⁷.

Meine Eltern wohnten damals in Tali, aber nun zogen auch die Talileute mit denen aus Mormia und Kr zusammen und bauten sich auf dem Abtalufer das Dorf Jedjeruk, das wie Kwel leichter zu verteidigen ist als die kleinen einsamen Waldsiedlungen.

Diese Leute hatten mit den Kopfjagden nichts zu tun, und weil sie sich immer noch vor den Guluk fürchteten, schickten sie mich dorthin, als ich ein Nalik war, damit ich die Gabgabsprache lernen und Freundschaft mit den Guluk begründen sollte. Dafür kam ein Junge aus Guluk nach Jedjeruk.

Ich hatte zuerst große Angst, nach Guluk zu gehen, aber die Leute waren sehr freundlich zu mir, und ich hatte es dort gut. So blieb ich dort, bis ich in der Altersklasse Wanalud⁹⁸ war.

Da hörte ich eines Tages, wie die Trommel⁹⁹ geschlagen wurde. Es war erst am Nachmittag, als

die Sonne dort¹⁰⁰ stand, und das war etwas Außer-
gewöhnliches, weil Tanzfeste doch erst beginnen,
wenn es dunkel ist¹⁰¹. Alle Frauen wurden mit
den Kindern aus dem Dorfe geschickt, und die
Männer versammelten sich. Ich durfte auch dabei
sein, weil sie dachten, ich sei ein richtiger Gab-
gabmann geworden und kein Je-nan mehr. Daß
es sich um eine Beratung wegen einer Kopfjagd
handelte, ahnte ich nicht, denn die Gulukleute
hatten nicht die Flöten geblasen¹⁰², wie es die Je-
nan tun, wenn sie die Männer aufpeitschen wollen.

Die Männer sprachen davon, daß sie Kwel über-
fallen wollten. Sie hatten ja eine alte Feindschaft
mit den Kwelleuten und wollten an ihnen Rache
für den letzten Überfall nehmen. Außerdem hat-
ten sie aber auch gehört, daß in Kwel Messer,
Beile und Glasperlen zu erbeuten seien, die dort-
hin durch die Brmakr¹⁰³ gekommen waren. Dann
bekamen sie aber Bedenken, weil sie fürchteten,
es könnten Fremde in Kwel sein und mit Ge-
wehren schießen, und so beschlossen sie, ein an-
deres Gabgabdorf¹⁰⁴ zu überfallen, mit dem sie
auch in Feindschaft lebten.

Ich dachte aber, vielleicht würden sie doch noch
nach Kwel und weiter nach Jedjeruk ziehen, denn
sie waren zu gierig nach den Eisenbeilen und
-messern gewesen, und es konnte ja sein, daß sie
das Gabgabdorf nur genannt hatten, um mich zu
täuschen, weil ich doch eigentlich ein Je-nan war.

Deshalb machte ich mich in der Nacht heimlich
von dannen. Das ist bei den Gabgableuten nicht
leicht, weil rund um ihre Dörfer im hohen Grase
viele Fußangeln aus Bambus oder Nibungpalm-

holz stecken und bisweilen sogar die Einheimischen versehentlich hineintreten. Ich hatte aber Glück und kam sicher hindurch, und keiner verfolgte mich.

So gelangte ich nach Bupul. Dort sind die Leute unfreundlich und mißtrauisch, und weil ich aus Guluk kam, sahen sie mich schief an. Als ich sie dann aber vor den Kopffägern gewarnt hatte, wurden sie freundlicher und brachten mich in einem Boot den Abtal hinab bis nach Kwel. Dort blieb ich, denn meine Eltern in Jedjeruk waren inzwischen gestorben.

Die Gulukleute kamen nun doch nicht zu uns auf Kopffjagd, aber dafür stellten sich viele Fremde ein, die Paradiesvögel schießen wollten. Sie zwangen uns, für sie Träger zu sein. Wir bekamen dafür zwar Tabak und Glasperlen¹⁰⁵ und auch Messer, aber sie schlugen uns viel und gebrauchten ungehörige Worte¹⁰⁶, und sie plünderten unsere Gärten und schlachteten unsere Schweine. Wir konnten dagegen nichts tun, denn sie hatten ja Gewehre. Sie bezahlten auch nichts, wenn sie einen Paradiesvogel geschossen hatten, und wenn der Eigentümer des Baumes¹⁰⁷ kam und nur etwas Tabak haben wollte, dann schlugen und beschimpften sie ihn. Auch Frauen haben sie uns gestohlen¹⁰⁸. Das gefiel mir nicht, und weil ich dachte, die Gulukleute hätten ihre Feindschaft zu Kwel aufgegeben, ging ich wieder dorthin.

Als ich vor Guluk ankam, blieb ich stehen und blies drei Töne auf meiner Hundelockflöte¹⁰⁹. Da kamen die alten Männer aus dem Dorfe und fragten mich, was ich wolle. Ich sagte, ich wäre zu-

rückgekehrt und wolle nun wieder bei ihnen bleiben. Sie sagten: »Willst du etwa den Fremden den Weg nach Guluk zeigen?« Und dabei lachten sie höhnisch. Aber ich erzählte ihnen von dem schlechten Betragen der Fremden bei den Je-nan und sagte, ich wäre ja gerade wegen dieser Fremden fortgegangen und möchte lieber in Guluk sein. Da gaben sie mir Betelnüsse, und ich kaute sie mit ihnen zusammen¹¹⁰. So war alles gut. Bald darauf heiratete ich ein Mädchen aus Guluk, und nun gehörte ich wieder ganz ins Dorf.

Später habe ich dann in Guluk erzählt, wieviel schöner es doch am Abtal und in den Walddörfern bei den Je-nan ist als im Gabgablände, und da kam das Mißtrauen wieder hoch. Eines Tages sagte mir meine Frau, sie hätte gehört, daß die Männer mich zu ermorden planten, weil ich ein Verräter sei. Da tat ich so, als ginge ich in meine Pflanzung, und floh wieder nach Kwel¹¹¹. Meine Frau mußte ich aber in Guluk lassen. Ich kann nun nicht wieder zu ihr gehen, denn ihre Landsleute würden mich bestimmt töten.

Die Gabgableute sind schlecht, und es ist gut, daß der Akon-Jawal¹¹² sie mit einer Seuche geschlagen hat. Die Polizeipatrouille und der Missionslehrer, der jetzt hier wohnt, haben selbst gesehen, wie die Menschen in Wam, Nagowe und Sangesé tot dalagen¹¹³. Vielleicht sind sie auch in Guluk tot. Aber meine Frau hätte ich mitnehmen sollen.

Es bleibt noch hinzuzufügen, daß die Leute in Kwel begannen, Tibul wegen seiner besonderen Kenntnisse für einen außergewöhnlichen Mann zu halten, und das ist gleichbedeutend mit einem Zauberer, den man fürchtet und langsam zu hassen beginnt. So ver-

zehrte er sich in der Unvereinbarkeit zwischen seiner Heimatliebe und der Liebe zu seiner Frau, und sein Unabhängigkeitssinn ließ ihn nirgends mehr richtig Wurzel fassen.

Aus Tibuls Lebensgeschichte geht hervor, daß Menschen, die wir für roh halten, weil sie gelegentlich Köpfe abschneiden oder Menschenfleisch essen, doch tiefer Gemütsbewegungen fähig sind.

Verbrecherisch handelte der Japaner Wada, der leider seiner Strafe entging, denn der Schauplatz seiner Taten, die Südküste der Frederik-Hendrik-Insel, war zu entlegen, als daß man von ihm in Okaba oder Merauke etwas vernahm. Ich hörte erst durch einen Zufall von ihm, als ich Leute aus dem Dorfe Tor nach dem Texte von besonderen Liedern, den Watjib¹¹³, die auf der Frederik-Hendrik-Insel zum Tanz gesungen werden, fragte. Eins der Lieder lautete:

»Wonggeawor, wogekumara;
wogekurae, lengurlengur«.

Das bedeutet: »Ihr merkt noch nichts, aber wir zahlen es euch noch heim; wir zahlen es euch noch heim, und darum schreit nicht so stolz!« Die Leute aus Tor waren sehr stolz auf dies Lied, da es nach ihrer Meinung ihren Ruhm verkündete. Seine Entstehung hängt mit einer Kopffagd zusammen, die von den Leuten am Kareramo¹¹⁵, einem Flusse im Westteile der Frederik-Hendrik-Insel, gegen Inungalnam an der Südküste unternommen wurde. Die Leute von Tor sind mit beiden Gruppen nicht verwandt¹¹⁶ und halfen den Kareramoleuten, wurden dann selbst die Opfer des Japaners und nahmen an seinen Verbündeten Rache. Die Geschichte ist durch die vielen Ortsnamen etwas unübersichtlich, aber durch das Dazwischentreten des japanischen Abenteurers ist sie wenigstens datierbar, denn er tauchte um 1928 auf. Wenigstens war das aus den Namen seiner Begleiter zu erschließen, die anderen »Po-anim« bekannt waren.

Das Lied von Tor

Die Männer aus Kareramo¹¹⁷, Pember, Kawe, Murba, Wetau und Tjibendar kamen einmal nach Tor und sagten, sie wollten nach Inungalnam, um dort Köpfe zu erbeuten. Sie sind unsere Freunde und baten uns, ihnen den Weg nach Inungalnam zu zeigen, denn er ist schwer für Unkundige zu finden, und von der See aus konnten sie ja nicht angreifen, weil sie dann zu früh entdeckt worden wären. So führten wir sie durch den Binnensumpf so nach Inungalnam, daß wir dort im Morgenrauen ankamen und alle Menschen im Schlafe vorfanden.

Die Kareramoleute erbeuteten viele Schädel, und einer war so in Kampfwut, daß er zwei kleine Mädchen aus Inungalnam, die sich hintereinander aufstellen mußten, mit einem Pfeilschuß tötete.

Die Leute aus Inungalnam, die entkommen waren, flüchteten zu ihren Freunden nach Kandinam. Das ist nicht weit¹¹⁸, und als wir auf dem Rückmarsch waren, holten uns schon die Inungalnamer ein und überfielen uns. Sie töteten viele Männer aus Kareramo und wir einen Kandinamman. Dann zogen sie sich zurück und nahmen einen toten Kareramomann mit und aßen ihn in ihrem Dorfe auf. Nachher gaben sie seinen Kopf den Inungalnamern, und die nahmen ihn in ihr verbranntes Dorf mit, das sie nun neu aufbauen mußten.

Gegen die Kareramoleute, die so zahlreich waren, wagten die Leute von Inungalnam und Kandinam keinen Rachezug, aber auf uns in Tor waren sie wütend, weil wir den Kopfjägern den Weg ge-

zeigt hatten. Wir warteten immer darauf, aber es geschah nichts.

Damals kam ein Mann nach Kandinam, der hieß Wada und hatte auf seinem Segelboot Po-anim mit, die hießen Surman, Karel, Paulus und Tino¹¹⁹. Die Kandinamleute sagten, er hieß Doktor, aber es war nicht der richtige Doktor¹²⁰. Er verlangte von den Kandinamleuten Kokosnüsse, aber die sagten: »Wir haben nichts.« Und sie logen ihm etwas vor und sagten: »Die Leute in Tor haben uns die Kokosnüsse weggenommen. Wenn du mit deinen Leuten eure Gewehre nimmst, dann kannst du so viele Kokosnüsse in Tor holen, wie du willst. Wir kommen auch mit, aber wir wollen keine Kokosnüsse, sondern Köpfe von Torleuten.« Da war er damit einverstanden. Sie nahmen ihre Gewehre und wir Pfeil und Bogen, und dann zogen wir nach Tor. Nur Paulus blieb auf dem Segelboot, denn er hatte ein krummes Bein und konnte nicht gut gehen.

Als sie am Charkarflusse waren, überraschten sie einen Mann aus Tor, der dort Fische speeren wollte, und bevor er fliehen konnte, stieß ihm ein Kandinammann sein ganzes Pfeilbündel in den Leib, so daß er starb. Dann fingen sie noch zwei kleine Mädchen und nahmen sie mit, aber als sie in Tor ankamen, hatten wir uns alle schon zu unseren Freunden nach Klader zurückgezogen, und die hatten wieder die Imbuenamer alarmiert und Boten zu den Kareramoleuten geschickt, die Hilfe bringen sollten.

Wada war sehr wütend, als er in Tor nur wenige Kokosnüsse fand, und er ging mit den Kandina-

mern wieder in ihr Dorf. Sie und die Inungal-
namer mußten ihm alle ihre Kokosnüsse geben,
und dann raubte er noch Mulinam aus. Als er aber
hörte, daß wir Hilfe aus Kareramo erwarteten,
da fuhr er ab und kam nicht wieder.

Die Kareramoleute kamen aber nicht, und unsere
beiden Mädchen kamen nicht wieder. Eins lebt
heute noch in Kandinam, wo es die Leute adop-
tiert haben. Das andere gaben sie nach Inungal-
nam, aber es starb dort bald.

Wir waren unzufrieden, daß wir für die Tötung
unseres Mannes und den Kinderraub noch keine
Rache nehmen konnten, aber wir hatten sie uns
vorgenommen und machten uns viele Pfeile. Da-
mit die Kandinamer wußten, daß wir noch etwas
mit ihnen abzumachen hatten, dichteten wir ein
Lied und sangen es oft:

»Ihr merkt noch nichts,
aber wir zahlen es euch noch heim.
Wir zahlen es euch noch heim,
und darum schreit nicht so stolz!«

Die Kandinamer dachten, wir sängen nur so, und
es stecke nichts dahinter. So sahen sie sich nicht
vor uns vor. Aber wir wußten, daß sie oft zum
Charkar gingen und dort fischten, wie wir es frü-
her getan hatten, bevor Wada kam, und so legten
wir uns dort auf die Lauer.

Wirklich kamen am Morgen zwei Kandinamer
vorbei. Sie dachten an keine Gefahr und kauten
ganz arglos Zuckerrohr. Da schossen wir auf sie.
Einer war sofort tot, aber der andere konnte sich
noch bis Kandinam schleppen und dort berichten,
was geschehen war. Dann starb auch er.

Wir hätten gerne den Kopf des Getöteten mitgenommen, aber es war kein Messer da, denn wir hatten nur Pfeile mit Hartholzsitzen mit und keine mit Bambusspitzen. So ließen wir den Mann liegen. Später holten die Kandinamer ihn dann ab. Nun hatten wir unsere Rache, und seitdem hat uns niemand aus Kandinam oder Inungalam mehr gestört.

Als Wada nach Kandinam kam, waren die Leute noch nicht lange in Berührung mit den Fremden. Zuerst hatte 1922 der chinesische Kaufmann Tang Keng Liong sich im Auftrage der Firma Toko Ambon in Merauke auf Komolom im Dorfe Mombum niedergelassen, und im August 1924 besuchte er zum ersten Male Kandinam, Inungalam, Tor und Klader und nahm freundliche Beziehungen auf. Seinem guten Einvernehmen mit den Leuten verdankte er seinen malaiischen Spitznamen Baba Wan, »Chineser aus Wan«, denn Wan ist der Name, den die »Po-anim« dem Dorfe Kandinam gegeben haben¹²¹. Leider war der Chinese zu Wadas Zeit nicht anwesend.

Die Südküste der Frederik-Hendrik-Insel ist zwar schon im Jahre 1606 von dem Spanier Luis Vaez de Torres entdeckt worden, und 1623 versuchte der Holländer Abel Jansz. Tasman, an ihrer Westküste zu landen, hatte dabei aber so wenig Glück wie 1770 der englische Seemann James Cook. So muß Tang Keng Liong, dem »Baba Wan«, die Ehre vorbehalten bleiben, daß er der erste war, der die Südküste der Insel erschloß, obwohl keine Entdeckungsgeschichte seinen Namen meldet.



ußer Dämonen- und Kopffjägergeschichten werden bei den Marind-anim Erlebnisse und Geschehnisse aus dem Alltag erzählt, die ebenfalls geeignet sind, uns eine Vorstellung von ihren besonderen Eigenheiten zu geben.

So hat mir von einem Je-nan, einem alten kranken Manne, der junge Jon, der Sohn des berühmten Kopffjägers Bonga aus dem Je-Dorfe Komadeau, etwas berichtet, das auf starke Gemütswerte schließen läßt.

Der Hautkranke, der heimfahren sollte

In Komadeau wohnte ein alter Mann¹, der von einer schlimmen Hautkrankheit befallen wurde. Es war nicht die gewöhnliche Krätze und der Ringwurm², wie ihn viele Leute haben, sondern es war viel eher wie die Geschwüre, die man sich im Walde manchmal an den Füßen zuzieht³, aber die Geschwüre erstreckten sich über den ganzen Körper und über Arme und Beine. Bald war die

Haut eine einzige faulende Masse, und der alte Mann stank sauer und wie eine verfaulende Leiche. Niemand mochte ihn mehr anfassen, und wenn er zu irgend jemand mühsam hinwankte, dann liefen die Leute davon, obwohl er ein guter Mann war und er ihnen im Grunde sehr leid tat. Wir dachten alle, er würde bald tot sein.

Da kam der Missionslehrer vorbei und sagte, der alte Mann müsse ins Krankenhaus nach Almatju⁴. Vielleicht gäbe es dort noch ein Mittel gegen seine Krankheit. Unsere Zauberer, die den Krankheitsstoff aus dem Körper massieren, hatten sich nämlich geweigert ihn anzufassen, und andere Mittel wußten sie nicht mehr.

Da mußten wir zu dreien — Dembitjo und Kuib aus Jawar und ich — den alten Mann in ein Boot legen und den weiten Weg den Fluß bis nach Almatju hinunterpaddeln. Das war damals, als ich für meinen Vater das Rasiermesser besorgte⁵.

Unterwegs wollte keiner hinten im Boot stehen und paddeln oder Fische schießen, weil die faulige Luft dort am schlimmsten war, und am liebsten hätten wir in Almatju unser Boot verbrannt, aber wie wären wir dann wieder nach Hause gekommen?

Wir dachten natürlich, der alte Mann würde im Krankenhaus sterben, da doch schon unsere Zauberer versagt hatten. Wir hatten auch gehört, daß dort manchen Leuten kranke Glieder abgeschnitten würden, aber bei dem Alten war doch schon alles durch und durch krank. Und schließlich konnten die Leute im Krankenhaus auch nicht so gute Medizinen haben, wie der Lehrer meinte,

denn bei unseren Zauberern genügt eine Behandlung; aber die Fremden müssen ihre Medizinen immer und immer wieder geben, sicher weil sie viel schwächer sind als gute Zaubermittel.

So dachten wir, aber da kamen Tjalitj⁶ und Belam aus Bupul bei Komadeau vorbeigefahren. Sie waren in Almatju gewesen und sagten, der Tuan Doktol⁷ sei so tüchtig, daß er den alten Mann beinahe wieder gesund gemacht hätte, und er ließe den Komadeauleuten sagen, daß wir ihn wieder abholen sollten, wenn der Mond ganz verschwunden sei.

Da fuhr ich mit Dembitjo und Kuib wieder nach Almatju, und diesmal kam auch mein Vater mit. Wir gingen dort gleich ins Krankenhaus, und dort saß der alte Mann ganz vergnügt bei den anderen Kranken auf dem Hofe. Zuerst erkannten wir ihn überhaupt nicht, denn seine Haut war wieder ganz gesund, und er stank kein bißchen mehr.

Da kam der Tuan Doktol und sagte zu ihm: »Deine Freunde aus Komadeau sind da. Wenn du willst, kannst du mit ihnen wieder nach Hause fahren.«

Der alte Mann sah den Tuan Doktol mißtrauisch an und sagte: »Ich dachte, ich müßte immer hier bleiben.«

Da lachte der Tuan Doktol und sagte: »Das haben euch nur dumme Leute eingeredet. Wenn du willst, kannst du wirklich nach Komadeau.«

Der Alte glaubte es immer noch nicht, aber als wir sein Bündel aufnahmen und zum Boote trugen, da kam er doch mit uns.

Dann setzten wir uns am Ufer hin, denn vor jeder Reise kauen wir noch eine Betelnuß, um alles zu überlegen. Wir tun nichts so übereilt wie die Fremden, die immer »schnell, schnell!« schreien.

Der alte Mann bekam auch seine Betelnuß von meinem Vater und saß ganz still und nachdenklich beim Kauen da. Dann sagte er plötzlich: »Wo hin fahren wir?«

Mein Vater sagte: »Nach Komadeau.«

Aber der Alte fragte noch einmal: »Wirklich nach Komadeau?«

»Ja«, sagte mein Vater, »ich habe es doch gesagt. Wir sind doch Je-nan und keine Fremden, die lügen⁹. Wir fahren nach Hause, nach Komadeau.«

Da fragte der Alte nicht mehr. Er saß ganz still da, und sein Gesicht war glücklich. So saß er lange da, bis wir alle unsere Betelnüsse aufgekaut hatten.

Da standen wir auf. Nur der Alte blieb sitzen. Mein Vater sagte: »Komm, steh auf, wir wollen nach Komadeau!«

Der Alte blieb sitzen. Er war tot, vor lauter Freude, daß er nach Hause durfte.

Über einen anderen seltsamen Tod eines Neuguineamannes, diesmal eines Digulmannes, habe ich keinen einheimischen Bericht. Da aber die Umstände sogar für die recht vitalen Marind-anim und ihre Verwandten unbegreiflich waren, darf sie doch wohl hier stehen, zumal auch der Tod des Digulers auf starken Gemütsbewegungen beruhte. Ich kann den Sachverhalt nur nach eigenen Beobachtungen und denen des Regierungsarztes Dr. Harahap schildern⁹.

Anfang 1934 kamen der Regierungsarzt Dr. Harahap und ich mit einem Segelboot an der Pflanzung Kolam-

kolam¹⁰ der Katholischen Mission vorbei. Auf Wunsch der Pflanzungsleiter nahmen wir den schwer an Pneumonie erkrankten Tānob, einen Mann vom oberen Digul, mit nach Merauke ins Krankenhaus. Hier gelang es Dr. Harahap mit vieler Mühe, die Krankheit völlig zu heilen. Er stellte Tānob, der sich unter den übrigen Patienten (Marind-anim, Kanum- und Je-Leute usw.) nicht recht wohlfühlte, vor die Wahl, wieder nach Kolam-kolam zu gehen, auf der Missionsstation in Kampong baru¹¹ bei Merauke zu bleiben oder mit Hilfe von reisenden Missionslehrern und Polizeipatrouillen allmählich wieder in seine Heimat zu reisen. Tānob wollte zwar nach Hause, glaubte aber, auch mit Hilfe der Fremden nie durch das Gebiet der feindlichen Marind-anim, die in seiner Heimat als Kopffjäger am meisten gefürchtet wurden, nach Hause zu gelangen. Dr. Harahap untersuchte ihn noch einmal gründlich und erklärte ihn für völlig gesundet und reisefähig. Endlich nahm Tānob sein Bündel auf und ging bedrückt und ohne Abschiedsgruß davon.

Sechs Stunden später erschien ein javanischer Kolonist aus der kleinen Siedlung Mopa, die eine halbe Stunde von Merauke entfernt ist, und berichtete der Polizei, nahe seinem Hause säße ein fremder »Orang Kajakaja«¹² tot unter einem Baume.

Sofort folgten Dr. Harahap und ich ihm mit einem Polizeiwachtmeister. Es war Tānob, der schon längere Zeit tot sein mußte, denn die Verwesung hatte bereits eingesetzt. Bei einer gründlichen Obduktion stellte Dr. Harahap keinerlei Krankheitsanzeichen fest und fand die Lunge zu seiner großen Erleichterung völlig ausgeheilt.

Die indonesischen Krankenwärter berichteten uns, Tānob hätte am Morgen erklärt, er komme sicher nie wieder nach Hause und hätte keine Lust mehr, am Leben zu bleiben. Sie hätten derartige Fälle auch schon früher erlebt, als sein Vorgänger¹² noch im Amte war, und niemals hätte Zureden etwas genützt. Immer waren es Digulleute gewesen und nie Leute von an-

deren Stämmen, die nicht einfach so aus Lebensüberdruß verlöschen könnten.

Einen klaren medizinischen Grund für Tänobs Tod fanden wir nicht. Von Selbstmord¹⁴ war keine Rede und von einer Krankheit auch nicht. Er mochte nicht mehr leben, weil er an seiner Zukunft verzweifelte, und darum ging sein Leben davon wie die Flamme von einer niedergebrannten Kerze.

Es spielt vielleicht auch eine Rolle, daß die Digulleute die Vorstellung haben, daß Lebende und kürzlich erst Verstorbene gleichermaßen von böartigen Waldgeistern, den Kotoro¹⁵, bedroht sind. Sie versuchen angeblich sogar, die Lebenden zu töten oder sie zu beißen, so daß sie ihren Verstand verlieren¹⁶, und den Toten, die ins Jenseits wandern, versuchen sie die Seele zu rauben und sie zu fressen. Ist der Tote aber einmal ins Jenseits gelangt, dann lebt er dort bei dem guten alten Geist Tomarub in Frieden, und nichts kann ihm mehr geschehen, wenn er erst einmal im Totendorfe ist¹⁷. Dann braucht man vor keinem Kopffäger mehr Angst zu haben, und kein böser Zauber kann einem etwas mehr antun. Man kennt keinen Hunger, keine Krankheit und keinen Streit mehr, und alle Geister in Tomarubs Dorf sind gut. Deshalb hat vielleicht auch Tänob bei sich gedacht, daß es besser sei, bei Tomarub zu sein als durch Feindesland zu wandern.

Bei den Digulleuten ist alles anders als bei den Marind-anim und deren Freunden. Die sind immer dazu aufgelegt, dem Leben die heitere Seite abzugewinnen, und selbst Kriege und Todeszaubereien und grausame Kultfeste ändern wenig an dieser glücklichen Einstellung. Um die Zukunft sorgt man sich wenig als rechter Marind-anem. Man kennt keine Zahlungsmittel und infolgedessen keine Zahlungssorgen, und zu essen hat jeder genug. Aber die Diguler haben mehr Sorgen als Freude am Leben: da ist die ständige Angst vor Überfällen, die so weit führt, daß es als erlaubt und sogar geboten gilt, auf jeden Fremden, der sich im Dorfgebiet unangemeldet zeigt, sofort seine Pfeile zu schießen — da gibt es hohe Braut-

preise zu zahlen¹⁸ und lange Verhandlungen mit der Familie der zukünftigen Frau, und es gibt dann, wenn man glücklich geheiratet hat, so strenge Vorschriften darüber, wann man überhaupt mit der eigenen Frau und den Töchtern sprechen darf¹⁹, daß das Leben eine nie abreißende Kette von Sorgen ist, ganz zu schweigen von den Fällen, in denen man sich mit Zaubereiabwehr, Krankheitsbekämpfung durch Fasten für die Dorfgenossen und der richtigen Behandlung der Toten²⁰ zu befassen hat. Gelegentlich veranstaltet man zwar große Feste, aber für das Essen muß bezahlt werden, die Frauen nehmen nur von ferne teil, und der Glanz, den die Kultfeiern des Südens ausstrahlen, fehlt völlig.

Es ist kein Wunder, wenn die Diguler durch dies sorgenvolle und freudenarme Leben überreizt sind wie nur ein moderner Großstädter und auf alles Ungewöhnliche mehr als scharf reagieren. So war auch der Anlaß zur Fehde zwischen den Dörfern Dina und Duval eigentlich kaum der Rede wert.

Das Mädchen aus Dina

Wir Duvalleute waren unsprünglich in Arimob am Miku²¹ zu Hause. Als die Paradiesvogeljäger zu uns kamen und mit den Botem ihren Krieg hatten²², und als dann noch die Sohur wieder auf Kopfjagden kamen, verließen wir Arimob und zogen nach Duval am Bian. Zu derselben Zeit kamen auch die Leute aus Biangkapa am Kau²³ hier an und ließen sich in Dina nieder. Wir sind in beiden Dörfern Leute, welche die Wambonsprache sprechen, und lange Zeit kamen wir auch gut miteinander aus. Dann hat sich aber etwas Schlimmes ereignet.

Wir haben in der Vogeljägerzeit immer, wenn wir für die Fremden Gepäck tragen mußten, unsere

Frauen mitgenommen²¹, damit sie nicht alleine schutzlos in den Dörfern blieben, und sie auch leichte Stücke tragen lassen. Da wurden manche zu den Frauen und Mädchen zudringlich, und wir haben öfter deshalb einen von ihnen töten müssen. Dann hatten wir endlich Ruhe vor ihnen.

Die Leute in Dina hatten es sich dann aber angewöhnt, gelegentlich ihre Frauen oder Töchter aus der Gartensiedlung ins Dorf zu schicken, wenn sie etwas rasch haben wollten wie eine Netztasche²² für die Yamsknollen, ein Steinbeil oder etwas anderes. Das soll eigentlich nicht sein, aber die Vogeljäger waren so eingeschüchtert, daß sie nichts Böses mehr taten, und schließlich blieben sie ja ganz fort.

Hier ist es aber wieder anders. Wir haben die Marind-anim als Nachbarn, und die wollen gerne unsere Frauen haben, weil sie so fleißig und gehorsam sind. Da müssen wir uns wieder sehr mit den Frauen vorsehen und dürfen sie nicht alleine lassen. Aber die Dinaleute hatten das nicht bedacht und ein Mädchen aus der Pflanzung ins Dorf geschickt, ohne daß es jemand begleitete.

Unglücklicherweise war an demselben Tag nun auch ein junger Mann aus Duval auf die Schweinejagd gegangen, und als er in der Nähe von Dina durch den Wald ging, begegnete er plötzlich dem Mädchen. Es war ein sehr anständiger junger Mann, und er erschrak sehr, als er das Mädchen sah, denn er wußte, daß die Leute Böses von ihm sagen könnten, wenn er weitergegangen wäre. So machte er sofort kehrt und lief schnell nach Duval, um uns sein Unglück zu erzählen und zu

sagen, daß er dem Mädchen nicht nahegetreten sei. Da legten wir unsere Pfeile und Bogen zu recht, und auch die Knochendolche steckten wir zu uns und warteten auf die Männer aus Dina.

Inzwischen war das Mädchen zu den Leuten im Garten gelaufen und hatte geweint und geschrien, ihr sei ein Mann aus Duval begegnet, und es hatte auch den Namen gewußt. Da zogen die Dinamänner sofort schwer bewaffnet hierher und kamen vor unsere Häuser. Wir saßen oben in den Männerräumen, und sie standen unten und drohten uns. Ab und zu schossen sie und dann wieder wir einen Pfeil ab, und es war ein großer Lärm. Sie verlangten, wir sollten ihnen den jungen Mann ausliefern, und wir weigerten uns und sagten, sie sollten lieber besser auf ihre Töchter achten. Erst wollten sie den jungen Mann töten, aber dann überlegten sie sich die Sache und verlangten den gesamten Brautpreis für das Mädchen oder ein großes Schwein²⁶. Das konnten wir ihnen aber nicht geben, und wir wollten es auch nicht. Da wurden wieder Pfeile abgeschossen, und nun gab es Verwundete und neues Geschrei, wer ihnen eine Entschädigung zahlen sollte und wieviel. So ging es die ganze Nacht und den nächsten Tag, bis wir versprachen, wir würden Leute zum Unterhandeln zu ihnen schicken. Dann zogen sie endlich ab.

Wir haben dann noch ein paar Tage in Dina verhandelt und kamen schließlich damit davon, daß wir ihnen so viele Hundezähne zahlten, wie man bis zur rechten Schulter braucht und Kaurimuscheln bis zum linken Ohr²⁷. Wir waren froh,

daß es keine Toten gegeben hatte, aber damit unsere Verwundeten genasen, mußten wir alle für sie fasten²⁹.

Jetzt ist keine Fehde mehr mit Dina, aber wir sehen die Dinaleute immer noch nicht sehr gerne.

Von Leuten aus Dina wurde bereitwillig zugegeben, daß die »Schande« nur darin bestanden hatte, daß eben der junge Mann aus Duval dem Mädchen zufällig begegnete, und daß dem Mädchen nichts Ungebührliches geschah. Bei den Stämmen im Süden des Digul wäre in diesem Falle wahrscheinlich das Mädchen seitwärts in den Wald geflüchtet, um Weiterungen zu vermeiden, und der Mann wäre weitergegangen, als hätte er nichts gesehen, oder beide hätten die Situation ausgenutzt und darüber geschwiegen. Jedenfalls gibt der Bericht ein gutes Bild von der übergroßen Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Digulleute.

Wegen ihrer ewigen Reibereien mit den Marindanim zogen die Leute aus Dina, Duval, Ngatut, Mandum und anderen Dörfern am oberen Bian um 1937 wieder in ihre alte Heimat an den Quellflüssen des Digul und wurden nun wieder Nachbarn der Botem, eines kleinwüchsigen Stammes im Sternengebirge, mit denen sie auf freundschaftlichem Fuße leben.

Die Diguler sind im Gegensatz zu den Marindanim nur klein³⁰, aber die Botem werden im Durchschnitt nicht größer als hundertfünfzig Zentimeter (die Frauen nur 140 bis 145 Zentimeter), so daß sie unter die echten Pygmäen gehören. Ihre Kultur ist jedoch derjenigen der Diguler recht ähnlich, und man heiratet bei den Digulleuten auch gerne Botemfrauen.

Zu diesen Kleinwüchsigen kamen in der Paradiesvogeljägerzeit die Engländer Roß und Jackson mit Digulern als Träger und dem Bandanesen Ali bin Halim als Koch. Über sie hat mir der Diguler Kutim³⁰ aus Mandum eine Geschichte erzählt, die Ali bin Halim dann bestätigt hat.

Die kleinen Leute

Als du in Mandum ankamst³¹, da wollten wir dich gar nicht gerne ins Dorf lassen, aber dann sahen wir, daß Ali³² bei dir war, und da sagten wir uns, Ali würde schon keinen schlechten Menschen mitbringen, denn er ist selbst ein sehr guter Mann. Wir waren früher mit ihm zusammen auf der Vogeljagd, und er war immer freundlich zu uns, nicht so wie die anderen Vogeljäger, und er hat uns nie geschlagen und immer gut zu essen gegeben. Aber die Weißen, die dabei waren, sind sehr böse Leute gewesen. Es waren zwei Engländer³³. Sie hießen Roß und Jocksens³⁴. Auch Jocksens kleiner Bruder war dabei.

Wir waren damals noch nicht nach Mandum gezogen, sondern wohnten noch in Wambiran zwischen dem Kau und dem Muju³⁵. Da kamen die Vogeljäger mit Leuten aus Oan³⁶ und wollten weiter den Kau hinauf. Die Oanleute liefen ihnen aber nachts davon, weil sie zuviele Lasten tragen mußten und sehr geschlagen wurden. Da nahmen die Engländer ihre Gewehre und drohten uns, wir würden alle erschossen werden, wenn wir nun nicht als Träger mitkämen. So half es uns nichts, wir mußten ihnen folgen. Dikom³⁷ war auch dabei.

Hier schaltete Ali bin Halim ein: »Ich war vorher³⁸ mit den drei Engländern bei den Je-nan in Kwel. Wir waren zwanzig Vogeljäger, und die meisten davon betrugten sich sehr übel. Meistens jagten wir im Walde zwischen Kwel und Bupul. Nachher, als die Jagd unergiebig wurde, fuhren die meisten wieder nach Merauke zurück. Schließlich waren nur noch vier Gewehre auf unseren drei Motorbooten vorhanden,

und da bekamen die Kwelleute Mut. Sie zogen nach Bupul, um uns dort zu überfallen. Mit den Bupulleuten waren es wohl an die vierhundert Mann³⁹, die alle bewaffnet waren. Dann fürchteten sie sich aber doch zu sehr vor den Gewehren und unternahmen nichts weiter. So kamen wir noch einmal davon und gelangten doch noch nach Merauke zurück. Von dort aus fuhren wir dann an der Küste entlang, dann durch den Muli und schließlich den Digul hinauf, bis wir in den Kau einbogen. Von dort aus kamen wir zu Fuß auf der Jagd bis nach Oan und Wambiran.« Aber nun soll Kutim weitererzählen.

Wir gingen von Wambiran wieder zum Kau hinüber, zuerst nach Ogeongkamba. Dort flüchteten wieder ein paar Träger, und Roß wollte mit Gewalt neue Leute aus dem Dorfe dafür haben. Die Männer in Ogeongkamba wollten aber nicht mitgehen. Da befahl Roß, daß zwei gefesselt wurden, und dann band er sie mit einem Tau an sein Motorboot und ließ es mit voller Kraft laufen. Als es dann wieder zum Dorfe zurückkam, waren die beiden Männer tot, und Roß sagte: »Das werde ich mit jedem tun, der mir nicht gehorcht.« Da fürchteten wir uns sehr vor den Engländern. Nur Ali wagte es, ihnen Vorwürfe zu machen, aber sie hörten nicht darauf.

Nun zogen wir weiter bis Mirikamba und den Fluß noch weiter hinauf. Schließlich kamen wir an eine Hängebrücke aus Rotan⁴⁰, und nun konnte das Boot nicht mehr weiter, weil das Wasser zu reißend und zu seicht war. So gingen wir zu Fuß weiter, und es gingen sehr beschwerliche Wege durch Felsenberge bis ins Land der Botem. Als wir zweimal übernachtet hatten, waren wir dort.

Die Botem sind sehr kleine Leute, aber sie sind gefährlich, denn sie können besser mit ihren Bögen schießen als andere Menschen. Sie zielen auch nicht unmittelbar auf ihre Feinde, sondern hoch in die Luft, so daß die Pfeile von oben her treffen — und sie treffen immer⁴¹. Früher erstreckte sich ihr Gebiet noch näher an unseres heran, und die Hängebrücke ist auch von ihnen gebaut worden. Wir verstehen das nicht so gut wie sie.

Wir wanderten nun weiter durch das Land der kleinen Leute und trafen auch viele von ihnen. Sie waren sehr scheu und mißtrauisch und waren nicht zu bewegen, als Träger mitzukommen. Sie kannten ihr Land so gut und waren so geschickt, daß sie uns immer wieder entflohen. Nur einmal trafen wir eine große Menge von ihnen an, die bewaffnet war und Miene machte, uns anzugreifen. Da befahl uns der große Jocksens, auf sie zu schießen. Ich und Dikom hatten Gewehre bekommen, und ich tötete alleine zwanzig⁴² kleine Männer. Von da ab haßten sie uns sehr. Sie wurden noch scheuer und stellten uns weder Träger noch Nahrung. Da sagten die Engländer, wir sollten uns einfach über ihre Gärten hermachen und ihre Schweine töten, wenn sie uns nichts verkaufen wollten, und so plünderten wir, was wir an Eßbarem fanden. Kokosnüsse haben die Botem nicht, aber wir fanden viele Tarowurzeln, Bananen und Sagopalmen.

Schließlich ließ sich kein Botem mehr blicken. Ihre Dörfer — es sind nur sehr kleine Dörfer — waren alle menschenleer. Uns wurde recht unheimlich zumute, aber die Paradiesvogeljagd

brachte viele Bälge ein, und darum wollten die Engländer noch nicht zurückgehen. Wenn sie einmal einen Menschen sahen, der nicht zu uns gehörte, dann schossen sie nach ihm, und meistens haben sie ihn getroffen.

So kamen wir nach Janggam⁴³, einem kleinen Botendorfe, und quartierten uns dort ein, weil es verlassen war.

Nachts waren die Botem plötzlich da. Sie waren so leise herbeigeschlichen, daß niemand sie gehört hatte, und nun brachen sie unerwartet in das Haus ein, in dem wir schliefen. Sie stachen mit Knochenbolzen auf uns ein. Die meisten von den Trägern waren gleich tot, und der große Jocks wurde geradezu von ihnen zerfetzt. Dann zerschlugen sie sofort alle Gewehre.

Nur Ali und Dikom und ich konnten mit Roß entkommen. Was aus dem kleinen Jocks geworden ist, weiß ich nicht.

Wir mußten nun ohne Waffen durch den Wald wandern und uns sehr vorsehen, daß wir keinem Botem begegneten. Die Vogelbälge und unser Essen hatten wir im Stich lassen müssen. Zum Glück verfolgten uns die Botem nicht. Sie hatten wohl genug damit zu tun, den großen Jocks und die Träger zu kochen. Aber wir mußten hungern und waren von der Flucht ganz erschöpft, als wir endlich wieder das Motorboot unterhalb der Hängebrücke erreichten.

Dikom und ich und Ali haben alles gut überstanden, aber Roß hatte seinen Verstand nicht mehr. Ihn hatten die Waldgeister im Boteland wahnsinnig gemacht, und ich glaube, daß der Wahnsinn

von Dikoms Frau⁴⁴ auch die Strafe dafür ist, daß wir so viele kleine Leute getötet hatten.

Ali bin Halim fügte hinzu: »Ja, Roß war verrückt geworden. Er kam mit mir bis nach Merauke. Dort hielt er es aber nicht aus und wanderte den Strand entlang, weil er nach Okaba wollte und nicht warten mochte, bis ein Segelboot fuhr⁴⁵. Dort hatte er eine Haushälterin⁴⁶, und zu ihr wollte er hin. An der Bismarckmündung war aber niemand da, der ihn übersetzen konnte. Da schob er einen Einbaum ins Wasser und versuchte ihn mit den Händen zu paddeln, weil er keine Ruder gefunden hatte. Das Boot schlug natürlich um, und es trieb mit der Flut den Fluß hinauf. Von Roß hat kein Mensch wieder etwas gesehen. Wahrscheinlich haben ihn die Krokodile gefressen.«

Es ist Ali bin Halim zu danken, daß die Regierung auf die Forderung Roß', eine Strafexpedition zu den Boten zu schicken, die als »blutdürstige und verräterische Kannibalen« seine »harmlosen« Begleiter ermordet hätten, nicht einging. Aber auch gegen Roß reichte die Anklage Alis nicht aus, da damals Kutim und Dikom in Wambiran unerreichbar waren. So konnte Roß vor seinem jähen Tode noch einige Zeit als Pflanzer am Maro leben, aber jeder anständige Mensch mied seinen Umgang.

Später tauchten noch andere Fremde auf, die in das Leben der Neuguinealeute Unruhe brachten. So siedelten sich bei den Kanum-irebe in Tomer Indonesier aus Timor an, von denen einer die Tochter des alten Dane heiratete. Als die Frau lange krank war, bildete sich ihr Mann ein, Dane habe sie verzaubert. Dane leugnete das mit gutem Gewissen, aber mit drei Landsleuten zusammen schlug und trat ihn der Timorese zu Tode. Die Tomerleute waren dadurch so eingeschüchtert, daß sie sich erst nach langer Zeit auf Umwegen nach Merauke wagten und dort Klage erhoben. Sofort brach eine Polizeipatrouille auf, war nach einem Nachtmarsch in Tomer, weckte den nichtsahnenden Timoresen und ließ ihn selbst das Grab

Danes zur Leichenschau öffnen. Der Mörder gestand, und Tomer war von ihm befreit.

Eine üble Erscheinung war auch der Chinese Tan Ah Pi, der sich mit Hilfe seines Gewehres zum Tyrannen der Insel Komolom aufschwang. Er baute sogar ein Gefängnis für die Leute, die ihm nicht genug Kopra brachten — ohne Bezahlung natürlich — und ließ sie mit ihren Händen seinen Ziegenstall ausmisten. Wenn ihm die Frauen nicht zu Willen sein wollten, nahm er ihnen den Schurz ab, die größte Schande, die man ihnen antun kann, und jagte sie durch das Dorf Mombum. Das trieb er so lange, bis ein Missionslehrer die Polizei in Okaba benachrichtigte. Sie erschien bald darauf, und nun kam Tan Ah Pi in sein eigenes Gefängnis und dann in das große »Bui« in Merauke. Als er dort einige Monate verbracht hatte, wurde er des Landes verwiesen, und Komolom atmete auf. Infolge dieser Ereignisse wuchs der Fremdenhaß ständig.

Auch die Kareramoleute wollten keinen Fremden mehr ins Land lassen. Sie haben sich Tang Keng Liong, der 1927 mit seinem Segelboote »Asia« einen Vorstoß in ihr Gebiet machen wollte, und mich auf eine wirklich taktvolle Art vom Leibe gehalten. Anfang 1934 traf ich in Tor einen Abgesandten von ihnen, den jungen Wetau, der mir davon berichtete.

Die Kareramoleute und die Fremden

Baba Wan hatte den Leuten in Tor erzählt, daß er gerne einmal die Dörfer am Kwangtuwa und Kareramo besuchen wollte. Wir hörten davon, weil gerade Kumuja aus Wetau in Tor war und uns diese Nachricht brachte. Wir wußten wohl, daß Baba Wan ein guter Mann ist, aber wir dachten, vielleicht seien seine Schiffsleute nicht so gut, denn die von dem andern Schiff, das früher in Kandinam war, hatten doch Tor überfallen und

ausplündern wollen. Darum waren wir vorsichtig und paßten an der Mündung des Kwangtuwa auf, vor allem die Leute aus Wetau, Pember und Bowet. Wir wollten Baba Wan nichts tun, aber ihn auch nicht ins Land lassen.

Als Baba Wans Boot in die Mündung einfuhr, stand dort nur ein Mann. Es war Kumuja, der ihn schon kannte. Der hatte Pfeil und Bogen in der Hand, aber der Bogen war nicht gespannt. Er winkte Baba Wan zu, er solle anhalten, und das Boot kam auch auf ihn zu und fuhr langsam. Da rief Kumuja: »Baba Wan, wir wollen keine Fremden haben. Ich stehe hier, um dich zu warnen. Ich schieße nicht, aber dort hinten, wo die Mangroven aufhören, sind viele Männer, die ihre Bogen gespannt haben. Die schießen, wenn du weiterfährst.«

Da blickte Baba Wan dorthin, wo die vielen Männer waren, die Leute aus Wetau, Pember und Bowet und auch noch andere aus Kawe und Tjibendar — aus Murba waren keine dabei — und sah, daß es gewaltig viele⁴⁷ waren. Dann sprach er lange mit seinen Schiffsleuten, was Kumuja nicht verstand, und schließlich sagte er zu Kumuja: »Es ist gut, wir kehren um, denn ich will keinen Krieg mit euch. Kommt lieber nach Tor über Land, wenn ihr Waren eintauschen wollt.« Damit wendeten die Schiffsleute das Boot, und es fuhr wieder aus dem Kwangtuwa in die See hinaus. Er winkte Kumuja freundlich zu, und die Männer, die flußaufwärts am Ufer standen, lobten alle Kumuja und waren froh, daß Baba Wan so klug und so friedlich gewesen war.

Und nun haben wir gehört, daß du zu uns kommen willst. Die Leute aus Woner haben uns das gesagt⁴⁸. Du bist auch ein friedlicher Mann wie Baba Wan, aber wir wollen nun einmal keine Fremden bei uns haben. Wir haben uns beraten, und weil wir gehört haben, daß du wissen willst, wie alle Sprachen sind und wie es in allen Dörfern zugeht, haben die Wetauleute mich zu dir nach Tor geschickt. Nun kannst du mich fragen. Ich sage dir alles, was du wissen willst, und du brauchst nicht in unsere Dörfer zu kommen.

Wata hat mir denn auch sofort einigen Unterricht in der Sprache, Landeskunde und Volkskunde des Kareramogebietes erteilt — leider nur sehr kurz — und zog dann beglückt mit der Meldung nach Hause: »Der Fremde kommt nicht«.

Bemerkenswert ist dabei außer der diplomatischen Art, die hier von den Kareramoleuten an den Tag gelegt wurde, die Achtung der Wißbegierde des Fremden, denn damit ist eine verwandte Saite angeschlagen. Man ist bei allen Stämmen ja selbst wißbegierig, und wenn es sich irgendwie machen läßt, wird auch der Fremde ausgefragt, wie es in seinem »Dorfe« zugeht, ob er Familie hat, und wie die Gegenstände hergestellt werden, die von den Fremden ins Land gebracht werden. Bei den Antworten muß man natürlich davon ausgehen, daß einem Manne von Neuguinea manches unverständlich bleiben muß, was uns geläufig ist, etwa Beschreibungen von modernen Verkehrsmitteln oder Hochhäusern⁴⁹. Wer beispielsweise sagt, daß bei uns Häuser aus Steinen gebaut werden, gilt für einen Lügner, denn man weiß doch, daß Steine sehr kostbar sind und eigens aus dem Digulgebiet geholt werden müssen, und so reich kann niemand sein, daß er ein Haus daraus bauen kann⁵⁰. Manche Fragen, die uns töricht vorkommen, sind es durchaus nicht, etwa die, aus welcher Fruchtschale Tassen und Gläser gemacht werden, von welchem

Baum die für Früchte gehaltenen Glasperlen kommen, ob Kühe, von denen man nur im Umkreis von Merauke etwas weiß, größer oder kleiner als ein Hund sind und wozu sie zwei Eberhauer oben auf dem Kopfe haben. Man geht zunächst von der eigenen Umwelt aus und will ja gerne lernen, und wenn der Weiße erzählt, daß bei ihm das Eisen aus der Erde gegraben werde und im Feuer geschlagen werden muß, bis es ein Messer wird, oder daß es in seiner Heimat zwar keine Kokosnüsse gibt, dafür aber viele gute Erdfrüchte mit vielen Knollen, die aber kleiner sind als die von Yamspflanzen, und daß man dort mehr Schweine züchtet als auf Neuguinea, dann ist man zufrieden, daß man etwas Neues gelernt hat. Sogar manche fernliegenden Dinge werden begriffen: ein Unterseeboot vergleicht man mit Ugus Haut⁵¹, und ein Flugzeug kann nur ein Zaubervogel sein. Allerdings imponiert man damit niemand, und der alte Ele in Ongaia im Kanumgebiete äußerte sich sehr abfällig darüber.

Der Zaubervogel

Es ist noch nicht lange her, da hörten wir in Ongaia ein gewaltiges Brummen. Es kam aus der Gegend, in der Konobekatero liegt⁵², und wir griffen rasch nach unseren Waffen und liefen aus den Häusern, um zu sehen, was uns bevorstand. Es klang genau so, wie die Dema brummen, meinten einige, aber ich weiß, daß sie einen höheren Ton ausstoßen, der so klingt: »Rrrrrr«.

Dann kam das Wesen, das so tief brummte. Es war ein sehr großer Vogel, wie wir ihn noch nie gesehen hatten, und er flog so schnell, wie es sonst kein Vogel kann. Die kleinen Vögel flogen auch alle auf und flüchteten, wie wenn ein Seeadler sich zeigt. Da meinten die Leute, es sei vielleicht

doch der Seeadlerdema, aber mit einem Seeadler hatte der große Vogel doch wieder zu wenig Ähnlichkeit.

Er wandte sich dann so, daß er nicht mehr über die See hinausflog — auch das sprach dagegen, daß es ein Seeadlerdema war — und schlug die Richtung nach Meliu ein⁵⁵. Dann sahen wir ihn nicht mehr.

Wir suchten nun den Guru⁵⁴ und fanden ihn hinter seinem Hause an dem kleinen Teich, wo er auch den Vogel beobachtet hatte. Er meinte, es sei ein »Masin terbang«⁵⁶ gewesen, aber wir wußten nicht, was das war. Da sagte er, der Vogel sei von den Inggeris-anim oder den Blanda-anim⁵⁴ gemacht worden, so genau könne man das nicht sehen, aber er trüge einen von ihnen auf seinem Rücken, und der Mann auf ihm könne ihn dahin leiten, wo er wolle, zur See oder in den Wald, vorwärts und zurück⁵⁷ und auch nach oben und unten. Da staunten die Knaben und die jungen Männer, und sogar Sale aus Meliu, der gerade zu Besuch war und doch sonst ein vernünftiger Mann ist, bewunderte die Fremden, denn sie müßten doch sehr gut zaubern können, um einen solchen Vogel zu machen.

Aber Kalbon und Ngaronge und Ramu lachten ihn aus, weil er so dachte wie die jungen Leute und der Guru, und Walol sagte: »Gewiß ist es eine Kunst, einen solchen Vogel zu machen. Aber unsere Zauberer sind besser als die der Po-anim. Unsere Zauberer fliegen, wenn sie wollen, ohne solchen Vogel durch die Luft. Das ist eine viel größere Kunst.« Und das glaube ich auch.

Es ist bezeichnend für die Alten, daß sie das Neue fast immer hartnäckig ablehnen. Sie haben nie schreiben und rechnen gelernt und sind doch gut im Leben zurechtgekommen und alt und ehrwürdig geworden. Wozu sollen die Jungen dann so unnütze Künste lernen⁵⁸?

Desto überraschter war ich, als ein alter Mann einen Missionar bat, er möchte doch dafür sorgen, daß in seinem Dorfe eine Schule eingerichtet würde. Auf den Einwand »Ihr Alten seid doch sonst nicht dafür«, meinte er bedächtig: »Ja, sieh einmal, neulich hat der Lehrer in Talol auf ein Stück Papier Muster gemacht⁵⁹ und es nach Okaba geschickt⁶⁰, und dann dauerte es nicht lange, bis lauter schöne Sachen kamen: Messer, ein Anzug, Reis, Tabak, eine eiserne Schüssel und noch viel mehr. Da lohnt es sich schon, daß unsere Kinder auch so zaubern lernen, damit sie auch so gute Sachen bekommen.«

Die Schule wurde zwar eingerichtet, aber leider auch mit Rechnen als Pflichtfach. Das Wunder klappte nicht, und es blieb dem Alten nur ein bedauerndes »Mam ah!« »Schade!« übrig.

Es sind eigentlich nur zwei Dinge, die den Alten bei den Fremden imponieren, nämlich ihre Getränke und der Tabak. Zwar bekommen sie zu ihrem Leidwesen weder Bier⁶¹ noch Schnaps, denn der einheimische Wati genügt völlig, um sich einen Rausch anzutrinken, aber der Tabak der Fremden ist sehr begehrt, denn er ist weitaus besser als der einheimische. Von den Marind-anim, Makleuga, Jabga und Je-nan wird der Tabak nur gekaut, während die anderen Stämme — Kanum-irebe, Ngowu-gar, Sohur, Frederik-Hendrik-Eilandleute und Diguler — Bambuspfeifen kennen; aber sehr rasch gewöhnen sich die alten und jungen Tabakpriester heute das Rauchen an.

Auch der alte Kasima in Puepe⁶² sah einmal mit begehrlischen Augen zu, als ich meine Pfeife rauchte, und sagte: »So eine Pfeife möchte ich auch einmal haben.«

Ich hatte, was er nicht wußte, noch eine zweite Pfeife im Gepäck und schlug vor: »Die kannst du haben, aber dann mußt du mir auch etwas besonders Gutes dafür geben«. Ich dachte an Dema-Kopfschmuck, Plastiken oder dergleichen.

Kasima dachte nach. Dann rief er ein uraltes Weiblein und sagte großzügig: »Das ist meine älteste Frau. Die kannst du für deine Pfeife haben.« Weil Kasima als unverbesserlicher Witzbold bekannt war, zweifelte ich, ob sein Angebot ernst war. Aber er blieb dabei: »Die kannst du haben«.

Ich: »Aber die ist doch schon sehr alt«.

Kasima: »Deine Pfeife etwa nicht?«

»Ja, aber zum Rauchen ist sie noch sehr gut.«

Worauf Kasima zu entgegnen hatte: »Und die alte Frau kocht auch noch ausgezeichnet.«

Die Pfeife behielt ich natürlich, aber es war dem Alten völlig ernst mit seinem Angebot gewesen, und die alte Frau wäre ohne ein Wort der Widerrede mit mir gegangen.

Man darf daraus nicht schließen, daß es keine Liebe zwischen Ehegatten oder Verlobten auf Süd-Neuguinea gäbe. Zum mindesten wäre der alten Frau der Abschied von Kasima sehr schwer gefallen, und auch er hätte den Tausch gewiß später einmal bedauert, aber die Leute sind zu sehr von dem abhängig, was ihnen der Augenblick eingibt.

Es kommen sogar Fälle vor, in denen jüngere Leute nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, damit zufrieden sind, wenn sie eine einigermaßen annehmbare Frau bekommen, die nur arbeitsam sein muß, sondern wo sie mit einer gewissen Zähigkeit ihr Ziel verfolgen.

Dafür ist Umberi, ein Kanum-irebe aus Jangandur, ein Beispiel. Er hatte mich mit anderen Kanumleuten, darunter dem alten Ele und dem jüngeren Mako mit dessen Braut Tjul, in Merauke besucht, und als die übrigen wieder heimgereist waren, blieb er noch mehrere Tage bei mir. Ihn bedrückte etwas, und schließlich eröffnete er mir, seine Eltern seien beide gestorben — offenbar schon vor längerer Zeit, denn

er trug keine Trauertracht mehr — und er bäte mich, doch sein Adoptivvater zu werden. Das sagte ich ihm zu und mußte noch versprechen, möglichst bald zu einer Feier nach Ongaia zu kommen. Sonst ereignete sich vorerst nichts, außer daß Umberi als mein Sohn nun auch seine Anrechte auf meinen Tabakvorrat geltend machte.

In Ongaia mußte ich alle Angehörigen von Umberis Totemgruppe Gemar⁶⁵ begrüßen und umarmen⁶⁴, sogar die Frauen, und dann hielt mir Ele als Totemältester unter den Männern eine Ansprache, die mir zeigte, warum er mir zugetan war, und was Umberis wahre Beweggründe gewesen waren.

Umberi und Tjul

Gleichalteriger⁶⁵, sei begrüßt! Du bist Umberis Vater und gehörst zu unserer Sippe Gemar. Darum kann ich dir jetzt sagen, wo keine Frauen zuhören und nur Männer aus dem Sosombunde⁶⁶ anwesend sind, warum du unser Altersgenosse und Umberis Vater sein solltest.

Als wir dich in Ermasuk besuchten, Därau, Mapu, Ngaronge, Kalbon, Samai und ich und dazu die beiden jüngeren Männer Mako und Umberi, da waren bei uns Makos zwei junge Frauen, Kadjin und Tjul. Du hast uns allen Sagomehl und Tabak gegeben, und wir haben auf deinem Hofe⁶⁷ geschlafen. Das war gut von dir, und wir waren froh⁶⁸.

Dann hast du uns das Haus gezeigt, in dem die Sachen von den Marindleuten und den Je-nan waren⁶⁹. Es waren sehr schöne Sachen dabei, aber am besten waren die Schädel, die an der Wand hingen. Du hast gesagt, es seien Marindköpfe, die

von den Sohur abgeschnitten seien⁷⁰, aber du brauchst keine Angst vor den Polisi-anim zu haben. Wir verraten es ihnen nicht, denn wir sind deine Totengenossen. Wir wissen, daß du ein großer Kopffjäger bist. Nun kannst du viele Kinder haben⁷¹.

Aber du hast noch etwas sehr Gutes getan. Als wir in das Sachenhaus⁷² gingen, habe ich gesehen, daß auf der Erde zwei Sosomhölzer⁷³ lagen, die keine Frau sehen darf. Du hast schnell mit dem Fuß eine Matte darüber geschoben, damit Kadjin und Tjul die Hölzer nicht sehen sollten, und das war sehr gut von dir. Nun wissen wir, daß du auch ein Sosommann bist. Du Altersgenosse, du gewaltiger Mann⁷⁴, du großer Kopffjäger, du Sosombruder, ajuwah!

Darum sind wir deine Altersgenossen und deine Brüder in der Sippe Gemar geworden, zu der schon dein Sohn Umberi gehört⁷⁵ und wir auch. Wenn du jetzt den Mond siehst, wie Geb darin sitzt⁷⁶, mußt du immer rufen »Geb, ahä!« und deine Kinder sollen es auch tun, denn sie gehören auch zu den Gemar. Vergiß das nicht in deinem Dorfe.

Und nun will ich von deinem Sohn Umberi sprechen. Als seine Eltern gestorben waren, da kam er einmal nach Semandir⁷⁷ und sah, daß dort Tjul lebte. Sie war in der Altersklasse Ivage⁷⁸, und er hätte gerne ihren Vater Därau⁷⁹ gefragt, ob er sie heiraten könne, aber die Trauerzeit war noch nicht vorbei, und er durfte das darum nicht tun. Ich weiß aber — und eigentlich müßte ich mich schämen, darüber zu sprechen — daß beide ihre

Ohringe getauscht haben⁸⁰. Umberi hätte Tjul sehr gerne als Frau gehabt.

Aber bevor Umberis Trauerzeit um war, kam Mako und fragte Därau, ob nicht Tjul seine Frau werden könnte, und Därau sagte, er habe nichts dagegen. Mako hatte aber schon Kadjin als erste Frau, und weil sie noch jung war, dachte Därau, Tjul würde es bei Mako leicht haben, weil sie nur die halbe Arbeit zu tun brauche.

Nun starb aber Tjuls Mutter, und Tjul konnte Mako nicht heiraten⁸¹. Sie trug die Trauertracht⁸², die sie nun ablegen darf, wenn der Geb wieder im Monde ist⁸³, und sie kann nicht heiraten, obwohl Därau sie Mako gegeben hat.

Jetzt weißt du alles, und nun kommt es, was ich dir sagen will. Umberi will Tjul heiraten. Er darf es, denn seine Trauerzeit ist vorbei, aber Tjul darf nicht seine Frau werden, denn Därau hat sie Mako versprochen, und ihre Trauerzeit ist noch nicht zu Ende. Wenn sie aber zu Ende ist, dann verlangt Mako sie.

Aber Umberi ist dein Sohn. Wir haben ihm gesagt, daß es noch viele andere heiratsfähige Mädchen gibt: Busa und Sero und Sumal und Kombin und noch viele andere. Die sind auch gehorsam und arbeitsfähig. Aber Umberi hat gesagt, er wolle nur Tjul und sonst keine. Lieber wolle er dann keine Frau haben. Du weißt, daß alte Junggesellen lächerlich sind. Soll etwa die alte Jakar, Tamos Witwe, für ihn kochen? Aber Umberi besteht auf Tjul und er will wirklich lieber ein solcher Trottel⁸⁴ werden, wenn er das Mädchen nicht bekommt.

Mako ist noch nicht alt und kommt mit einer Frau aus⁸⁶. Er braucht Tjul noch nicht. Aber er besteht darauf, da Därau sie ihm zugesagt hat.

Ich bin ein alter Mann und habe viel darüber nachgedacht. Als ich jung war, da waren die Männer zufrieden, wenn sie überhaupt eine Frau bekamen. (Zwischenruf des alten Kalbon: Du auch?) Ja, ich auch, aber sie ist ganz gut. Und wenn nun Mako das Vorrecht hat und Umberi Tjul unbedingt haben will, dann soll Mako mit Kadjin zufrieden sein. Die ist sehr fleißig. Aber dafür, daß er dann sein Recht auf Tjul an Umberi abtritt, muß er etwas bekommen, damit er nicht böse auf Umberi und Tjul und auf Därau ist. Du hast doch so viel schöne Sachen, Tabak, Glasperlen, Betelnüsse und Messer, vielleicht sogar ein Beil, und du bist Umberis Vater — willst du nicht Mako etwas geben, damit Umberi Tjul heiraten kann? Därau und Tjul gehören zur Sippe Kalambu⁸⁶, und daher bestehen keine Eehindernisse. Du könntest eigentlich Därau auch etwas geben, damit er auch zustimmt, und was mich betrifft, ich bin ein alter Mann, und vom vielen Reden ist mein Mund ganz trocken geworden. Ein paar Betelnüsse zum Kauen würden ihm gut tun.

Eies Rede hatte Erfolg. Mako erklärte sich mit einer Entschädigung einverstanden, Därau hatte nichts dagegen, Umberi und Tjul⁸⁷ waren glücklich, Ele selbst war über seinen Erfolg sehr beglückt, Umberis Adoptivvater trug die Kosten, ohne zu murren, und nur Kadjin, Makos erste Frau, war unzufrieden, da sie nun nicht die erwartete Gehilfin für ihre Hausfrauenarbeiten bekam. Eifersucht hätte sie kaum geplagt, denn die gestattet man Neuguineafrauen nicht. Im Gegenteil, alte Frauen fordern geradezu von ihrem

Manne, daß er sich zu ihrer Entlastung eine zweite Frau nimmt, und die verlangt bald eine dritte und die wieder eine vierte. Und wenn eine jüngere Frau sogar schon Entlastung von ihrer Arbeit bekommt, begrüßt sie das desto mehr. Nur die jungen Männer sind böse, weil ihnen durch die Mehrehe der Alten die Aussichten auf eine Heirat verringert werden, und wenn eine junge Frau, die für einen Greis und drei oder vier alte Frauen alle Arbeit tun muß, erst begreift, daß sie es bei einem jüngeren Manne besser hätte, dann handelt sie meistens danach, und nun setzt eine Kette von Gewalttaten, Todeszaubereien und Gegenzaubereien ein, die selten zu einem guten Ende führt.

Sehr wesentlich war in Eles Rede die Feststellung, daß beide Ehepartner verschiedenen Totemsippen angehörten, denn sonst wäre die Ehe unmöglich gewesen. Heirat innerhalb des eigenen Totems⁸⁸ wird als Blutschande betrachtet, auch wenn die beiden Beteiligten nach unseren Begriffen überhaupt nicht verwandt sind und vielleicht sogar verschiedenen Stämmen angehören. Es gibt nur ein Problem, nämlich das, ob Leute aus dem Wasser- und Sagopalmentotem einander heiraten dürfen⁸⁹, denn die Meinungen sind darüber geteilt, ob das Wassertotem eine Unterabteilung des Sagopalmentotems ist oder nicht. Eine normale Familie ist bei den Marind-anim und ihren Nachbarn⁹⁰ nach diesem Schema aufgebaut:

Großvater vom	Großmutter vom	Großvater vom	Großmutter vom
Kokostotem	Storchotem	Wassertotem	Kasuartotem
Vater vom Kokostotem		Mutter vom Wassertotem	
Söhne und Töchter vom Kokostotem			

Die Kinder gehören also stets zum Totem des Vaters. Soweit wäre alles sehr einfach. Nun besteht aber die Sitte, daß nach Möglichkeit Elternpaare, die ungefähr zu derselben Zeit Nachwuchs bekommen, ihre Kinder tauschen, um dadurch enger verbunden zu sein. Man spricht darüber nicht und verheimlicht es auch den

Kindern, um ihnen seelische Konflikte zu ersparen, wie ja auch bei uns ganz adoptierte Kinder meistens ihre Adoptiveltern für leibliche Eltern halten. Nach Möglichkeit tauschen Eltern derselben Totemgruppe — es kommt nur auf die Zugehörigkeit des Vaters an — aber wenn das nicht möglich ist, tun es auch Eltern verschiedener Totems. Und da nun die Kinder glauben, zum Totem der Adoptiveltern zu gehören, in Wirklichkeit aber Mitglieder des Totems ihrer wirklichen Eltern sind, die sie nur für gute Freunde der Familie halten, ergeben sich hier große Schwierigkeiten, deren dann die Eltern und Adoptiveltern in vertraulicher Aussprache Herr zu werden versuchen müssen. Wenn das nicht geschieht, dann kann die Angelegenheit tragische Folgen haben.

Wenn man von Okaba zu den Dörfern am oberen Bulaka oder Mawekle reisen will, wandert man nicht zur Mündung des Bulaka, da der Fluß einen großen Bogen macht, sondern schneidet ein Stück über Land ab, um am zweiten Tage bei Jomob auf den Fluß zu stoßen. Für diese Reise hatte ich Träger bei den Marind-anim aus Iwolje und Makalin⁹¹ angeworben, und als wir am Fließchen Anau Rast machten, war alles guter Dinge, denn einige Träger hatten ein Känguruh erbeutet⁹² und andere Enten gefangen, so daß ein großes Schmausen begann und die gute Stimmung sich in Gesang und Tanz auswirkte. Nur ein Mann, mit dem schon tagsüber keiner gesprochen hatte, saß still für sich in einer Ecke, und die übrigen vermieden es, ihn an ihrer Freude teilhaben zu lassen. Da es ein freundlicher und bescheidener Mann war, der mir gefiel, erkundigte ich mich, warum er gemieden würde, und ich erfuhr seine Geschichte.

Kungas Irrtum

In Iwolje lebte früher ein ordentlicher Mann vom Totem Gebhe. Der hatte einen Sohn, für den die Kopffäger den Namen Kunga mitbrachten. Er

gab ihn nicht an andere Leute, sondern behielt ihn bei sich, bis Kunga ins Männerhaus kam und langsam heiratsfähig wurde. Da ging Kunga auf die Brautschau, wie das alle jungen Männer tun.

Zuerst wanderte er nach Wambi und über Dokib bis nach Wamal, aber er fand kein passendes Mädchen und kam zurück. Dann ging er noch einmal auf Wanderschaft, diesmal zu den Leuten von Sangassé, aber hier gefiel es ihm nicht, weil sie eine so fremde Sprache haben⁹³. Deshalb zog er weiter nach Domandé, Ongari, Kaibusé und weiter nach Kumbe. Auch hier fand er die heiratsfähigen Mädchen alle schon vergeben. Er suchte dann weiter in Anasai, natürlich ohne eine Braut zu finden, denn die Anasaileute sind ja als Trottel bekannt⁹⁴. Schließlich kam er über Wendu und Bahor bis nach Notiv, wo die Leute so viel schlafen⁹⁵, und Urumb, aber nirgends hatte er Glück. Da kehrte er um und blieb bei Verwandten in Wendu.

Dort lebte ein Mädchen namens Aros, das ihm sehr gefiel. Ihre Eltern waren gestorben, und sie sollte neue Pflegeeltern bekommen. Da tauschte Kunga mit ihr die Ohringe, und die Leute in Wendu waren froh, daß Kunga sie nun haben wollte. So konnten sie sich die Sorge für Aros sparen. Kunga fragte Aros, zu welchem Totem sie gehöre, und sie sagte, sie sei vom Ebertotem.

Da war alles in Ordnung, und die Gebhe- und Eberleute brachten ihre Hochzeitsgaben für Kunga und Aros. Sie bauten aber kein Haus für Kunga⁹⁶, sondern Kunga wollte mit seiner Frau in sein Heimatdorf ziehen und dort wohnen.

Er war sehr stolz auf seine Frau und zog mit ihr langsam durch die Stranddörfer wieder nach Hause. Überall blieben sie etwas, und so kam immer wieder ein anderer Mond⁸⁷. Zuletzt hatten sie es aber recht eilig, denn Kunga wünschte, daß Aros nicht in einem fremden Dorfe, sondern in Iwolje ins Geburtshaus⁸⁸ käme.

In Iwolje kam Aros denn auch gleich ins Geburtshaus und brachte ein Mädchen zur Welt. Da fragten die Leute Kunga, wer denn ihr Mann sei. Kunga sagte: »Ich bin es.« Da wollten ihn die Leute totschiagen, und er mußte nach Makalin fliehen.

Die Iwoljeleute töteten sofort das Kind der Aros und schickten Aros nach Wendu zurück. Dort hat sie später einen anderen Mann geheiratet, der nicht zu den Gebhe gehörte.

Der Grund, weshalb die Iwoljeleute so erbost waren, war der, daß Aros die leibliche Schwester Kungas war. Seine Eltern hatten Aros als Säugling zu Freunden nach Wendu gegeben, die zu den Eberleuten gehörten, und bei ihnen war sie aufgewachsen. Dann starben Aros' Adoptiveltern beide, und niemand in Wendu wußte, daß Aros eigentlich zu den Gebhe gehörte, nicht einmal Kungas Verwandten, denn sie hatten auch keine Ahnung, woher Aros kam. Alle Leute in Wendu dachten, Aros sei vom Ebertotem, und darum ließen sie die Heirat mit Kunga zu. Kunga wußte natürlich auch nicht, daß Aros seine Schwester war, aber niemand in Iwolje wollte etwas mit ihm zu tun haben, nachdem er so Schreckliches getan hatte.

Kunga blieb in Makalin, und dort mieden ihn die Leute auch. Er holte sich dann später eine Frau vom Kasuartotem von den Buschleuten⁹⁹ in Ta-gepe, die so hinterwäldlerisch sprechen¹⁰⁰, und die ahnten nicht, was er getan hatte, und gaben ihm das Mädchen zur Frau.

Beide hatten einen Sohn, und weil niemand für Kunga auf Kopfjagd gehen wollte und ihn keiner dazu mitnehmen wollte, bekam der Junge keinen Kopfjagdnamen. Kunga hat nur seinen Namen umgedreht und ihn Kangu genannt.

Kangu ist der Mann, der hier bei uns in Anau ist. Gewiß, er ist kein schlechter Kerl, aber wer kann denn der Freund eines Mannes sein, dessen Vater so schreckliche Dinge getan hat?

Vergeblich habe ich versucht, meine Träger zu einem freundlicheren Verhalten zu Kangu zu bewegen, der selbst doch völlig unschuldig war. Er freute sich darüber, daß wenigstens die anwesenden Indonesier und ich bemüht waren, ihn etwas aufzuheitern, aber unter den Marind-anim war er eine unmögliche Erscheinung.

Nicht erwähnt ist in diesem Bericht ein Umstand, den der Missionar P. Geurtjens¹⁰¹ über Kunga erfuhr, nämlich daß die Iwoljeleute schon so sehr an die Regierungsstation im nahen Okaba gewöhnt waren, daß sie durchaus nicht vorhatten, Kunga selbst zu töten, sondern ihn wegen seiner unerlaubten Ehe beim Verwaltungsassistenten anzeigten. Der Beamte, ein Indonesier, erklärte die Ehe sofort für ungültig, schritt aber nicht gegen Kunga ein, wie man erwartet hatte, sondern ermahnte ihn, bei einer neuen Eheschließung doch recht vorsichtig zu sein, was Kunga auch versprach und gehalten hat. Wegen des getöteten Kindes schritt niemand ein. Gewiß fand der Indonesier, daß hier Unrecht geschehen war, aber ein Pro-

zeß, in dem Kunga frei ausging und die Verteidiger der Ehre der Gebhe und Iwoljes bestraft worden wären, hätte das aufkeimende Vertrauen zu den Fremden wieder zerstört, und so schwieg der Beamte lieber.

Es gingen jedoch nicht nur Bestrebungen von Okaba aus, die Neuguinea-Leute zu braven Untertanen der Regierung, oder wie die Indonesier gerne sagten, der Kompanie¹⁰² zu machen, sondern auch das, was die indonesischen Verwaltungsbeamten, Polizisten und sogar Missionslehrer an Aberglauben aus ihrer Molukkenheimat mitgebracht hatten, fand seinen Weg zu den Marind-anim. Charakteristisch für solche Vorstellungen, die von den Po-anim ausgingen, ist das, was mir 1933 über das Erscheinen einer Puntianak, des Geistes einer bei der Geburt oder im Wochenbett verstorbenen Frau, erzählt wurde. Die Puntianak ist zwar eine Gestalt der indonesischen Phantasie, aber die Po-anim in Merauke müssen so eindringlich von ihr berichtet haben, daß die leicht entzündliche Vorstellungskraft der Marind-anim davon angesteckt wurde, und deshalb gehört auch diese Geschichte hierher. Sie setzt sich aus einem Bericht der Ambonesen in Okaba und einem der Marind-anim in Jawimu zusammen.

Die Puntianak

Erzählung des ambonesischen Verwaltungsassistenten
Manuputty in Okaba

Σine Puntianak ist der Geist einer Frau, die bei der Geburt oder kurz darauf gestorben ist. Wir Ambonesen glauben, daß sie nun alle Menschen beneidet, die noch am Leben sind, und daß sie besonders ihrem Manne nachstellt, der ja die Schuld daran trägt, daß sie gerade bei der Geburt seines Kindes starb. Sie erscheint ihrem Manne oder auch anderen Leuten in der Nacht mit ihrem

Kinde auf dem Arm, und man erkennt sie an ihrem starren lieblosen Blick und ihren krallenartigen Fingernägeln. Auf dem Rücken hat sie ein großes stinkendes Loch, in dem die Maden kriechen¹⁰³, und sie bemüht sich immer, es der Wand zuzudrehen, damit es niemand sieht. Aber um die Puntianak ist Verwesungsgeruch. Sie versucht ihr Opfer mit ihren Krallen zu zerkratzen. Wenn aber die Morgendämmerung kommt, dann vergeht sie, denn sie ist ein Nachtgespenst und kann kein Tageslicht vertragen. Wird sie davon überrascht, dann zerfließt sie zu Schleim, und der Angegriffene ist gerettet.

Man kann sich auch vor der Puntianak schützen, wenn man nachts im Hause bleibt¹⁰⁴. So weit der Schatten des Daches reicht, hat sie keine Gewalt über die Menschen. Auch wenn man sie tapfer angreift, vergeht sie zu Schleim oder ist ganz verschwunden.

In Passo¹⁰⁶ ist es vor ein paar Jahren geschehen, daß ein Mann gegen fünf Uhr nachmittags noch rasch zum Fischfang ging, um seiner schwangeren Frau ein Fischgericht geben zu können. Als er gegen neun Uhr abends im Dunkeln nach Hause kam, trat ihm seine Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm entgegen. Zuerst wunderte er sich, daß die Geburt so vorzeitig gekommen war und seine Frau schon wieder aufgestanden war, aber als er gerade sein Kind begrüßen wollte, da sah er, daß seine Frau lange Nägel hatte und ihn starr ansah. Da begriff er, daß sie inzwischen bei der Frühgeburt gestorben und zur Puntianak geworden war, und floh vor ihr. Er verbarg sich unter einem umgestürzten Boot, aber

die Puntianak begann die Erde seitlich davon wegzukratzen. Fast hätte sie das Loch so groß gehabt, um zu ihm zu kommen, als es vier Uhr morgens war und man die erste schwache Morgendämmerung bemerkte. Daran hatte die Puntianak in ihrem Eifer nicht gedacht, und im Morgenlicht zerlief sie zu Schleim.

Ein anderer Fischer in der Stadt Ambon traf abends eine fremde Puntianak, die ihn bedrohte. Mutig warf er sein Netz über sie, und da verging sie ebenso.

Gewöhnlich treten die Puntianak erst am vierten Tage nach dem Tode auf, aber es kann auch anders sein, wie es in Passo oder Okaba geschah.

Wir sprechen nicht gerne über die Puntianak, weil uns die Europäer deswegen auslachen. Wir sind ebenso gute Christen¹⁰⁶ wie sie und möchten nicht, daß sie uns wegen unseres Glaubens an die Puntianak für Heiden halten. Aber es gibt die Puntianak wirklich, und der holländische Gezaghebber¹⁰⁷ in Amahei¹⁰⁸ hat sich selbst davon überzeugen können. Er glaubte zuerst auch nicht an die Puntianak und sagte, er wolle erst eine mit eigenen Augen sehen. Da führten ihn die Leute an eine Stelle, an der eine Puntianak umging, und beobachteten ihn von ferne. Wirklich erschien die Puntianak. Er war ein riesenstarker und mutiger Mann und griff sie sofort an, aber sie ging auch auf ihn los, riß ihm die Kleider vom Leibe und kratzte ihn blutig. Dabei vergaß sie, daß der Morgen herbeikam, und als es hell wurde, verging sie. Der Gezaghebber war ganz erschöpft und vor Wunden halbtot, aber er genas wieder und hat nicht mehr gezweifelt, daß es Puntianaks gibt.

Bericht der Frau des Polizeikommandanten¹⁰⁹ in Okaba,
einer Ambonesin

Meine ältere Schwester war mit dem Missionslehrer in Jawimu am Bulaka verheiratet. Sie erwartete ein Kind, und deshalb brachte sie mein Schwager hierher nach Okaba ins Hospital und blieb selbst bei uns, um die Entbindung abzuwarten. Gott hat es aber anders gewollt. Am 8. August (1933) starb meine Schwester während der Geburt, und das Kind war auch tot. In der folgenden Nacht kam sie zu mir und sah aus wie eine Lebende, nicht wie eine Puntianak. Sie sagte leise zu mir: »Schwester¹¹⁰!« Da bat ich sie, unsere Familie doch vor Schande zu bewahren und nicht zur Puntianak zu werden, und sie verschwand. Aber nun müssen wir uns doch schämen, denn die Leute aus Jawimu haben sie als Puntianak am 12. August gesehen.

Bericht von Marind-anim aus Jawimu, die ihren Missionslehrer aus Okaba als Träger zurückholen wollten

Wir haben uns sehr gewundert, daß der Lehrer nicht zurückgekommen ist. Nun sind es schon zwei Sonntage, daß er nicht gepredigt hat. Und dabei war seine Frau mit dem Kinde bei uns schon da. Niemand hat gesehen, wie sie kam, und keiner hat sie von Okaba geholt, aber sie war da. Zuerst sahen ein paar kleine Knaben sie -- es waren Waidam, Komnai und Dokom. Sie sagten es dem Kapala und dem Mandur¹¹¹, und die gingen ins Lehrerhaus. Da war die Lehrersfrau und hatte ein Kind auf dem Arm, aber ihr Mann war nicht dabei. Sie sagte, sie möchte gerne Feuerholz und

Gemüse haben. Die beiden Männer wunderten sich, daß sie alleine gekommen war, und beauftragten Auai¹¹³, Holz und Gemüse zu besorgen. Dann gingen sie mit Auai wieder zum Lehrerhaus, aber es war niemand mehr da, soviel sie auch suchten.

Aussage von zwei ambonesischen Polizisten in Okaba

Am 19. August hatte ich Wache vor der Polizeibaracke. Es war gegen zehn Uhr nachts, und alles im Ort war still und dunkel. Nur der Missionar hatte noch Licht. Da kam eine weiße Gestalt ganz lautlos auf mich zu. Sie sah aus wie eine Frau, aber sie hatte keine festen Umrisse und war wie ein Gespenst. Da fiel mir ein, daß es die Puntianak der Lehrersfrau war, und ich zog meinen Säbel und ging auf die Gestalt los. Als ich zuschlug, war das Wesen fort, und alles war dunkel und still wie zuvor.

Ich hatte am 21. August Wache. Weil mein Kamerad die Puntianak gesehen hatte, war ich vorsichtig und hatte mein Gewehr mit Patronen geladen, in denen Salz war, über das früher einmal der Kapala Arab¹¹³ in Merauke eine Formel gesprochen hatte. Ich bin nämlich Mohammedaner. Für solche Fälle sind diese Patronen gut. Zuerst blieb alles ganz ruhig. Nur ab und zu hörte man einen Hund heulen, aber das ist ja fast jede Nacht so. Gegen ein Uhr morgens kam ein riesengroßer weißer Hund ganz lautlos auf mich zu. Er sah nicht schemenhaft aus, sondern wie ein lebendes

Wesen. Er kam so schnell, daß ich gerade noch mein Gewehr anlegen und auf ihn feuern konnte. Nach dem Schuß war nichts mehr zu sehen. Die Patrone hatte gewirkt. Sicher war es die Puntianak, denn in ganz Okaba und den Nachbardörfern gibt es keinen so großen weißen Hund.

Nun müssen wir noch abwarten, ob sich die Puntianak in ihrer dritten Gestalt als riesige Gans zeigt. Vertreiben wir sie dann auch, dann kommt sie nie wieder.

Diesen Berichten, die hier ohne Kritik zusammengestellt sind, muß noch etwas hinzugefügt werden. Die Traumerscheinung der Schwester und die Wacherlebnisse der Polizisten erklären sich wohl von selbst aus der Erregung, den der Tod der Lehrersfrau in Okaba bei den »Po-anim« verursachte. Der Lehrer selbst blieb noch drei Wochen in Okaba, weil er sich nicht nach Jawimu traute und in Okaba besser beschützt fühlte. Er war halb wahnsinnig vor Angst und war am 18. September, als ich zum ersten Male durch Jawimu kam, seit drei Tagen wieder verschwunden. Erst am 27. September traf ich ihn im Dorfe an, aber er war noch ganz verstört und hatte seinen Kollegen aus Talol gebeten, doch einige Zeit bei ihm zu bleiben. Der Kapala von Jawimu, der die Puntianak mit dem Mandur gesehen haben wollte, war ein alter vertrottelter Mann, der ewig im Watriausch war, so daß sein Amt dem Mandur übertragen wurde, der allerdings ein sehr intelligenter und tüchtiger Mann war. Dieser Mandur und die Kinder blieben dabei, die Puntianak gesehen zu haben, aber nicht als furchtbares Wesen, sondern als die freundliche und etwas schüchterne Frau, die sie im Leben gewesen war.

Bemerkenswerterweise ließen sich die Marind-anim, die in den Dörfern Mewi, Alaku, Sangassé, Makalin und Iwolje am nächsten bei Okaba wohnten, durch

die Aufregung der Po-anim durchaus nicht beeinflussen. Ihnen war der Puntianakglaube fremd und die Lehrersfrau ebenso, und wahrscheinlich hat auch der katholische Missionar in Okaba ihnen gesagt, daß das Gerede der Po-anim Unsinn sei. In Jawimu war man dagegen mit der Verstorbenen freundschaftlich verbunden, hat sich wahrscheinlich bei den Po-anim in Okaba nach ihr erkundigt und das Gerücht gehört, mit ihrem Wiedererscheinen als Totengeist mit einem Kinde sei zu rechnen, aber nicht gehört, daß eine Puntianak gefährlich sei¹¹¹. Die blühende Phantasie der Marind-anim tat dann das übrige.

Hier ist der Grund bereits verlassen, aus dem die Vorstellungen der Marind-anim und ihrer Nachbarstämme erwachsen sind. Vielleicht mögen inzwischen durch die Fremden noch stärkere geistige Beeinflussungen vorgekommen sein — und sicher ist das in stärkstem Maße durch die Mission geschehen. Aber aus dem alten Boden wird kaum mehr Neues sprießen.

Die alte kühne Phantasie, die alle Pracht und Gewalt der See im Dämon Joluma verkörperte, die in jeder Kokospalme das Bild eines Dema und im Monde den seepockenbedeckten Geb sah, die sogar den Leuchtturm in Daru in ihr Weltbild einzugliedern versuchte und alles erfaßte, was in der Welt der Marind-anim vorkam, diese Phantasie ist erstorben. Einen Teil davon haben sich noch die Stämme bewahrt, die von Merauke aus am weitesten entfernt leben, die Gabgaleute, die Menschen im Norden und Westen der Frederik-Hendrik-Insel und die Sohur, aber den Marind-anim und ihren Freunden droht heute die Allerweltzivilisation, die sie kaum glücklich machen wird.

Kein Mensch wird es bestreiten, daß es gut war, gegen die Kopfjagden mit ihren Scheußlichkeiten, gegen Morde und Menschenfresserei in den Kultbünden, gegen die Mißachtung der Frauen und gegen andere Sünden der alten Zeit einzuschreiten. Aber leider haben diese Dinge, die uns so unsagbar scheußlich vorkommen, den Marind-anim Lebensfreude und Spann-

kraft gegeben, ihr Selbstbewußtsein gestärkt und ihre Phantasie angeregt.

Man kann und darf als Mensch nicht wünschen, daß die »gute alte Zeit«, der die Alten nun nachtrauern, mit allen diesen Dingen wiederkehrt, aber was soll nun geschehen?

Jetzt gilt es, das zu retten, was an Gutem in den Marind-anim steckt. Das Ende aller Kopfjagden, das bei den Sohur und ihren nördlichen Nachbarn durchaus noch nicht gekommen ist, wird es den jungen Menschen ermöglichen, ihren Wunsch zu erfüllen, weit zu wandern und Wissen zu erwerben. Sie wollen sich nicht mit Fußballspielen befassen, sondern Abenteuer erleben und lernen. Diese Möglichkeit kann ihnen gegeben werden, und nun ist es an der Zeit, zu erwägen, wie man ihre beiden anderen Ideale über die enge Stammesgemeinschaft hinausheben kann: ein Mensch zu bleiben, der sich die Fähigkeit bewahrt, sich zu schämen, und vor allem die große Kunst, ein wirklicher Anim-anim, ein menschlicher Mensch zu sein.

ANMERKUNGEN

Einleitung

- ¹ Weber-van Bosse: »Ein Jahr an Bord I. M. S. Siboga«. Seite 303 ff. Leipzig 1905.
- ² Anim-anem entspricht genau dem, was wir mit »humaner Mensch« bezeichnen könnten.
- ³ Melo diadema.
- ⁴ Der Kalk wird mit einem Holzspatel der Kalabasse entnommen und mit einem Stückchen Betelnuß zusammen in ein Betelpfefferblatt gewickelt gekaut.
- ⁵ Bei der Aufnahme in die Großfamilie Gemar der Kanumirebe (Gebhe der Marind-anim) bekam ich eine solche Perlmuschelschale umgehängt und wies darauf hin, daß ich doch noch keine weißen Haare hätte. Die Antwort der Ältesten war: »Das wissen wir, aber du redest schon ganz verständig«.
- ⁶ So erschlug bei dem Nachbarstamme der Makleuga der mir als sehr gutmütig bekannte Kaban seine Frau nach einem heftigen Wortwechsel, bei dem sie mit Feuerholz nach ihm geschlagen hatte, und verteilte Stücke von ihr an seine Dorfgenossen, die das Fleisch auch aßen. Auf meine Frage, was man im Dorf denn zu Kebans Tat gesagt hätte, bekam ich die empörte Gegenfrage: »War das deine oder Kebans Frau? Seid ihr in deinem Dorfe (das heißt Europa) immer so taktlos, daß ihr euch um fremde Familienangelegenheiten kümmert?«
- ⁷ Südsuguinea ist ein Sumpfland, in dem Steine, die man sonst in der Südsee zum Kochen im Erdofen erhitzt, sehr selten sind. Die Töpferei ist unbekannt.
- ⁸ Stricke zu drehen versteht man nicht. Auch die Weberei fehlt.
- ⁹ Totem ist ein Wort aus der Sprache der nordamerikanischen Odschibwä-Indianer.
- ¹⁰ Schwein, Känguruh und Kasuar dürfen von den Angehörigen ihrer Totemgruppen bei den Je-nan nur gegessen werden, wenn alle im Dorfe anwesenden Totemmitglieder gesehen haben, wie der Schädel des getöteten Tieres aufs Kochfeuer gelegt wurde. Die Leute vom Sagopalmentotem dürfen zwar Sagomehl essen, aber keine Sagopalmen fällen, weil das den Sagodämon verwundet.
- ¹¹ Ein Marind-anem zeichnete mir daher einen Dema so, daß er drei Zickzacklinien als Andeutung der immer gleichbleibenden Eingeweide, des Sitzes der Lebenskraft, mit einem Oval umgab, das die Haut bedeuten sollte, und meinte dazu: »Von außen kann er ganz verschieden aussehen. Das kann man nicht zeichnen.«

- ¹² In Merauke fand ich 1933 eine Gruppe von Marind-anim wie gebannt auf einen rotblühenden Baum starren, weil auf ihm ein Dema säße. Erst als einer von ihnen sagte »Menenon« (»Da fliegt er«), löste sich der Bann. Einen Namen für diesen Dema gaben sie nicht an, sagten aber übereinstimmend, er sei dicht schwarz behaart gewesen.
- ¹³ »Joluma, duv-dema, deehib, ajuwah!« Einen Mann in dem Dorfe Wambi, der behauptete, von Joluma gerufen worden zu sein, sah ich weit in die seichte See hinauswaten. Er mußte mit Gewalt von anderen Leuten zurückgeholt werden, damit er nicht ertrank. Ein anderer, der nach einem Fisch gegriffen hatte, im trüben Wasser aber einen Stein in die Hand bekommen hatte, zeigte ihn — eine große Seltenheit im steinarmen Lande — begeistert als Geschenk des See-Demas.

Sagen vom Entstehen der Menschen und vom Totenreich

- ¹ Imas oder Ima ist das Gebiet der westlichen Marind-anim von der Mündung des Koloiflusses bis zur Prinzess-Marianne-Straße. Es gilt als das zuletzt in Besitz genommene Stammesgebiet. Die Imas-Mundart unterscheidet sich von der des Ostens dadurch, daß sich deren r in l verwandelt und deren s zu einem h wird oder verschwindet. Die Marind-anim im Westen nennen sich selber also Malind-anim.
- ² Gawir reicht von der Mündung des Bian bis in das Gebiet östlich von Merauke, wo die Marind-anim mit den sprachfremden Kanum-Irebe zusammenstoßen. Dazu gehört auch weiter östlich noch die Exklave Kondo-mirav.
- ³ Wenn ein von zwei Stengelknöten begrenztes Stück Bambus im Feuer zerspringt, gibt es je nach der Dicke des Bambus einen Knall, der an Geschütz- oder Gewehrfeuer erinnert. Malaiische Kulis, die am chinesischen Neujahrsfest teilnehmen, das teure Feuerwerk aber nicht bezahlen können, benutzen zum Lärmmachen gerne solche Bambusstangen, die sie »Meriam bambu«, »Bambuskanonen«, nennen. Wenn bei den Marind-anim oder ihren Nachbarstämmen Krankheitsdämonen vertrieben werden sollen, vertreibt man sie ebenso durch das »Suba-wakun« (»Bambusknallen«). Das unerklärliche »Gewehrfeuer«, das Ende 1934 eine englische Expedition am Stricklandflusse, einem Nebenflusse des Fly River, hörte (Hides: Papuan Wonderland. Seite 22 f. London 1936), ging wahrscheinlich auf ein solches Bambusknallen zurück, das die eingedrungenen, für Geister gehaltenen Fremden vertreiben sollte.
- ⁴ Das Bambusmesser (sok) ist ein Bambusspan, der auch als Pfeilspitze benutzt werden kann. Der gewöhnliche Ausdruck für einen Kopffäger ist Sok-anem, Bambusmesser-mann, da er mit diesem Messer die Köpfe abschneidet.
- ⁵ Die Marind-anim sind wirklich einmal von Osten nach Westen in ihr heutiges Wohngebiet eingewandert. Die

Erinnerung daran ist noch so lebendig, daß man den Ost- und Westteil der Dörfer durch die Vorsilben Es (»Zurück«) und Mahai (»Vorwärts«) unterscheidet, beispielsweise im Dorfe Wambi Es-Wambi und Mahai-Wambi.

- ⁶ Diese Stämme sind in Wirklichkeit vor den Marind-anim im Lande gewesen. Ihnen konnte der Stolz der Marind-anim jedoch keine Erschaffung vor den »rechten Menschen« zugestehen.
- ⁷ Die Kurkarileute nahe der Grenze des britischen Teils von Neuguinea bilden einen kleinen Stamm, der keineswegs schlechter ist als die Nachbarn. Da ihr Name die Marind-anim an die Cykaspalme (kukari) erinnerte, die für zauberkräftig gilt, gerieten auch die Kurkarileute in den unbegründeten Verdacht, sich viel mit Zauberei zu befassen.
- ⁸ Das Land jenseits der Digulmündung besteht aus undurchdringlichem Mangrovendickicht, Schlick und Sumpf, ist also unbewohnbar. Auf der Karte, die 1911 von der niederländischen »Militaire Exploratie« gezeichnet wurde, ist hier jedoch das Dorf Heitske angegeben. Das erklärt sich so, daß man vom Dampfer auf dem Digul aus einem mitfahrenden Marind-anem das Land zeigte und ihn fragte, wer dort wohne, worauf er antwortete: »Hais-ke«, »Totengeister sind da«.
- ⁹ Van Baal: Een reis naar het Gab-Gab-gebied. »Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde«, LXXX, 1, 1940. Seite 10 ff.
- ¹⁰ Phalanger maculatus, ein Beuteltier mit Greifschwanz, das auf Bäumen lebt.
- ¹¹ Varanus indicus, ein etwa ein Meter langes Tier mit Eidechsen-gestalt, beliebtes Jagdwild.
- ¹² Die Angehörigen der Totemgruppen dürfen nicht innerhalb ihrer eigenen Gruppe heiraten, auch wenn nach europäischen Begriffen keine Verwandtschaft vorliegt.
- ¹³ Die Pflanzung eines Verstorbenen bleibt daher für etwa ein Jahr nach seinem Tode noch »sahl«, das heißt tabu. Man darf ihr als Lebender nichts entnehmen.
- ¹⁴ Wati ist Piper methysticum, eine Pflanze, deren Stengel und Blätter gekaut werden. Die zerkaute Masse wird in eine kleine Kokosnußschale gesplein und getrunken, ohne daß sie erst eine Gärung durchmachen muß. Der Wati-trank ist scharf und bitter und verursacht außer einem Rausch, wie er auch vom Alkohol kommt, eine Lähmung der Beine. Manche Leute trinken jeden Abend Wati, doch ist das Getränk Frauen und Jugendlichen verboten. Wati ist mit der Kawa der Polynesier identisch, von der aber nur die harmloseren und nicht bitteren Wurzeln benutzt werden.

- ¹⁵ Die Trommel (kandala) ist sanduhrförmig und an einem Ende mit Känguruhhaut bespannt. Man schlägt sie zum Tanz mit der flachen Hand.
- ¹⁶ Darau, *Antigone australis*.
- ¹⁷ Dasselbe Verfahren wendet man bei Kopfschmerzen oder nach Schlangenbissen an, nachdem der schmerzende Körperteil mit Bastbinden fest abgebunden worden ist.
- ¹⁸ Es handelt sich um die Landung des Dampfers »Pel« vor Salira in der Nähe von Meliu im Jahre 1899, bei der drei Holländer getötet wurden. Das an sich nicht sehr bedeutende Dorf ist seitdem auf vielen Karten als Selarika oder in ähnlicher Form angegeben, was auf Salira-ke, »das ist Salira«, zurückgeht.
- ¹⁹ Ermasuk (»Flußbiegung«) ist der einheimische Name für die Stelle, an der heute der Hauptort Merauke steht. Dessen Name beruht auf einem Mißverständnis, da danach gefragte Marind-anim meinten, nicht die Uferstrecke, sondern der Marofluß sei gemeint, und antworteten: Maro-ke, »das ist der Maro«.
- ²⁰ 1902 wurde der neugegründete holländische Posten in Merauke angegriffen. Von der Wirkung der Gewehre, die man nur für Keulen hielt, hatten die Marind-anim damals noch keine Vorstellung.
- ²¹ Die Stadt Surabata auf Java, früher der Ausgangspunkt für die Neugulnea-Dampfer. Früher wurde darunter ganz Indonesien verstanden, während man heute recht gut zwischen Ambon, Buton, Java und anderen indonesischen Inseln zu unterscheiden weiß, seitdem man Paradiesvogeljäger und andere Einwanderer aus Indonesien kennengelernt hat.
- ²² In Tjuam auf der Frederik-Hendrik-Insel wurde ich kurz nach der Ankunft gefragt, wie es dem kürzlich verstorbenen Manne Kobuko ginge, denn er müsse jetzt doch in meinem Dorfe bei den Toten wohnen. In Ilwajab erregte bei den Jilmek die Angabe, Weiße hätten auch weiße Frauen und Kinder und keine schwarzen oder braunen, wie man vermutete, große Heiterkeit: »Das haben wir nicht gewußt, daß Gespenster noch heiraten und Kinder bekommen.«
- ²³ Die Marind-anim kennen mehrere Arten der Feuererzeugung, das Pflügen oder Bohren einer Holzunterlage mit einem zugespitzten Stöckchen und das Sägen eines Stückes Bambus, in das Zunder eingeklemmt ist, mit einem Bambusspan oder einem Rohrstreifen. Immer kommt es darauf an, daß das Bohr- oder Sägemehl in der Hitze beieinander bleibt und Feuer fängt.
- ²⁴ Die Übereinstimmung besteht nur darin, daß beide dunkelhäutig und wollhaarig sind. Die Kapaur bezeichnen sich selbst als Papua, während die Marind-anim und ihre

Nachbarn von den Indonesiern Orang Kaia-kaia genannt werden, da sie zur Beteuerung der Freundschaft gerne sagten: »Kaie, kai-ke-nok«, »Wirklich, ich bin gut«.

²⁵ Anfang 1934 in Fakfak aufgezeichnet.

Mythen, Ursprungssagen Dämonengeschichten

- ¹ Übermannshohe Termitenbauten findet man besonders in den steppenartigen Landstrichen nahe der Küste, die mit Gras und vereinzelt Pandanus- und Eukalyptusbäumen bewachsen sind. Sie bestehen aus einem steinharten, schlackenartigen Stoff, dessen Stücke beim Kochen als Ersatz für die sonst in der Südsee benutzten Kochsteine benutzt werden.
- ² Den Entenmuscheln verwandte Seetiere (*Balanus tinnabulum*), die in Mengen mit ihrem Gehäuse auf Muscheln, Roteisensteinstücken der Riffe, Krabben usw. fest sitzen.
- ³ Bei den Gawir-Marind-anim ruft man, wenn ein Mann der von Geb abstammenden Totemgruppe Gehze (Gebhe) niest, daher »subaf« das heißt »Bambus!«
- ⁴ Ein Hundedämon.
- ⁵ Die Keulen sind Stöcke mit einem durchlochten Diskus oder einem kugelförmigen Knauf aus Stein an einem Ende.
- ⁶ Andere Bananenarten, die erst durch die Fremden eingeführt wurden, werden zwar gerne gezogen, haben aber keinen Platz im mythologischen System gefunden. Buti ist eine mehligere Bananenart ohne süßen Geschmack, die gekocht wird.
- ⁷ Da die jungen Männer von den Mädchen streng getrennt im Männer- oder Junggesellenhause (Gotad) aufgezogen werden, sind geschlechtliche Verirrungen unter ihnen und Männern häufig. Man findet nichts besonders Tadelswertes dabei.
- ⁸ Sangassé, Alaku und Mewi sind drei Dörfer zwischen den Mündungen des Koloï und des Bian, die eine besondere Mundart sprechen und auch einen besonderen Kult im Imobunde haben. Daher kommen hier Abweichungen vom üblichen Schema vor, das von dem sonst vorherrschenden Majokult bestimmt wird.
- ⁹ Danach ist Geb der Erfinder der Kopffjagd.
- ¹⁰ Außer Flaschenkürbissen und Kokosnußschalen sind Abschnitte von dicken Bambusrohren die einzigen Gefäße.
- ¹¹ Die Prinzeß-Marianne-Straße zwischen dem eigentlichen Neuguinea und der Frederik-Hendrik-Insel.
- ¹² Regierungsstation an der Koloïmündung nahe Alaku.
- ¹³ *Dioscorea alata*, eine angebaute Kletterpflanze mit großer essbarer Knolle.

- ¹⁴ Der im niederländischen Teil von Südneuguinea häufige Paradiesvogel ist *Paradisea apoda* mit leuchtend gelben Federn, während im britischen Gebiete ein ähnlicher Paradiesvogel mit rotbraunen Federn vorherrscht.
- ¹⁵ Nicht der Marofluß, der bei Merauke mündet, sondern der Flyfluß im britischen Gebiet.
- ¹⁶ Papeda, ein von den Ambonesen gegessener Sagobrel.
- ¹⁷ Engländer.
- ¹⁸ Imo bedeutet in der Sprache der Jabga und Makleuga »Einbaum«, und im Imokuit spielt der Einbaum auch eine Rolle.
- ¹⁹ Aus der Altersklasse Ewati, die den prächtigsten Schmuck trägt und die mannbaren, noch nicht verlobten jungen Männer umfaßt. Die Ewatizeit gilt als die schönste des Lebens.
- ²⁰ Das westlichste Dorf der Marind-anim an der Mündung des Wamalfusses, heute ein aus mehreren Siedlungen zusammengezogenes Missionsdorf.
- ²¹ Die Flutwelle entsteht aus dem durch langes Eindringen der Flut aufgestauten Wasser, das dann gegen den Strom wie eine hohe Welle losbricht und die Boote in Gefahr bringt. Am stärksten ist die Flutwelle auf dem Digul und dem Bian, doch erlebte ich sie auch oberhalb von Merauke auf dem Maro.
- ²² Iwag sind die heiratsfähigen Mädchen, die am schönsten geschmückt sind, das weibliche Gegenstück zu den Ewati.
- ²³ Eine Fächerpalmenart.
- ²⁴ Burik-anim sind die heutigen, fremden Stämmen angehörigen Einwohner der alten Gebiete im Osten, in denen vor der großen Wanderung die Marind-anim wohnten.
- ²⁵ Die Manileute, die sich selbst Mani-kor nennen, wohnen an der Küste auf beiden Seiten der britisch-niederländischen Grenze und bilden nur einen sehr kleinen Stamm.
- ²⁶ Mes-meakim sind uralte Leute, die kindisch geworden sind und von den übrigen Greisen nicht mehr für voll angesehen werden. Mes ist eine reife oder schon vertrocknete Kokosnuß, und meakim bedeutet einen Jüngling. Der Sinn ist: vertrocknet und kindisch geworden.
- ²⁷ Als ich 1934 an die Mündung des Dambu kam, der auf der Frederik-Hendrik-Insel in die Prinzess-Marianne-Straße (den Muli) mündet, flog ein Seeadler auf. Sofort erklärten meine Begleiter, es sei der Kidub von Wolinau gewesen.
- ²⁸ Die Pueracha und andere Stämme im Innern der Frederik-Hendrik-Insel, die mitten im großen Binnensumpf auf kleinen künstlich errichteten Inseln zwischen Kanälen wohnen.
- ²⁹ *Periophthalmus koelreuteri* Pall.
- ³⁰ In Okaba hieß ein Mädchen Igisu, »Namenlos«, weil zwar ein Schädel, aber kein Name dazu herbeigebracht worden war.

- ³¹ Das Wort Wi, das hier mit »Seele« übersetzt ist, bedeutet eigentlich den Kern, das Innere und das, was das Wesen einer Sache ausmacht. Es ist das, was den Körper sich bewegen und den Kopf denken läßt. Im Schlafe kann die Wi sich vom Körper weit entfernen und weit herumwandern. Man darf deshalb keinen Schlafenden plötzlich wecken, sonst findet die Wi vielleicht nicht so schnell in den Körper zurück, und der Geweckte nimmt Schaden daran. Zum Gedeihen der Wi ist unbedingt das »innere Fleisch« (Herz, Lunge, Leber, Därme usw.) nötig, auf dem die Wi wächst wie eine Pflanze in der Erde. Die Wi eines Dema kann sich jedoch, da sie stärker als die eines Menschen ist, einen eigenen neuen Körper bauen.
- ³² Die Speerschleuder (kandil) ist ein Stück Bambus mit einem Haken, der in das Ende des Speeres greift. Wirft man den Speer mit ihr, so erhält er größeren Schwung, denn die Speerschleuder vergrößert die Hebelkraft des Armes.
- ³³ Ein Stück starkes Rotanrohr, das zu einem rhombusartigen Gebilde mit einem Griff gebogen ist. Man muß dem Wildschwein die Öffnung über den Kopf streifen und es festhalten, bis ein zweiter Jäger es mit dem Speer tötet.
- ³⁴ Piper Betle. Das Blatt wird mit Kalk und einem Stück einer Betelnuß (Areca) als leicht anregendes Genußmittel gekaut, das die Zähne schwarz und den Speichel rot färbt.
- ³⁵ Da stets zwei Männer auf die Schweinejagd gehen, bekommt man nur nach jeder zweiten Jagd einen Schweineschwanz als Trophäe. Der zweite Mann bekommt die Schweinehoden, die getrocknet am Oberarm getragen werden. Da sich die Eber sehr zur Wehr setzen, gilt das Wort »Schwein« als Bezeichnung für einen tapferen Mann. Das Känguruh gilt als feige, das Krokodil als unfähig und die Schildkröte als dumm.
- ³⁶ Von den Frauen werden Ferkel und junge Hunde wie eigene Kinder an der Brust genährt. Man schmückt die Ferkel, die wie Frischlinge gestreift sind, mit geflochtenen Hals- oder Bauchbändern. Wird ein Schwein geschlachtet, so steht die »Pflegemutter« weinend dabei. Sie ißt auch nichts vom Fleische ihres Zöglings. Vom geschlachteten Schwein erhalten die weißhaarigen Männer (wenigstens bei den Kanum-irebe) die hintere Hälfte, die übrigen Männer mit den Knaben die vordere und die Frauen und Mädchen die Eingeweide.
- ³⁷ Die »Digul-anim« sind kleiner und stämmiger als die Marind-anim und ihre Nachbarn und wurden häufig überfallen. Ihre Kinder wurden geraubt und adoptiert, so daß man häufig Digultypen unter den Großwüchsigen sieht. Die adoptierten Kinder der Kopfjagdropfer gelten als vollwertige Marind-anim. Jemand »Digul-anem« zu nennen, ist eine schwere Beleidigung.

- ³⁸ Die Schädel bekamen einen Rohrbügel als Ersatz für das Nasenbein. Dann wurde die getrocknete Haut wieder darüber gezogen, mit Bemalung wie bei Festen versehen und die Haare durch angeflochtene Bastzöpfe verlängert.
- ³⁹ Awehima ist heute ein Gartenplatz westlich von Wamal, dem letzten Marind-Dorfe vor dem Muli. Früher war es mit Kumbis die westlichste Marind-Siedlung.
- ⁴⁰ Die Jableute, die sich selbst Jabga nennen, wohnen östlich vom mittleren Muli. Ihnen nahe stehen die Jilmek, Mopoko und Gonek im Norden, die Makleuga am Mawek im Osten und die Galum und die heute ausgestorbenen Dibga im Süden. Sie unterscheiden sich durch ihre Sprache von den Marind-anim, stehen ihnen aber in der Kultur sehr nahe. Sie sind früher als die Marind-anim eingewandert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Marindgruppen am oberen Bulaka ursprünglich zu den Makleuga gehörten und nur die Marindsprache übernahmen. Ein altes Zusammengehörigkeitsgefühl ist hier noch sehr stark. Die Mythologie der Jabga, Jilmek usw. steht derjenigen der Marind-anim sehr nahe. Man kennt beispielsweise Geb, Joluma (bei den Jabga Joima), den Kasuardämon Jagil, den Hundedämon Mahu und viele andere Dämonen.
- ⁴¹ Der Ort heißt so zur Erinnerung an den Kombis, einen Fluß in der Urheimat der Marind-anim im Osten, wahrscheinlich den Wasi-Kusa zwischen der Grenze und der Flymündung. Kumbis ist eine kleine, heute aufgegebene Siedlung der Wamalleute am Muli. 1934 stellten sie Kumbis, das fruchtbare Boden, gute Jagdgelegenheit und frisches Trinkwasser hat, den Einwohnern der Dörfer Klader, Tor und Imbuenam an der westlichen Südküste der Frederik-Hendrik-Insel zur Verfügung, da deren Heimat von Sturmfluten bedroht war, jedoch verzichteten diese Leute aus Heimatliebe auf Kumbis.
- ⁴² Semifusus, eine Seeschneckenschale. Unter die Muschel wird die Vorhaut gesteckt. In dieser Mythe ist die Semifususschale der Ersatz für den Mutterleib, aus dem das Känguruh entsteht.
- ⁴³ Gemeint ist der Oberlauf des Bian, an dem Marind-anim mit einer besonderen Mundart und etwas abweichenden Sitten wohnen, die wahrscheinlich nicht wie die übrigen Marind-anim an der Küste, sondern durch das Binnenland eingewandert sind.
- ⁴⁴ Die Kalabasse ist die harte Schale des Flaschenkürbisses (*Lagenaria vulgaris*), dessen Inhalt ungenießbar ist. Der in der Kalabasse aufbewahrte Kalk dient als Zusatz zu den als Genußmittel gekauten Betelnüssen.
- ⁴⁵ Mischlinge von Marind-anim und Indonesiern, die davon wußten, daß es in anderen Ländern Könige und andere Herrscher gibt, meinten, der Moskitodema regiere in Domandé so scharf, daß seine Untertanen alle geflüchtet seien. Da aber die Marindsprache kein Wort für Unter-

- tan hat, mußten sie es mit einem malaischen Fremdwort (ra'jat), das dazu noch eigentlich arabisch ist, ausdrücken.
- ⁴⁶ Man hält die Palme (*Cycas Rumphii*) zu Unrecht für giftig. Zugewanderte Ambonesen essen jedoch ihre jungen Blattsprossen sehr gerne, die an Spargel erinnern.
- ⁴⁷ Blut entspricht der Lebenskraft (Wi) und Kalk dem »inneren Menschen« (den Eingeweiden), auf dem sie gedeiht.
- ⁴⁸ Die Angaben über den Todeszauber erhielt ich von den Je-nan. Die Vorstellungen bei den Marind-anim, Kanumirebe, Jabga und anderen Stämmen — auch in Britisch-Neuguinea — sind im wesentlichen aber dieselben.
- ⁴⁹ *Colocasia esculenta*, eine Pflanze mit stärkemehlhaltigen eßbaren großen Wurzelknollen.
- ⁵⁰ Spaten oder Hacken kennt man nicht.
- ⁵¹ Maweol ist ein kleiner Bootsplatz am Muli, während Bikem weiter landeinwärts auf einer niedrigen Hochfläche liegt. In der Regenzeit ist das Land zwischen beiden Orten überschwemmt.
- ⁵² *Nautilus pompilius* L., ein den Tintenfischen verwandtes Seetier, das in einer Art Schneckenschale lebt, deren silberglänzende Teile von den Marind-anim zu Brust- und Haarschmuck benutzt werden.
- ⁵³ Es handelt sich also um eine riesige Baumschlange, die sehr träge und den Menschen ungefährlich ist. Man ißt sie verhältnismäßig selten, häufig aber bei den Digulleuten, wo Baumschlangen und Schweine zu jedem Festmahl gehören.
- ⁵⁴ Der größte Teil der Insel Komolom ist sumpfig.
- ⁵⁵ Die Angehörigen und das Mädchen selbst sind ebenfalls Demas.
- ⁵⁶ Die Bootsspitze ist die Nase, zwei Zapfen dahinter sind die Ohren und anschließende Zacken die Zähne. Die Öffnung des Bootsrumpfes gilt als der geöffnete Mund.
- ⁵⁷ Auf Neuguinea gibt es keine Affen. Ein anderer Name für sie war Kees, weil das der Eigenname (Abkürzung von Kornelius) eines Affen auf einem Schiffe war. Heute sagt man wie im Malaischen Monjet. Mit Opeko-aniem hörte ich einmal auch einen Mann bezeichnet werden, der sich lächerlich benahm.
- ⁵⁸ Ngatsi wird zum Klange der mitgeführten Handtrommeln von jungen Männern getanzt, die einfach auf und ab marschieren und dazu singen. Ältere Leute, Frauen und Mädchen schauen nur zu. Man kann auch auf der Reise, besonders vor der Ankunft in einem Dorfe, Ngatsi singen. Die Texte stammen gewöhnlich aus Britisch-Neuguinea, werden also von den Marind-anim und ihren Nachbarn nicht verstanden. Von Zeit zu Zeit lernt man neue Ngatsi kennen, die dann rasch beliebt werden und die alten ver-

drängen, wie es bei uns Schlager tun. Auf verschiedenen Wegen wandern die neuen Ngatsi vom Osten zum Westen bis nach Komolom und zur Frederik-Hendrik-Insel. Sie haben die alten Gesänge vielfach leider ganz verdrängt.

- ⁶⁰ Die »Bodi-anim« sind die Ngowu-gar, ein Binnenlandstamm östlich jenseits der Grenze, der den Je-nan und Kanum-irebe benachbart ist. Sie sind die eifrigsten Vermittler neuer Lieder nach Westen.
- ⁶¹ Bendel ist ein Ausdruck der Je-Sprache und der Kanum-Sprache, der dem Ngatsi der Marind-anim entspricht. Gemeint ist hier aber der alte Bendor der Marind-anim, eine ältere Liederform, die heute selten ist.
- ⁶² Die Brückenkonstruktion ist von den Fremden beeinflusst, aber die Pfosten haben keinen Zusammenhang mit ihr und stehen frei daneben.
- ⁶³ Storch, Rochen, Krokodil, Schildkröte.
- ⁶⁴ Zur Deutung des Namens vergleiche die Sage von der Entstehung der Sagopalme.
- ⁶⁵ Der Fluß heißt bei den Je-nan und den benachbarten Marind-anim Oba. Daraus haben malaische Paradiesvogeljäger Kali Obat, »Medizinfuß«, gemacht, was auch Wirz übernommen hat.
- ⁶⁶ Die Kanum-irebe wohnen zum Teil an der Küste (Dörfer Meliu, Ongala und Tomer), meistens aber im Binnenlande. Daß sie von dort erst an die Küste kamen, bestätigten mir die javanischen Siedler Sajir und Amaredjo, die 1902 ins Land gekommen waren. Danach trauten sich die Kanum-irebe und Morauri früher nicht an die See und bedeckten bei ihrem Anblick die Augen mit den Händen, um sie nicht sehen zu müssen. Sajir meinte, sie sei ihnen »pomali«, das heißt tabu gewesen, und damit hat er wohl recht.
- ⁶⁷ Die eigentlichen Spitzen bestehen aus Känguruh- oder Kasuarklauen, Knochenstücken, Bambusspänen oder Hartholz. Bemalt und gelackt ist das hölzerne Verbindungsstück, mit dem sie am Rohrschaft befestigt sind.
- ⁶⁸ Gandin ist eine baumlose Grasfläche unmittelbar hinter Merauke. In der Geschichte wird nicht angegeben, aus welchem Orte die Dämonen kamen. Meine Gewährleute vermuteten, es sei wohl Senalu oder Po gewesen, also einer der Grenzorte der Marind-anim vor dem Gebiete der Je-nan. Unterwegs soll die Dämonenfrau Kuper vor den Nachstellungen eines männlichen Dämonen in einen Sumpf geflüchtet und dort zu einer Perlmuschel geworden sein. Seitdem heißt das benachbarte Dorf Kuperik. Der Zusammenhang dieser Begebenheit mit der Sage vom Holzkrokodil wurde jedoch von einigen Leuten bestritten.
- ⁶⁹ Von der See aus steht Dünung in den Maro hinein, der hier etwa vierhundert Meter breit ist. Ihnen sind oft die

Boote der Je-nan vom Oberlaufe des Maro nicht gewachsen, und kurz vor Gandin bin ich selbst in einem von Je-nan gepaddelten Doppelboot gekentert.

- ⁶⁸ Bei Merauke sind die Krokodile heute noch besonders zahlreich und sehr angriffslustig. Ende 1933 zog eines einen malaischen Fährmann aus seinem allzuschwer beladenen Boote. Nach etwa drei Wochen wurde es in einem Nebenflusse des Maro geschossen und hatte noch Teile der Knochen des Fährmannes im Magen.
- ⁷⁰ Vergleiche die Vorbemerkung zur Sage vom Schlangensohn und der Kokospalme.
- ⁷¹ Als ich mit Je-nan auf dem Maro kenterte, sagten sie sofort, daran sei ein Mann im Dorfe Kwei schuld, der einen Oré-jawal auf uns gehetzt hätte. Zum Glück für diesen Mann, der mir sehr freundlich begegnet war, ließen sie sich das ausreden. Sonst hätten sie ihn ohne weiteres erschlagen.
- ⁷² Mädchen und Frauen tanzen nicht mit. Das Schweinefleisch wird in Sagomehl eingebacken. Beim Verteilen geraten die Stücke für die einzelnen Festteilnehmer sehr ungleich, aber niemand, der zufällig ein kleines Stück erhält, beschwert sich.
- ⁷³ Eine dem Eukalyptus verwandte Baumart mit weicher packpapierartiger Rinde, die als Dachbedeckung und zum Einwickeln verschiedener Gegenstände benutzt wird.
- ⁷⁴ Auch der Dämon Geb wird als hautkranker Knabe geschildert.
- ⁷⁵ Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee, Seite 193. Stuttgart 1907.
- ⁷⁶ Vergleiche die Sagen von der Entstehung der Sagopalme und vom Kasuar.
- ⁷⁷ Man kennt als echte Zahlworte nur eins (sakod) und zwei (ina). Drei ist ina-sakod, vier ina-ina und fünf lasanga = Hand. Sechs ist ina-ina-ina, sieben ina-ina-ina-sakod usw. Zehn ist ina-lasanga = zwei Hände. Zwanzig wird durch anem = Mensch ausgedrückt, da ein Mensch zehn Finger und zehn Zehen hat. Dabei legt man die Hände zusammen und weist mit ihnen auf die Zehen hin.
- ⁷⁸ Hier wird auf die Weihe der Zauberer (Mesav-anim) angespielt. Von einem Zauberer ausgewählte junge Leute müssen fern vom Dorfe in Klausur zunächst hungern und bekommen dann den berauschenden Watitrunk mit Verwesungsfähigkeit gemischt zu trinken und auch mit einem Rohr in die Augen geblasen. Wer das übersteht — und das tun nicht alle — sieht angeblich den Morgenstern größer als andere Menschen. Das ist das Zeichen, daß er ein wirklicher Zauberer geworden ist. Er muß sich nun hüten, Zitronenblätter anzufassen. Ein Mesav-anem, dem ich einmal ein solches Blatt vorhielt, fiel sofort wie ein Klotz um, nahm mir den Versuch nachher aber nicht

weiter übel, denn er hatte ja bewiesen, daß er ein wirklicher Zauberer war.

- ⁷⁹ Im heutigen Kanumgebiet.
- ⁸⁰ Der Frauenschurz der Marind-anim ist ein schmaler Gürtel, von dem vorne Bastfasern herabhängen, die zwischen den Beinen durchgezogen und hinten wieder in den Gürtel gesteckt werden. Die Frauen der Je-nan, Kanum-irebe, Mani-kor und Ngowu-gar tragen vorn und hinten lang herabhängende Faserschurze, die Frauen der Jabga und auf der Frederik-Hendrik-Insel aber den Marindschurz.
- ⁸¹ Der weiche Bananenscheinstamm ist völlig ungenießbar.
- ⁸² Als ich ahnungslos nach dem Namen eines Strauches fragte, aus dessen Bast die Frauenschurze gemacht werden und der wie sie Nawa heißt, wurde mir von einem alten Manne bedeutet, solche Fragen stellten nur Krokodilmänner, das heißt sittenlose Leute.
- ⁸³ Balaigahe, die Angehörigen der Seedämontotemgruppe. Wegen dieser Überlieferung dürfen an manchen Orten, aber nicht überall, Leute vom Wassertotem nicht ins Sagototem hineinheiraten.
- ⁸⁴ Meliphaga virescens, ein Vogel, der sich gerne auf Kokospalmen und anderen Palmen niederläßt, von denen Indonester Palmwein zapfen.
- ⁸⁵ Die Mangat-anim östlich von Merauke nennen sich selbst Morauri. Sie sind von jeher nur ein sehr kleiner Stamm gewesen, haben aber eine eigene Sprache.
- ⁸⁶ Nach der Rückkehr von der Frederik-Hendrik-Insel hatte ich meinen Marindfreunden erzählt, daß dort die Anwohner des Kariram, eines Flusses im Westen der Insel, erst vor kurzem mit dem Anbau von Sagopalmen begonnen hätten und noch nicht recht wüßten, wie man ihr Mark zu Mehl verarbeitet. Daher diese Bemerkung. In den übrigen Gebieten der Insel kennt man die Sagomehlzubereitung sehr gut. Da die Palmenbestände aber nicht ausreichen, genießt man außerdem viel bräunliches Farnwurzelmehl von geringerem Nährwert. Auch das kam den Marind-anim sehr barbarisch vor.
- ⁸⁷ Dagegen sieht man Fliegende Hunde als Vögel an.
- ⁸⁸ In geschlechtlichen Dingen sind die Marind-anim sehr zurückhaltend, wenigstens in Worten.
- ⁸⁹ Auf Komolom kommen keine Kasuare vor, da die Insel nur aus Sumpf, Mangrovendickicht und etwas Sandstrand besteht und eigentlicher Wald, in dem Kasuare leben könnten, ganz fehlt.
- ⁹⁰ Endiandra, eine Baumfrucht. Man kaut die Nüsse alleine oder mit einem Betelpriem zusammen. Sie erzeugen im Munde eine dicke schleimartige Masse. Ob der Geschmack, den ich nur bitter fand, oder das Ausspeien die Marind-anim erfreut, konnte ich nicht ergründen. Zum minde-

sten machte ihnen der blutrote Schleim, der in Massen nach dem Genuß von Betel mit Aké entstand, vielen Spaß.

⁹¹ *Eugenia malaccensis*, eine apfelgroße Frucht von weißer, rosenfarbener oder violetter Farbe, die ziemlich wässerig mit schwachem Aroma schmeckt, von den Marind-anim — und auch von den Kasuaren — gerne gegessen wird.

⁹² Trotz der schweren Tropengewitter in der Regenzeit (unserem Winter) haben die Marind-anim wenig Gewitterfurcht, wenn sie nicht gerade mitten im Walde davon überrascht werden. Nur in dem Grenzgebiete der Marind-anim und Kanum-irebe fürchtete man die Gewitter, da hier ein Jungesellenhaus mit allen Insassen von beiden Stämmen vom Blitzschlag vernichtet worden war. Die Scheu vor dem Gewitter war hier so groß, daß man mir nicht einmal den Namen des Ortes zu nennen wagte. Wahrscheinlich war der eine Ort Ndamand oder Kumsara.

⁹³ Am Oberlaufe des Bian.

⁹⁴ Nach Wirz hieß er Wonatai. Olé gehört vielleicht mit dem Je-Worte oré (Schädel) zusammen, da der Storchendämon sich auch als Kopfjäger hervorgetan hat. Der Neuguineastorch (*Xenorhynchus asiaticus*) ist größer als unser Storch.

⁹⁵ Der Rochen hat am Ansatz seines langen peltschenförmigen Schwanzes einen Stachel, der viele Widerhaken besitzt und böse Wunden verursachen kann. Man läßt deshalb im lehmigen seichten Wasser der See nur alte Frauen fischen, denn wenn eine Alte auf einen Rochenstachel tritt, ist es nicht so schlimm, aber die Jungen brauchen wir noch, wie mir ein Gemütsmensch in Wambi erklärte.

⁹⁶ Hinweis auf die Wirkung des Wati, den der Storch bringen wird.

⁹⁷ Auf der Frederik-Hendrik-Insel. Hier ist der Wati überall bekannt. Über seine Qualität waren allerdings Jabga aus Bibikem, die mich dorthin begleiteten, sehr enttäuscht. Daß Wati dort viel getrunken wird, konnte ich an der Südküste der Insel feststellen, als ich bei unvermutetem Eintreffen in Inungalnam nachts das ganze Dorf mit Ausnahme der Kinder und einiger junger Frauen unaufweckbar in tiefem Watirausch antraf. Solche Gelegenheiten nehmen Kopfjäger gerne wahr, und deshalb darf bei den Jabga, Je-nan, Sohur und vielen Marind-anim (beispielsweise am oberen Bulaka und Bian) jeweils nur ein Teil der wehrfähigen Männer Wati trinken.

⁹⁸ Die Stengelknoten werden nach der Ernte im Oktober neu eingepflanzt und unter besonderen Schattendächern zu neuen Watipflanzen gezogen. Im Gegensatz zu aller sonstigen Gartenarbeit ist das Sache der Männer.

⁹⁹ Was die Kopfjagd mit dem Namengeben zu tun hat, wird als Einleitung zu den Kopfjägergeschichten gesagt.

¹⁰⁰ *Charadrius leschenaultii*, ein Zugvogel aus Zentralasien.

- ¹⁰¹ Der Digul hat seinen Namen vom Marind-Worte Dek-
aliki, »Binnenlandfluß«, denn vom Marindgebiete gelangt
man zu ihm nur durch das Binnenland.
- ¹⁰² Da die Digulfrauen mit Recht als arbeitsam und bescheiden
gelten, begehren viele Marind-anim sie zur Frau,
zumal bei ihnen Frauenmangel herrscht. Im Gegensatz
zu den Sitten der Marind-anim und ihrer Nachbarn, bei
denen zur Heirat eine Vereinbarung mit dem zukünftigen
Schwiegervater genügt — seine Frau und Tochter
werden nicht gefragt — verlangen die Digulleute ein
hohes Brautgeld (dreißig bis sechzig Hundereißzähne,
fünf bis sechs Steinbeilklingen und etwa siebzig der im
Binnenlande hoch bewerteten Kaurimuscheln), das kein
Marind-anim zu bezahlen geneigt ist. Da außerdem bei
den Digulleuten zur Heirat eines Mädchens die Zustimmung
aller seiner Verwandten nötig ist, kommen Heiraten der
Marind-anim mit Digulerinnen praktisch nie zustande.
- ¹⁰³ *Rhyticeros plicatus*, von den Holländern Jahrvogel
genannt, ein großer Waldvogel mit großem leichtem Schnabel.
Beim Flug des Vogels entsteht ein lautes rauschendes
Geräusch.
- ¹⁰⁴ Den zwei Kilometer breiten Mull können die Paradiesvögel
nicht überfliegen und kommen daher auf der Frederik-
Hendrik-Insel nicht vor.
- ¹⁰⁵ Die Häuser der Diguler sind zum Schutz vor Feinden
so hoch angelegt. Man erreicht die Tür nur mit einer
aufziehbaren Strickleiter. Für die Marind-anim, deren
Häuser auf ebener Erde stehen, waren die Digulhäuser
von jeher etwas sehr Seltsames. Mit Nestern kann man
sie aber kaum vergleichen, denn die Häuser sind geräumig,
weisen mindestens einen Männer- und einen Frauenraum
auf und sind sehr solide gebaut, so daß nichts Primitives
an ihnen ist. Bei einem Angriff auf ein solches Haus,
aus dem noch mit Pfeilen geschossen wird, ist mit den
Mitteln der Marind-anim nichts zu erreichen. Man überfiel
daher die Diguler lieber in ihren verstreut liegenden
Gartenhütten, in denen sie die meiste Zeit zubringen.
- ¹⁰⁶ »Vorwärts«, da die Wanderung der Vorfahren nach
Westen ging.
- ¹⁰⁷ Behom, eine kleine weiße Taubenart, *Myristicivora
spilorrhoa*.
- ¹⁰⁸ Gebhe, deren Dema Geb ist.
- ¹⁰⁹ *Croton variegatum*, ein Strauch mit gelb, rot und grün
gefärbten Blättern in vielen Abarten, den man als Zierpflanze
in den Gärten zieht. Die Blätter benutzt man als in die
Armbänder gesteckten Schmuck. Dem ganzen Strauch schreibt
man eine geistervertreibende Wirkung zu.
- ¹¹⁰ *Antigone australis*.

- 111 *Xanthomelia aurea*.
- 112 *Phalacrocorax sulcirostris*, auf *Marind Kal-a-kal* oder *Kar-a-kar*. Der Vogel hat auch einen mythischen Zusammenhang mit den Kopfjagdschädeln.
- 113 Vergleiche *Geb* und den Krokodildämon (Sage von der *Betelpalme*), die ebenfalls hautkranke Knaben sind. Gemeint ist in allen Fällen, daß der Verachtete und Häßliche, den man nicht für voll nimmt, klüger ist als seine Verächter, ein über die ganze Welt verbreitetes Märchenmotiv.
- 114 So sagen auch die Kopfläger bei der Heimkehr immerfort den Namen ihres Opfers vor sich her. Da der Name als Teil der Seele gilt, hat der über einen Mann Gewalt, der seinen Namen kennt, und so wird der häßliche Knabe zum wirklichen Besieger *Ngengés*. Vergleiche dazu unser Märchen von *Rumpelstilzchen*, der seine Macht verliert, als sein Name bekannt wird. Kein *Marind-anem* wird jemals auf Befragen selbst seinen Namen oder die Namen seiner Verwandten sagen, sondern einen Freund bitten, das für ihn zu tun. Man wird bei ihnen auch nie gefragt, wie man heißt.
- 115 Neben der Haustür ist noch eine kleine Tür für die terrierartigen Hunde angebracht, damit sie ohne Störung der Einwohner nachts aus- und einlaufen können.
- 116 Eigentlich gelten die Schildkröten für das Urbild der Dummheit, weil sie nicht sprechen können.
- 117 Es scheint sich um einen Meteorfall in früherer Zeit zu handeln. 1902, als *Merauke* gegründet wurde, lag das Ereignis schon sehr weit zurück.
- 118 Der *Tik-Dema* steht außerhalb der übrigen Dämonen und hat keine Beziehungen zu den Totemgruppen. Es ist der Seuchendämon, den man durch Zerknallenlassen von *Bambus* zu vertreiben sucht. Bei jedem Knall schreit man den Namen eines anderen, möglichst feindlichen Dorfes, in das man ihn abzulenken hofft. Als nach dem Ersten Weltkrieg die Grippe nach Süd-Neuguinea kam und ein großes Sterben begann, wurde das dem *Tik-Dema* zugeschrieben.
- 119 Nachdem die Grippe mit vielen Menschenverlusten überstanden war, schleppten *Mischlinge* das venerische Granulom ein, das zwar keine Todesopfer forderte, aber eine wahre Volksseuche wurde. Mit vieler Mühe konnten die Ärzte *Dr. Thierfelder* aus *Rostock* und *Dr. Pamenan Harahap* aus *Sumatra* als sein Nachfolger die Seuche so bekämpfen, daß sie 1934 stark im Rückgang war.
- 120 An der Küste benutzt man zum Würzen der Speisen etwas Seewasser. Im Binnenland fehlt Salz völlig, und daher benutzt man die Asche junger getrockneter und dann verbrannter *Sagopalmenblätter* als Gewürz. Das Essen wird dadurch zwar etwas grau, aber an Unreinlich-

- keit stößt sich kein echter Marind-anem. Auch kleine sehr scharfe Pfefferschoten nimmt man gerne als Gewürz.
- ¹²¹ Ein Bootsunfall, den ich mit Je-nan auf dem unteren Maro hatte, wurde zunächst auf einen Mann in Kwel geschoben, der einen Schädelzauber gemacht haben sollte (siehe Anmerkung 71), später aber darauf, daß einer der Paddler Kwedjel mit einem Paddel berührt haben sollte. Da zum Glück niemand bei dem Unfall zu Schaden gekommen war, geschah dem Manne nichts, aber er wurde von den übrigen sehr ernstlich verwarnt.
- ¹²² Unbewohnte kleine Insel bei der indonesischen Insel Flores.
- ¹²³ *Crocodylus porosus*, das Leistenkrokodil.
- ¹²⁴ Geurtjens: Unter den Kaja-Kajas. Seite 38 ff. Paderborn 1935.
- ¹²⁵ Monckton: Some Experiences of a New Guinea Resident Magistrate, I. Seite 206. London 1936.
- ¹²⁶ Die eingewanderten Indonesier nennen den kleinen *Varanus indicus* Biawak und unterscheiden davon einen größeren als Soasoa oder Buala tanah, »Landkrokodil«. Nach einer Hautprobe, die ich vom Soasoa am oberen Bian erhielt, handelt es sich aber um kein Tier in der Art des Rou, sondern um eine Varanenart, die nur etwas größer als *Varanus indicus* ist.
- ¹²⁷ Mangroven brauchen Salzwasser und Nipapalmen Brackwasser zum Gedeihen. Man findet an den Flüssen Nipapalmen bis über dreißig Kilometer ins Land hinein.
- ¹²⁸ Auf Marind Pus genannt nach dem holländischen Poes.
- ¹²⁹ Der Käfer zerstört das Mark der Palme. Seine daumendicken weißen Maden werden gerne gegessen, sogar lebendig.
- ¹³⁰ Bestimmte Friedhöfe gibt es nicht. Jeder wird dort begraben, wo er bei Lebzeiten am liebsten weilte, und das ist in den Stranddörfern gewöhnlich die niedrige Sanddüne mit dem Blick auf die See. Bei den Marind-anim am oberen Bian, den Je-nan und den Puerache auf der Frederik-Hendrik-Insel gibt es besondere Häuser außerhalb der Dörfer, in denen die Gräber angelegt werden.
- ¹³¹ Das ist übertrieben, wenn man auch schnell altert und mit vierzig Jahren schon weiße Haare hat.
- ¹³² Malaiisch Ikan paus.
- ¹³³ Man ist sonst gegen Gerüche sehr unempfindlich. Man bemalt sich mit Erdfarbe, die sauer wird, reibt Öl darüber, das ranzig wird, wäscht sich nie, damit die Bemalung nicht abgeht, und nimmt durch das Schlafen am Feuer noch einen Rauchgeruch an. Fleisch, das schon zu riechen beginnt, wird unbedenklich und ohne Schaden noch gegessen.

- ¹³⁴ Die rockartige Kleidung für den Unterkörper.
- ¹³⁵ Ein Wort für Baden fehlt, daher die Umschreibung.
- ¹³⁶ Der Erzähler war selbst ein Majomann aus Makalim.
- ¹³⁷ Malaiisch Seroh, ein Pfahlwerk mit immer enger werdenden Kammern. Aus ihnen finden die Fische nicht mehr zurück, so daß sie bei Ebbe aufgesammelt werden können.
- ¹³⁸ Daß Ibrahim Geld einnahm und dafür Waren kaufte, übergeht der Erzähler, dem Geld ein unbekannter Begriff ist.
- ¹³⁹ Der Unterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt hier etwa sechs Meter, im Muli sogar neun Meter.
- ¹⁴⁰ Kiu-samb-anem, wörtlich »Krokodil-gewaltiger-Mann«.
- ¹⁴¹ Molukkenmalaien aus Ambon und Banda, Menadonesen von Nord-Celebes, Kei-Insulaner usw., meistens Fischer, frühere Paradiesvogeljäger, Polizisten und Matrosen, die kaum etwas gelernt haben.
- ¹⁴² Eine Aufnahme des Krokodils konnte ich, selbst im Lehm stehend, aus nächster Nähe machen.
- ¹⁴³ Die Paradiesvögel sind heute in den Wäldern des Binnenlandes wieder sehr zahlreich.
- ¹⁴⁴ Vergleiche den Bericht über die »kleinen Männer«.
- ¹⁴⁵ Der Torassi mündet genau auf der Grenze des niederländischen und britischen Gebietes.
- ¹⁴⁶ Die Je-nan sind am Sosomkult nicht beteiligt, obwohl das ihre Nachbarn behaupten. Daß der Kult von den Ngowugar am oberen Torassi ausgeht, wie in Kumbe behauptet wird, halte ich für unwahrscheinlich.
- ¹⁴⁷ Wirklich nachzuweisen ist der Kult nur bei den Marind-anim am Maro und Kumbe und in einigen östlichen Stranddörfern der Marind-anim und Kanum-irebe. Daß die Morauri (Mangat-anim) sich daran beteiligt haben, ist möglich.
- ¹⁴⁸ Der Ton wird mit dem Schwirrholtz erzeugt, das an einer Schnur um den Kopf geschwungen wird. Es darf von Uneingeweihten, also auch von Frauen und Kindern, nicht erblickt werden.
- ¹⁴⁹ Marind-anim, welche die alte Tracht ablegen, nennt man Marind-po-anim, »Marind-Knallmänner«.
- ¹⁵⁰ Ursprünglich gab es keine Dorfvorsteher. Um aber in den Dörfern, die schon unter Regierungskontrolle waren, jemand zu haben, der für das Dorf verantwortlich war, ernannten die Holländer Dorfvorsteher mit dem malaisischen Titel Kapala Kampong. Deren Macht blieb gering, da die Ältesten der Totemgruppen weiter als die Ausschlaggebenden angesehen wurden. Als Dorfvorsteher haben sich seltsamerweise besonders diejenigen Marind-

- anim bewährt, die schon wegen ihrer Kopffjagden im Gefängnis waren, denn ihre Taten galten ja nicht als ehrlos. Im Gegenteil waren sie die Tatkräftigsten und hatten im Gefängnis die Sprache (Malaiisch) und die Gedanken der Fremden etwas verstehen gelernt.
- ¹⁵¹ Braun sind Indonesier und Chinesen, rot die Europäer, deren Haut in den Tropen ja kaum weiß bleibt. Man unterscheidet sie heute von den übrigen »Knallmännern« meistens als »Tuan« (malaiisch = Herr).
- ¹⁵² Malaiisch »mandit«, da ein Marindwort fehlt.
- ¹⁵³ Malaiisch = Aufseher, Stellvertreter, Geschäftsführer.
- ¹⁵⁴ Wahrscheinlich nur aus Zuneigung zu meinem malaiischen Koch und mir gesagt, aber nicht auf alle Fremden bezogen.
- ¹⁵⁵ In so grober Form wie bei der Paradiesvogeljagd kommt das nicht mehr vor. Aber Kopraaufkäufe im großen Maße durch Chinesen und die Steuereinzahlung in Lebensmitteln (Kokosnüsse und Sagomehl) stimmen die Sosomleute bedenklich. Der Verkauf von Land an Fremde ist zwar durch die Holländer verboten. Indonesier und Chinesen umgehen das jedoch durch Heiraten mit Marindfrauen.
- ¹⁵⁶ 1918 kam der Glaube auf, daß die Ahnengeister aus dem Osten kommen würden, um den alten fremdenlosen Zustand wiederherzustellen. Seitdem hat sich der Glaube an die Wiederkehr der Ahnen, den Abzug der Fremden und eine glückliche Zukunft über ganz Neuguinea und Melanestien bis zu den Neuen Hebriden hin verbreitet, und immer wieder tauchen neue Propheten auf, die das Nahen der glücklichen Zeit verkünden.
- ¹⁵⁷ Ein nicht in den Kult Eingeweihter.
- ¹⁵⁸ Bandra sind nur die Sosomkultgesänge. Das Wort hängt mit Bendel, dem Je- und Kanumwort für Gesänge, zusammen und ebenso mit dem Marindwort Bendor für alte Gesänge.
- ¹⁵⁹ Angeblich kommt die Stimme vom Sosompfahl in der Mitte des Festplatzes, doch wird das Schwirrholz, das die Knaben noch nicht sehen dürfen, im Gebüsch geschwungen.
- ¹⁶⁰ Das Sterben als Kind und Wiederauferstehen als Mann ist ein häufiges Gleichnis bei Kultbänden der Naturvölker in der westlichen Südsee (Neuguinea und Melanestien) und im westlichen Afrika. Auch andere Neuguineastämme sprechen von einem Ungeheuer, das die Knaben verschlingt. (Will-Erich Peuckert: »Geheimkulte«. Heidelberg 1951.)
- ¹⁶¹ Die Enthüllung des Sosomgeheimnisses besteht darin, daß den Neuaufgenommenen das Schwirrholz gezeigt wird, das man sich als mit magischen Kräften geladen denkt, und das man sehr respektvoll behandelt.

- ¹⁶³ Natürlich vertreten ältere Eingeweihte den Sosom. Nach anderen Angaben soll es sich nur um einen einzigen Knaben handeln.
- ¹⁶⁴ Im Juni 1933 fand die Sosomschlußfeier in Ndamand bei Kondo-mirav statt. Dann begab sich angeblich der Sosom zum Torassi, dem Grenzflusse, zurück, an dem er wohnt.
- ¹⁶⁵ Am Kumbeflusse.
- ¹⁶⁶ Ein indonesischer Missionslehrer.
- ¹⁶⁷ Die »Wi« war zerstört, das »innere Fleisch« aber nicht.
- ¹⁶⁸ Gemeint ist die Missionstation in Merauke. Hier gab es noch Aussichten für den jungen Mann, während er in Bad einfach als nicht vorhanden behandelt wurde.

Kopffägergeschichten

- ¹ Jungverheirateter.
- ² Knabe von etwa drei bis acht Jahren.
- ³ Sa-anem, da Tote in den Küstendörfern gewöhnlich im Sande der niedrigen Dünen begraben werden.
- ⁴ Statt des üblichen Schmucks legt man ein geflochtenes Band rund um die Brust an zwei Achselbändern, daran ein rechteckiges buntes Rückengeflecht, geknüpfte Kappen, die mit Lehm beschmiert sind, und Ohrgehänge aus Binsen.
- ⁵ Etwa ein Jahr nach der Bestattung wird der Schädel aus dem Grabe geholt und auf einem Gerüst aufgestellt, auf das die Festgäste ihre Gaben an Bananen, Sagomehl, Kokosnüssen usw. hängen. Ein großer Sagomehlkuchen mit eingebackenem Fleisch oder Fischen wird an sie verteilt, und zum Schluß bekommt jeder seinen Anteil an den Lebensmittelgaben. Der Schädel wird dann endgültig bestattet, und man legt die Trauertracht ab. Damit ist das Verbot, die Pflanzungen des Toten zu betreten und zu tanzen, aufgehoben.
- ⁶ Mesav-anem ist der Zauberer, der Kranke heilt, Wetter macht usw., Kambala-anem der Todeszauberer. Auch dem Mesav-anem traut man gelegentlich Böses zu.
- ⁷ Die Tat Dadabais, eines alten schwächlichen Mannes, ist angesichts des großen Dorfes geradezu heroisch. Daß man ihn nicht verfolgte, mag an der Verblüffung der Wamaler gelegen haben. Über Rachezüge muß außerdem erst beraten werden, und da Wamal ein Missionsdorf ist, hatte das seine Schwierigkeiten.
- ⁸ Indonesische Polizisten in niederländischen Diensten.
- ⁹ Bul ist der Name für das Gefängnis, eigentlich für die eiserne Kugel (Boje), die Gefangene früher an einer Kette an den Füßen trugen. Diese Kugel haben die Marindanim nie kennengelernt und nur ihren Namen, den sie von Indonestern hörten, auf das Gefängnis übertragen.

- ¹⁰ Dontol ist die Westmarind-Aussprache für Doktor, den Regierungsarzt.
- ¹¹ Ein indonesischer Spitzname für einen Chinesen, der im Dorfe Kumba an der Mündung des Flusses wohnte, mit einer Marindfrau verheiratet war und allgemein für einen grundanständigen Mann galt, nach meinen Erfahrungen mit vollem Recht.
- ¹⁷ Malaisisch »Glatzkopf«, Spitzname eines chinesischen Zimmermanns, der im Gebiete der Je-nan für die Regierung Bäume fällen und kleine Brücken bauen ließ.
- ¹³ Das Großfußhuhn (Megapodius Reinwardti) ist in den Wäldern häufig. Es ist kleiner als das Haushuhn und scharrt aus Laub hohe Hügel zusammen, in das es seine Eier legt, die dann ohne sein Zutun in der Wärme des vermodernden Laubes ausgebrütet werden.
- ¹⁴ Verlobungsfähiger Jüngling, der Iwag entsprechend.
- ¹⁵ Der Erzähler zeigt auf die Stellen am Himmel, an denen die Sonne um elf Uhr und um sechzehn Uhr steht, die übliche Art der Zeitbestimmung.
- ¹⁶ Ein Marind-anem oder Nachbar. Sehr selten sind auch Indonesier erschlagen und gegessen worden, Europäer aber nie.
- ¹⁷ Alle kamen ohne Zwang freiwillig mit, da sie ja ein gutes Gewissen hatten und sich nur über den Chinesen beschwerten wollten.
- ¹⁸ Der Herr (malaisisch Tuan) von der Regierung (holländisch Bestuur).
- ¹⁸ Die Leute sind keine eigentlichen Kannibalen, sondern essen Menschenfleisch nur bei Kultfeiern oder wenn sie einen Feind erschlagen haben.
- ²⁰ Bei sofortigem Aufbruch, der sehr unwahrscheinlich war, in drei Tagen.
- ²¹ Das Mädchen galt als Eigentum ihres Vaters und des Verlobten. Ein Vergehen an ihr wäre als Diebstahl angesehen worden.
- ²² Eigentlich »Bask-anim«, »Schweinemänner«, weil der angegriffene Wildeber sich zur Wehr setzt. Feiglinge heißen »Saham-anim«, »Känguruhmänner«, da gejagte Känguruhs fliehen.
- ²³ In Wirklichkeit hatte die Regierung die Kopfjagden der Küstenleute unterdrückt.
- ²⁴ Hier sind die Oser-Leute vom Bangi, einem kleinen Nebenflusse des Digul, gemeint.
- ²⁵ Die Oser flüchteten vor den Sohur, ihren nördlichen Nachbarn, zu den Marind-anim, zunächst nach deren Dorf Imahu und dann nach Nakeas, wo sie in den Stamm aufgenommen wurden. Als neue Marind-anim galten sie nun als Freunde der Maklepa und waren vor ihnen sicher.

- ²⁶ Ein Makleuga aus Welbuti, Kebans Freund.
- ²⁷ Sohur sind die Anwohner des Obaha- und Mapifusses, die nördlich des Diguldeltas wohnen. Sie haben im Gegensatz zu den übrigen Stämmen Mutterrecht und sind überall als Kopffäger gefürchtet. Gelegentlich werden sie auch nur Mapileute genannt. Ihr Name lautet in ihrer eigenen Sprache eigentlich Sok-ur, »Bambusmesserleute«, das heißt Kopfabsteher.
- ²⁸ Eine Gruppe der Sohur und ihr Gebiet.
- ²⁹ Ein Dorf der Marind-anim am oberen Bulaka, heute in Pucpe umbenannt.
- ³⁰ Der Verwaltungsassistent Lebelatuw, ein Indonesier aus Saparua (Süd-Molukken) in niederländischen Diensten.
- ³¹ Ein Segelboot von etwa zehn Meter Länge, das einem chinesischen Kaufmann in Merauke gehörte. Die Makleuga, Marind-anim usw. kennen nur Einbäume.
- ³² Indonesische Polizisten pflegen unterwegs Gefangene tatsächlich sehr kameradschaftlich zu behandeln. Erst wenn sie dem Richter vorgeführt werden, markieren sie etwas Grobheit, die aber kaum ernst genommen wird.
- ³³ Die Gerichtsverhandlung, bei der das Urteil auf Landfriedensbruch lautete.
- ³⁴ Sekola ist das portugiesische Wort Escola, »Schule«, das im sechzehnten Jahrhundert ins Malaische überging. Gemeint ist, daß die Kopffäger im Gefängnis (Bui) Kultur lernen sollten.
- ³⁵ Nach Ansicht vieler Neuguinealeute ist Reis nur eine Leckerei und macht nicht richtig satt. Ein junger Kanummann, den ich zum Reissessen eingeladen hatte, aß eine Emaillewaschschüssel voll Reis (das Essen für die fünfköpfige Familie meines Kochs und mich) alleine auf und bat dann noch um Sagomehl. Der Ausdruck für satt ist bei den Marind-anim »de-hi«, »holzartig«, da der Bauch sich anfühlen muß, als sei Holz darin.
- ³⁶ Mit Rücksicht auf die Frauen der Kolonisten (Indonesierinnen und Chinesinnen) in Merauke vorgeschrieben.
- ³⁷ Malaisch Parang, ein Arbeits- und Buschmesser von fünfzig bis siebzig Zentimeter Länge.
- ³⁸ Im Binnenland kennt man nur Pfade, auf denen man hintereinander geht.
- ³⁹ Mit einigen Zusätzen von Mitu.
- ⁴⁰ Am 2. Februar 1933. Vergleiche die Geschichte des Sohurs Genemo.
- ⁴¹ Die Schädel erhalten nicht wie bei den Marind-anim und Makleuga einen Überzug aus der präparierten Kopfhaut, sondern man versieht sie nur mit einem Geflecht über der Nasenhöhle und streicht die Augenhöhlen mit Ton aus, in den man kleine weiße Früchte (Coix lacryma) in Mustern eindrückt.

- ⁴² Während man bei den übrigen Stämmen häufig Namen findet, die auch bei anderen vorkommen und Schädelnamen sind, konnte ich solche Namen bei den Sohur nicht feststellen. Nur der Name Genemo erinnerte an den Namen Genem, den ich auch bei den Jilmek (Verwandte der Makleuga) fand, doch war hier wohl ein Jilmek der Kopfgänger gewesen.
- ⁴³ Nach Ansicht der Marind-anim ist früher die Demafrau Sobra zu den Makleuga gezogen und hat sie zu großen Kopfgängern gemacht.
- ⁴⁴ In der Sohursprache Raroma.
- ⁴⁵ Im allgemeinen ist damit nur gesagt, daß es sich um eine große Zahl handelt, nicht genau zwanzig. 1920 fand jedoch der ambonesische Polizist Soukotta fünfzig (Trophäen-) Schädel in Welbuti.
- ⁴⁶ Stämme mit verschiedenen Sprachen tauschen Knaben im Alter von acht bis zehn Jahren aus, die dann später als Dolmetscher dienen und als unverletzlich gelten, solange sie sich nicht gegen die Interessen der beiden Stämme vergehen.
- ⁴⁷ Zwei Leute von den Oser, einem kleinen Stamm am unteren Digul, der keine Kopfgänge betreibt.
- ⁴⁸ Aus Furcht vor dem Totengeist unterblieb die Namensnennung. Man spricht auch den eigenen Namen und den seiner nächsten Verwandten nicht aus, um nichts von der Lebenskraft preiszugeben. Daher war es mir auch unmöglich, den Namen von Mitus gefallenem Sohn zu erfahren.
- ⁴⁹ Kaum fünfzig Mann.
- ⁵⁰ Männer kochen keine Nahrung, sondern rösten nur Sago-mehl etwas an. Daher nimmt man die Frauen, so weit es geht, auf Kriegszügen mit.
- ⁵¹ Etwa zwei Kilometer.
- ⁵² *Myristicivora spilorrhoea*, eine kleine weiße Wildtaube.
- ⁵³ Die Leute drücken sich stets sehr zurückhaltend aus. In diesem Falle sagte Eked: »seiner Galle wegen«. Galle und Niere werden jedoch in ihrer Funktion verwechselt.
- ⁵⁴ Die Digulleute haben Dolche aus zugespitzten Kasuar-Schenkelknochen, die übrigen Stämme aber keine Dolche.
- ⁵⁵ Nur die Sohur und ihre nördlichen Nachbarn (Awju, Manuwé usw.) haben Schilde, die jedoch nur zur Einschüchterung der Feinde dienen, vielleicht auch als Kampfzauber. Man benutzt sie nie zur Deckung. Auch Speere, die einmal getroffen haben, werden nicht mehr benutzt, da damit ihre Wirksamkeit als erschöpft angesehen wird.
- ⁵⁶ »Fremdes Gesäß«, da der Mann eine Hose trug.
- ⁵⁷ Sich zu schämen gilt sonst als ehrenhaft, da es einen guten Charakter beweist. Hier überwog allerdings das Gefühl der erlittenen Schmach.

- ⁵⁸ Der Ort heißt eigentlich Imohi. Als er aber auf Anordnung eines Verwaltungsbeamten zum Modelldorf umgebaut worden war, soll er seinen neuen Namen erhalten haben, weil der alte Imohimann Kasima sagte: »Pu-epet, »fremdartig ist das«.
- ⁵⁹ Die Ati-anim und die in Nakeas, Kiwalan und Imohi-Puepe wohnenden Jamuli-anim sind Untergruppen der Marind-anim.
- ⁶⁰ Eine große grobgeflochtene Manschette aus Rotan und Holzleisten, am linken Unterarm zum Schutz vor der zurückprallenden Bogensehne getragen.
- ⁶¹ Dazu ist es zum Glück nicht mehr gekommen. Auch die Sohur waren nach 1933 nicht mehr südlich des Digul auf Kopfjagd, wohl aber nördlich davon, beispielsweise noch 1948.
- ⁶² Auch die Jabga und Jilmek machten mir Angaben über den Krieg gegen Mabur, aber wahrscheinlich waren sie von den befreundeten Makleuga sehr beeinflusst.
- ⁶³ Also zehn Tage. Zur Erläuterung hieß es auch: »Zwei Händemal schlafen« (ina-lasanga nu).
- ⁶⁴ Es handelt sich eigentlich nicht um Masken, da das Gesicht der Träger frei bleibt, sondern um große Figuren aus weichem Holz, die man auf dem Kopfe trägt, und um einen Behang des Körpers aus kunstvoll ausgeschnittenen Rindenstücken. Kopfaufsätze und Behangstücke wurden mit Wachs von Wildbienen bestrichen, in die man rote und dunkelblaue kleine Bohnen von Abrus precatorius und weiße Früchte des Hlobstränenstrauches (Coix lacryma) drückte. Die vorherrschende Farbe war Rot.
- ⁶⁵ Gemeint ist natürlich der Darsteller des Kormorandemas.
- ⁶⁶ Altersklassen Ewati (eben mannbar geworden) und Meakim (zur Brautschau berechtigt oder verlobt).
- ⁶⁷ Im Marind: »zwei und eins« (ina-sakod).
- ⁶⁸ Jan Verschueren: Neu-Guinea, dein Name ist Wildnis. Seite 33 ff. Hiltrup (Westf.) 1951. Wenn ich früher (»Zeitschrift für Ethnologie« 1940, Seite 177) von einer Frauenverachtung der Sohur gesprochen habe, so bin ich nur von Sohur, die sich in fremder Umgebung des heimischen Mutterrechtes schämten, hinter das Licht geführt worden.
- ⁶⁹ »Flußleute« am mittleren Obaha, einem Nebenflusse des Mapi.
- ⁷⁰ Ein Teil des Nordarmes des Diguldeltas zwischen der Trennung des Nordarmes und der Mündung des Mapi in ihn. Von da an bis zur Mündung heißt der Flußarm Odamun.
- ⁷¹ Sohurname für den Digul.
- ⁷² Die Nordseite, die allerdings auch von Freunden der Oser, den Jas, bewohnt wird.

- ⁷³ Die Vorsicht war überflüssig, denn Imahu war damals verlassen, da sich die Einwohner nach Nakeas zurückgezogen hatten.
- ⁷⁴ In der Sohursprache »aribadere«. Das Wort bezeichnet »sehr viel« im Gegensatz zu »rakeramon«, das eine geringere Menge bezeichnet. Sonst kennen die Sohur nur Ausdrücke für eins (dichand) und zwei (kamir).
- ⁷⁵ Nach Angaben der Amkleute und der Polizeipatrouille töteten die Sohur acht Erwachsene, von denen sie sieben Köpfe mitnahmen, und raubten fünf Kinder.
- ⁷⁶ Nur zwei Männern, Wane und Monai.
- ⁷⁷ Man nimmt nur kleine Kinder mit, die sich später ohne Schwierigkeit eingewöhnen lassen. Mit Säuglingen können sich die Männer unterwegs nicht abgeben, und so bevorzugen sie zum Rauben Kinder von zwei bis fünf Jahren.
- ⁷⁸ Etwa sechs bis zehn Jahre alt. In diesem Falle war das Kind ungefähr neun Jahre alt.
- ⁷⁹ In der Sohursprache Mbaimbaik, ursprünglich eine Bezeichnung für Paradiesvogeljäger, dann auch für alle Fremden, von denen man hauptsächlich die Polizei kennengelernt hat.
- ⁸⁰ Es hat sich wahrscheinlich nicht um Schädel von einer Kopfjagd gehandelt, sondern um Ahnenschädel, da die Unterkiefer daran befestigt waren. Bei Trophäen bewahrt man die Unterkiefer nicht auf, wenigstens nicht in den Häusern.
- ⁸¹ Die Stücke wurden von den Leuten in Amk später als ihr Eigentum wiedererkannt.
- ⁸² Richtig: Machumochom, ein Rastplatz am Sumpfrande.
- ⁸³ Ein von den Fremden angelegter Rastplatz am Ufer des Anaufusses, der in den Bulaka fließt.
- ⁸⁴ Seine Bedürfnisse verrichtet sonst jeder Neuguineamann so, daß ihn niemand zusieht, auch keine Männer.
- ⁸⁵ Malaisisch = Herr.
- ⁸⁶ Die Angelhaken werden in den Sumpfdörfern nur zum Fang von Schlangen gebraucht, die auf den Kanälen in den Dörfern schwimmen, während Fische mit einem mehrzinkigen Speer erlegt werden.
- ⁸⁷ Angeblich einen Chinesen. Näheres erfuhr ich nicht.
- ⁸⁸ Monaka in der Tjuamsprache entspricht Natam bei den Sohur und Aroi-patur bei den Marind-anim und bezeichnet Knaben von etwa zehn bis fünfzehn Jahren.
- ⁸⁹ Der Sprecher ist der Tjuammann Warika. Die Zeit liegt zwischen 1915 und 1920.
- ⁹⁰ Magari ist die Bezeichnung der Leute der Frederik-Hendrik-Insel für die Prinzeß-Marianne-Straße (bei den Marind-anim Muli). Die Sohur waren den südlichen Arm

des Digul entlangefahren und hatten die Straße an ihrem breiten Nordende überquert, eine beachtliche Leistung mit Einbäumen.

- ⁹¹ »Kasuarfaile«.
- ⁹² Knabe im Alter von sechs bis zehn Jahren (Marind: Patur). Es handelt sich um die Zeit um 1900.
- ⁹³ Je-nan, Marind-anim usw. wohnen gerne außerhalb der Dörfer in diesen Gartensiedlungen, manchmal monatelang.
- ⁹⁴ Abtal ist der Name für den Oberlauf des Maro. Der Name Meraukefluß ist sprachlicher Unsinn, da der Ortsname Merauke aus »Maro-ke«, »das ist Maro«, entstanden ist.
- ⁹⁵ Das nördlichste Dorf der Je-nan.
- ⁹⁶ Die Lage von Guluk verriet Tibul nicht. Es scheint aber nahe dem Flyfluß zu liegen.
- ⁹⁷ Die »Leitern« sind Trophäen aus Arm- und Beinknochen, die unter dem Schädel waagrecht zwischen Rohrstreifen befestigt sind. Sie dienen keinem praktischen Zweck und kommen nur bei den Je-nan vor.
- ⁹⁸ Heiratsfähiger junger Mann. Etwa um 1920.
- ⁹⁹ Eine sanduhrförmige Felltrommel, wie man sie auch zum Tanzen braucht. Hölzerne Schlitztrommeln wie auf Nordost-Neuguinea kennt man im Süden nicht.
- ¹⁰⁰ Tibul zeigte hier den Sonnenstand um siebzehn Uhr.
- ¹⁰¹ Die Sonne geht regelmäßig um sechs Uhr auf und um achtzehn Uhr unter.
- ¹⁰² Die Je-nan blasen vor einer Kopffagd nachts Rohrflöten, deren Klang die Männer erregen soll. Auf Fremde wirkt ihr Ton jedoch eher traurig.
- ¹⁰³ Je-Name für den Paradiesvogel und danach für die Vogeljäger und alle Fremden, dem Po-anim der Marindsprache entsprechend.
- ¹⁰⁴ Aus einer gewissen Scheu nannte Tibul den Namen nicht.
- ¹⁰⁵ Blaue Glasperlen aus der Vogeljägerzeit gelten bei den Je-nan noch heute als alter Familienschmuck, während die anderen Stämme rote Glasperlen vorziehen.
- ¹⁰⁶ Alle Einwohner Süd-Neuguineas sind in ihrer Ausdrucksweise sehr zurückhaltend und fast prüde.
- ¹⁰⁷ Kein Stück Wald ist herrenlos. Die Grenzen der Dorfgebiete kennt man sehr genau. Einzelne große Bäume sind Eigentum bestimmter Leute, die daraus Boote, Pfosten usw. herstellen wollen. Hat ein Paradiesvogel sein Nest darauf, so gehört er ebenfalls dem Eigentümer des Baumes. Die Jagd auf Tauben, Großfußhühner usw. und die Entnahme geringer Mengen von Lebensmitteln aus den Gartensiedlungen ist dagegen Durchreisenden erlaubt.

- ¹⁰⁸ Hätten die Vogeljäger gefragt, ob sie eine Frau für kurze Zeit haben könnten, dann wäre es eine Höflichkeitspflicht der Männer gewesen, ihnen das zu gewähren. Da die Frauen, deren Einverständnis man dazu nicht eingeholt hätte, Eigentum der Männer sind, galt unerlaubter Ehebruch aber als Diebstahl.
- ¹⁰⁹ Die Hundelockflöten werden aus einer Zwergkokosnuß hergestellt und wie eine Okarina gespielt. Das Blasen vor dem Dorfe ist nur bei den Gabgableuten üblich, die dann den Besuch zwischen den Fußangeln hindurch ins Dorf hineingleiten. Bei anderen Stämmen ruft man, oder wenn man zu mehreren kommt, singt man geraume Zeit vor der Ankunft zum Zeichen friedlicher Gesinnung.
- ¹¹⁰ Gemeinschaftliches Betelnußkauen ist ein Zeichen der Freundschaft.
- ¹¹¹ Um 1931.
- ¹¹² Der Seuchendämon (Marind: Tik-Dema). Im Frühjahr 1933 ging ein großes Sterben durch die Dörfer der Gabgableute rechts vom Flyfluß. Um die sonst Akon genannte Grippe kann es sich kaum gehandelt haben.
- ¹¹³ Wam und Nagowe waren ganz verlassen, als die Patrouille dort eintraf. In Sangesé (nicht zu verwechseln mit dem Marinddorfe Sangassé) fand der Missionslehrer aus Kwel neun unbestattete Tote und einen toten Hund im Dorfe, aber keine Lebenden mehr. Die Überlebenden waren aus den drei Orten in Nachbardörfer geflüchtet.
- ¹¹⁴ Watjib sind Tanzlieder in schnellem Takt, die auf der Insel selbst gedichtet und komponiert werden, während die Ngatsi mit ihrem langsameren Takt auf weiten Wegen von Britisch-Neuguinea herkommen und unverständliche Texte in einer fremden Sprache haben. Die Watjib besingen gerne besondere Ereignisse. So verspottete ein Watjib der Leute von Murba im Kareramogebiete einen Mann, der die Tochter seines verstorbenen älteren Bruders adoptierte und dann heiratete, wegen seines Verstoßes gegen die Heiratsvorschriften:
- »Jenénä woruba; jaondä ondasuare«.
- Dadurch war der Sünder, Tjamu aus Murba, schwerer bestraft als durch irgendeine andere Strafe, denn nun mied ihn jeder, der das Lied gehört hatte. Es entstand 1934.
- ¹¹⁵ Kar-eramo bedeutet »Treibholzfluß« oder »Schmutzfluß« (das heißt Fluß, auf dem viel Schilf usw. treibt).
- ¹¹⁶ Tor, Klader und Imbuenam sprechen Perad, eine Mundart der Zentralgruppe der Insel (Kimaam-Joubie usw.), während Kandinam, Mulinam und Inungainam eine Sprache haben, die mit der von Komoiom entfernt verwandt ist. Von beiden Gruppen ist die am Kareramo wieder unterschieden.

- ¹¹⁷ Mit Kareramo ist hier ein Dorf am gleichnamigen Fluß gemeint, der in den Kwanguwa im Westen der Insel mündet. Im weiteren Text bezeichnet »Kareramoleute« aber auch die Krieger aus den Nachbardörfern von Kareramo.
- ¹¹⁸ Etwa eine Stunde Fußweg.
- ¹¹⁹ Die Mannschaft bestand aus Leuten von Timor, die zum Teil getauft waren. Surman hieß in Wirklichkeit Seleiman (eine ostindonesische Form für Suleiman = Salomo).
- ¹²⁰ Wada verkaufte Medizinern. Den Regierungsarzt lernten die Leute aus Tor, Kandinam usw. erst Ende 1933 kennen.
- ¹²¹ So hat auch Inungainam den Namen Konerau nach dem nahegelegenen Flusse Kunarau und Imbuenam den Namen Sabon bekommen, weil der Kriegsrufer von Imbuenam »tjabon« lautet.

Volkserzählungen

- 1 Den Namen weigerte sich Jon zu nennen, da der Alte nahe mit ihm verwandt und überdies verstorben war.
- 2 Eine Hautkrankheit, die den Körper mit grauen Flechten bedeckt.
- 3 Ulcus tropicum, nicht schmerzhaft, aber das Fleisch in kurzer Zeit zerstörend.
- 4 Aussprache für das Marindwort Ermasuk, den einheitlichen Namen für Merauke.
- 5 Auf Wunsch seines Vaters war Jon fünf Tage den Maro hinab- und sieben Tage wieder hinaufgepaddelt, nur um ein Rasiermesser von mir zu holen. Beiden schien das Messer diese Anstrengung wert zu sein.
- 6 Tjatlitj (nach malaischer Art auch Salis ausgesprochen) war ein früherer Schüler der Mission in Merauke und einer der intelligentesten und unternehmungslustigsten Je-nan. Nach ihm heißt ein Rastplatz am Maro Tjatlitj-eni-piojen, »Tjatlitjs Haus«.
- 7 Der Regierungsarzt, der Sumatraner Dr. Pamenan Harahap, ein besonderer Freund der Neuguinealeute.
- 8 Lügen gilt für unwürdig. Nicht einmal Höflichkeitslügen oder Ausreden in peinlichen Lagen werden gebilligt. Auch auf die Aufforderung eines indonesischen Untersuchungsrichters in holländischen Diensten, nur die Wahrheit zu sagen, antwortete ein Je-nan erstaunt und empört: »Ich bin doch kein Po-anem«.
- 9 Hans Nevermann: Der Todeswunsch. Festschrift für Professor Dr. Hans Plischke. Göttingen 1955.
- ¹⁰ Malaisisch = »Tümpel«.
- ¹¹ Malaisisch = »Neudorf«.

- ¹³ Eigentlich bezeichnet Orang Kajakaja nur die Marindanim, dann aber auch die Je-nan, Kanum-irebe, Jabga usw. Die in Rasse, Tracht und Sitten sehr abweichenden Binnenländer müßten eigentlich auf Malaisisch »Orang Digul« genannt werden.
- ¹⁴ Professor Dr. Thierfelder aus Rostock.
- ¹⁵ Selbstmord kommt auf Süd-Neuguinea gelegentlich vor, vor allem aus gekränktem Stolz bei den »Sumpfmenschen« der Frederik-Hendrik-Insel, die Fischgiftwurzeln (*Derris elliptica*) zu sich nehmen, und bei den Witwen der Sohur, von denen erwartet wird, daß sie sich erhängen. Ein freiwilliges Sterben ohne Gewaltanwendung — auch ohne Nahrungsverweigerung usw. — in kürzester Zeit wird dagegen von Leuten aus Nordost-Neuguinea und aus Melanesien (Neue Hebriden, Salomonen, Neuirland) berichtet.
- ¹⁶ Kotoro oder Kotorok bedeutet eigentlich »Kopf«, aber mit Kopfjagden oder einem Ahnenschädelkult hat das nichts zu tun, da sie bei den Digulern nicht ausgeübt werden. Ein anderer Name für die Geister ist Kagub-iba, »Menschentöter«.
- ¹⁷ Eine Frau in Mandum, die geistesgestört war, erklärte mir in einem lichten Augenblick, sie sei, als die Einwohner von Wambiran durch den Wald nach Mandum zogen, um sich dort anzusiedeln, von einem Kotoro gebissen worden und müsse deshalb jetzt öfter seltsame Dinge tun. Sie stand außerhalb der strengen Sitte, und mit anderen Digulfrauen durfte ich nie sprechen und auch nicht ihre Wohnräume betreten.
- ¹⁸ Der alte Dikom in Mandum antwortete auf meine Frage, wie denn die Häuser und Gärten in Tomarubs Dorf aussähen: »Das fragen die Kinder bei uns auch immer. Wir wissen nur, daß dort alles gut ist. Wir werden es schon sehen, wenn wir bei Tomarub sind.«
- ¹⁹ Zahlungsmittel sind Kaurimuscheln, die hier im Binnenlande sehr hoch bewertet werden, Hundeeckzähne und Steinbeißlingen.
- ²⁰ Das ist nur erlaubt, wenn die Familie zusammen in einer Hütte in den Gärten wohnt. Im Dorfe haben Männer und Frauen getrennte Räume in ihren Pfahl- oder Baumhäusern. Sogar bei der Verteidigung gegen Feinde darf kein Mann einen Frauenraum betreten. Sechsjährigen Knaben ist es bereits verboten, mit gleichaltrigen Mädchen zu sprechen.
- ²¹ Tote werden auf Plattformen oder auf dem Dach des Hauses, das man verläßt, ausgesetzt. Mit der Verwesungsfähigkeit reiben sich die männlichen Verwandten ein, während die weiblichen sich ein oder zwei Zeigefingerglieder mit einem Stein oder Bambusmesser abschneiden. Die Knochen und den Schädel des Toten läßt man liegen oder verbrennt sie.

- ²¹ Der westliche Quellfluß des Digul.
- ²² Vergleiche die Geschichte von den »kleinen Leuten«.
- ²³ Östlicher Quellfluß des Digul.
- ²⁴ Bei den Marind-anim usw. tragen die Frauen zwar die Ernte aus dem Garten und Feuerholz nach Hause, nie aber Lasten für Fremde, mit denen man sie aus Eifersucht nicht gehen läßt. Eifersucht ist auch bei den Digulern der Grund, die nur andere praktische Folgerungen ziehen.
- ²⁵ Die Marind-anim usw. benutzen geflochtene Taschen, die Diguler aber Beutel, die netzartig gestrickt sind. Diese Tragnetze sind für Männer nur klein, für Frauen aber sehr groß, da in ihnen die Feldfrüchte nach Hause getragen werden. Sie tragen die Taschen mit einem um die Stirn gelegten Band, die Männer aber über die Schulter gehängt. Während meines Aufenthaltes in Mandum brachte eine Frau sogar die Leiche ihres Mannes, der in der Gartensiedlung gestorben war, mit angezogenen Knien in einer großen Netztasche ins Dorf.
- ²⁶ Das Brautgeld ist ebenso hoch wie der Preis für ein großes Schwein. Damit ist aber nicht gesagt, daß eine Frau an Wert einem Schwein gleichgesetzt wird, sondern der Schwiegervater, dem die Arbeitskraft seiner Tochter verlorengeht, soll durch das Geschenk eines Schweines etwas darüber getröstet werden.
- ²⁷ Die Diguler (aber nicht die Marind-anim usw.) beginnen mit dem kleinen Finger der rechten Hand zu zählen. Dann geht es weiter bis zum Daumen (= 5), und nun zählt man: Puls (6), Ellbogen (7), Oberarm (8), Schultergelenk (9) und Schulter oder Schlüsselbein (10). Es handelt sich also um zehn Kaurimuscheln. Man zählt weiter: rechte Halsseite (11), rechtes Ohr (12), Scheitel (13), linkes Ohr (14) und dann weiter links wieder abwärts bis zum kleinen Finger (25). Man kommt so, wenn man bei anderen Personen weiterzählt, zu recht hohen Zahlbegriffen, obwohl statt der Zahlwörter nur Körperteile oder Personennamen genannt werden. Dabei zählen auch zur Trauer amputierte Finger noch mit.
- ²⁸ Kranke müssen sich aus ihrem Hause mit ihren Angehörigen in ein anderes begeben und bekommen dort ihre Medizin. Von diesem Augenblick an fasten sämtliche Einwohner des Dorfes einen Tag lang und enthalten sich auch des Trinkens und Rauchens. Fastet jemand nicht mit, so wird ihm die Schuld an der Fortdauer der Krankheit zugeschrieben.
- ²⁹ Marind-anim sind im Durchschnitt 172 Zentimeter groß, die Je-nan etwa 168 Zentimeter und die Diguler 160 Zentimeter.
- ³⁰ »Paradiesvogel«.
- ³¹ Gemeint ist der Verfasser im November 1933

- ³² Ali bin Halim, ein Mohammedaner aus Banda (Süd-Molukken), der zwölf Jahre auf Süd-Neuguinea lebte.
- ³³ Kutim benutzte den malaischen Ausdruck »Orang Inggeris«.
- ³⁴ Kutim und Ali sprachen den Namen beharrlich Jocksens aus, obwohl er Jackson lautete.
- ³⁵ Der Kau ist der östliche Quellfluß des Digul, der Muju ein östlicher Nebenfluß des Kau.
- ³⁶ Südlich von Wambiran, nicht mit dem Marinddorfe Oan am oberen Bian zu verwechseln.
- ³⁷ Ein Dorfgenosse Kutims.
- ³⁸ Im Jahre 1919. Da die Reise der Engländer in das Botemgebiet in die Jahre 1922/1923 fällt, hat Ali hier stark zusammenggezogen.
- ³⁹ Viel zu hoch geschätzt, da die Gesamtzahl der Je-nan nur etwa zweitausend beträgt.
- ⁴⁰ Derartige Hängebrücken kommen sonst auf Süd-Neuguinea nicht vor, sondern erst im Gebirge. Obwohl die Leute in Mandum nicht die Eintragung »Rotanhangbrug« auf der niederländischen Karte lesen konnten, zeigten mir Kutim und seine Dorfgenossen Dikom und Jirikman sofort die richtige Stelle auf ihr an. Auch die Marindanim und die übrigen Südstämme waren bei Angaben der Lage von Orten stets zuverlässig.
- ⁴¹ Diese Schießweise kommt auch bei Waldindianern des Amazonasgebietes vor.
- ⁴² »Bis zum linken Unterarm« nach der Zählweise der Digulleute.
- ⁴³ Nach Ali Janggami.
- ⁴⁴ Die oben erwähnte, von einem »Kotoro« gebissene Frau.
- ⁴⁵ Nur einmal monatlich, nachdem vom Postdampfer Waren empfangen worden sind. Es handelt sich um das Jahr 1932, als Roß Pflanze am unteren Maro geworden war.
- ⁴⁶ Ali gebrauchte hier den holländischen Ausdruck Huis-houdster, der für eine Geliebte gebraucht wird.
- ⁴⁷ Nach Tang Keng Liongs Schätzung gegen zweihundert.
- ⁴⁸ Da ich nicht in Woner war, müssen die Wonerleute wohl Berichte aus den Dörfern im Innern der Insel (Joubie, Teri oder Sabudom) weitergegeben haben, denn ich war erst am Tage von Watas Ankunft an der Südküste eingetroffen.
- ⁴⁹ Bilder von mehrstöckigen Häusern werden nicht verstanden. Omnibusse, Straßenbahnen oder Eisenbahnwagen hält man dagegen meistens für Wohnhäuser. Bilder von Landschaften und Menschen von anderen Südseeinseln finden dagegen großes Interesse, da man darin Bekanntes oder wenigstens Verwandtes wiederfindet. Auch Bilder von bekannten Tieren wie Schweinen, Hunden, Krokodilen oder Vögeln werden stets eingehend betrachtet.

- ⁵⁰ In Ilwajab beging ich den Fehler, den Jilmek von Steinhäusern zu sprechen. Mein Koch rettete die Situation dadurch, daß er mich verbesserte: »Er meint nicht aus Steinen, sondern aus Gold.« Das schien den Jilmek wahrscheinlicher, denn sie wußten, daß Gold etwas Ähnliches ist wie Eisen, und Eisen haben die Fremden ja genug.
- ⁵¹ Vergleiche Seite 71.
- ⁵² Östlich von Ongala im Binnenland.
- ⁵³ An der Küste nordwestlich von Ongala. Es handelte sich um ein britisches Flugzeug, das versehentlich die Grenze überflogen hatte und dann kurz vor Merauke umkehrte, um durch das Binnenland nach Daru zurückzufiegen.
- ⁵⁴ Der indonesische Lehrer der Mission.
- ⁵⁵ Malaisch = »Flugzeug«.
- ⁵⁶ Engländer und Holländer.
- ⁵⁷ Das heißt nach Westen oder Osten, so wie die ersten Menschen in das Marindgebiet einwanderten.
- ⁵⁸ Es ist allerdings fraglich, ob Mädchen, die in der Missionschule in Merauke erzogen werden, etwas davon haben, wenn sie sticken und plätten lernen, denn sie werden kaum nach ihrer Heirat in die Lage kommen, Kleider zu tragen wie im Internat. Das kann sich kaum ein Marindanem leisten, und die einheimischen Faserschurze kosten nichts außer etwas Fleiß und Geschicklichkeit. Koch- und Flechtunterricht oder Unterweisung im Gartenbau sind schon brauchbarer.
- ⁵⁹ »Gletok« (im West-Marind; im Osten: Egretok) bedeutet »Muster machen«, beispielsweise auf Pfeilschäften mit einem zugespitzten Eberhauer. Das Schreiben wurde von älteren Leuten damit verglichen. Ihnen mißfiel es jedoch, daß die Muster zu ungleichmäßig waren und die Haken nach oben und unten sich nicht immer entsprachen.
- ⁶⁰ In Okaba wohnen chinesische Händler, bei denen man die Waren auf Bons bezieht, die am Monatsende bezahlt werden.
- ⁶¹ Ein Fest, das die Europäer feiern, heißt »Bil-angai«, »Bierfest«, während ein einheimisches Fest ein »Basik-angai«, »Schweinefest«, ist, obwohl dabei erheblich mehr Wai getrunken wird als Bier auf den »Bierfesten«.
- ⁶² Vergleiche die Geschichten vom Ehrengast und der Kopfgagd nach Mabur.
- ⁶³ Bei den Marind-anim Gebhe nach dem Dema Geb.
- ⁶⁴ Man legt die linke Hand um die Schultern des andern und klatscht mit der flachen rechten Hand auf seinen Bauch. Dabei neckt man sich: »Was kommst du mit deiner rüudigen Haut hierher? Du willst uns wohl alle anstecken? Mach, daß du fortkommst!« Oder man begrüßt sich mit Bezeichnungen des Altersverhältnisses wie Ngels (Gleich-

- alteriger aus derselben Totemgruppe) oder Amei (Großvater, auch da, wo wir Oheim sagen würden).
- ⁶⁶ Eine hohe Ehre, denn Ele, der Redner, gehörte zur Altersklasse Dawlawo (alter weißhaariger Mann), während der Angesprochene nur Jirir (jüngerer verheirateter Mann) war.
- ⁶⁶ Vergleiche den Bericht vom wandernden Riesen.
- ⁶⁷ In Merauke (»Ermasuk«) hat jeder Stamm seinen besonderen Rastplatz, die Je-nan auf der Savanne Gandin am sogenannten Kall ketjil (malaiisch = kleiner Fluß), einem Nebenflusse des Maro, die Marind-anim vom Kumbefusse hinter dem Hause eines chinesischen Zimmermanns, die Marind-anim der Küstendörfer zwischen Maro und Kumbe hinter dem Arzthause usw. Den Kanum-irebe, die zum ersten Male nach Merauke kamen, bot ich den Platz hinter meinem Hause an.
- ⁶⁸ »Waninggap nanggo« (beziehungsweise »nanggul«). Ele sprach in der Marindsprache, da ich nicht genug Kanum verstand. Der Ausdruck heißt wörtlich übersetzt »Schönes wollen«.
- ⁶⁹ Ein Schuppen mit völkerkundlichen Sammlungen, auch von anderen Stämmen.
- ⁷⁰ Von der Polizei in Kogolr im Maplgebiet beschlagnahmte Schädel, die nach dem Prozeß gegen Genemo so lange als »Corpus delicti« im Verwaltungsgebäude lagen, bis die Marind-anim meinten, die Holländer hätten Unrecht, die Kopfjagden zu verbieten, denn sie seien ja selbst Kopfjäger. Daraufhin erhielt ich sie als Gabe für das Berliner Museum für Völkerkunde. Die Schädel stammen angeblich vom Überfall der Sohur auf das Marinddorf Amk (vergleiche die Geschichte Genemos), aber nachträglich bin ich doch der Meinung geworden, daß es sich um zu Unrecht beschlagnahmte Ahnenschädel der Sohur handelt.
- ⁷¹ Die Marind-anim sagen »Otiv pa-igis, otiv hon-a-hon«, »Viele Kopfjagdnamen, viele kleine Kinder«, denn für jedes Kind muß ein Schädel und der Name des Getöteten da sein. Bezeichnend ist ein Erlebnis des Bruders van Santvoort (Br. Hendricus) in Okaba. Auf die Frage, ob er Geschwister habe, zählte er deren elf mit Namen auf, und sofort bekam er die Antwort: »Ohan hevai jaba kul-anem-ke«, »Dein Vater ist ein gewaltiger Kopfjäger.«
- ⁷² Namakat-aha. Namakat bedeutet Gepäck, Habseligkeiten, Sachen, die weibliche Form Namakut aber Insekten, die in Mengen auftreten wie Fliegen, Mücken, Blutegel usw.
- ⁷³ Schwirrhölzer für den Geheimkult. Vergleiche die Geschichte vom wandernden Riesen.
- ⁷⁴ = alter Mann, nur der Ehrung wegen gesagt.
- ⁷⁵ Da ich zu keiner Totemgruppe gehörte, wurde ich nachträglich in die meines Adoptivsohnes eingereiht.
- ⁷⁶ Vergleiche die Mythe von Geb.

- ⁷⁷ Semandir: auf Marind »Paternostererbse«, Abrus precatorius, eine rote erbsenartige Schotenfrucht.
- ⁷⁸ Marind: Iwag, heiratsfähiges Mädchen.
- ⁷⁹ Därâu ist ein Kopffjagname nach dem Marindworte Darau = grauer Reiher.
- ⁸⁰ Zeichen heimlicher Verlobung. Die Ohrringe aus den schwarzen Federkielen des Kasuars sind bei beiden Geschlechtern gleich, und darum fällt der Tausch selten auf.
- ⁸¹ Wörtlich: »Dasitzen für Mako«. Die Braut setzt sich auf dem Dorfplatze hin, was den Festgästen verkündet wird. Sie bauen dann einen Ring aus Lebensmittelgaben um sie. Dann tritt der Bräutigam heran, reicht ihr die Hand und holt sie aus dem Ringe heraus. Das Handreichen ist der Augenblick, in dem die Ehe als geschlossen gilt.
- ⁸² Bei dem Kanum-irebe ein Gehänge aus geflochtenen Bändern um die Hüften, bei den Je-nan ein schwerer Rock aus Fasern mit Troddeln und eine sackartige Kappe, die mit gelben Orchideenfäsern durchflochten ist und den ganzen Oberkörper verhüllt, bei den Frederik-Hendrik-Leuten eine ähnliche, mit Lehm beschmierte Binsenkappe, bei den Marind-anim Bänder über der Brust, ein geflochtenes Viereck auf dem Rücken und eine netzartig gewirkte kleine Kappe.
- ⁸³ Bei Vollmond.
- ⁸⁴ Marind: Mes-meakim, »vertrocknete Kokosnuß — Jüngling«, das heißt alt und kindisch geworden.
- ⁸⁵ Bei den Kanum-irebe, Je-nan usw. ist die Mehrehe (bis zu fünf Frauen) gestattet, während die Marind-anim meistens nur eine Frau haben.
- ⁸⁶ Storchentotem (Marind: Ndik-boan).
- ⁸⁷ Tjul erhielt von mir als Hochzeitsgabe Stoff für einen malsischen Sarong. Sie war sehr stolz darauf. Ein paar Tage später brachte sie mir ein Stück von 50 × 50 cm, das sie davon abgetrennt hatte, als Geschenk für ihre Adoptivschwiegermutter, »damit sie auch etwas Schönes anziehen hat«.
- ⁸⁸ Bei einer Volkszählung im Marinddorfe Tagepe stellte sich heraus, daß hier der Sagopalmenmann Kedai eine Totemgenossin geheiratet hatte. Seine Freunde waren peinlich berührt, daß das entdeckt worden war, und baten flehentlich, ich solle das in keinem anderen Dorfe weiter erzählen. Die Ehe blieb auch danach bestehen, obwohl sie unstatthaft war. So verhält man sich auch, wenn uneheleiche Kinder geboren werden. Nach der Theorie müßten sie getötet werden, aber gewöhnlich legen sich die Frauen ins Mittel, die das kleine Kind liebgewonnen haben.
- ⁸⁹ Bei den Makieuga und Kanum-irebe ist es erlaubt, bei den Marind-anim und Je-nan nur bei einzelnen Stammesgruppen.

- ⁹⁰ Die Digulleute kennen keine totemistischen Familien.
- ⁹¹ Etwas westlich von Okaba.
- ⁹² Das Känguruh geht nicht ins Wasser. Daher drängt man es auf Treibjagden bis ans Ufer und erlegt es hier, oft nur mit geworfenen rohen Knüppeln. Da bei Anau Savanne und Sumpf zusammenstoßen, ist hier ein gutes Jagdgelände.
- ⁹³ Die vom Ost- und West-Marind beträchtlich abweichende Zentralmundart.
- ⁹⁴ Gau-anim, wörtlich »Schildkrötenmänner«. Die Einwohner von Anasai sind tatsächlich durch Inzucht degeneriert. Sie ist trotz der strengen Heiratsverbote möglich, weil man zu wenig auf die mütterliche Linie achtet. Es ist beispielsweise möglich, daß beide Großmütter auch nach unseren Begriffen blutsverwandt sind.
- ⁹⁵ Ein Wortwitz, der den Ortsnamen Notiv von Nu-otiv, »viel schlafen«, ableitet.
- ⁹⁶ Gewöhnlich errichten die unverheirateten Totemgenossen des Bräutigams dem jungen Paare ein Haus. Dafür haben sie das Jus primae noctis, oft in großer Zahl.
- ⁹⁷ »Isi mandau tanama, tanama« = »ein anderer Mond noch einmal und noch einmal, nach mehreren Monaten.
- ⁹⁸ Das Geburtshaus (Olam) ist eine kleine Hütte abseits vom Dorfe, zu der kein Mann Zutritt hat. Nach der Geburt trägt die Mutter das Kind aus der Hütte zum Dorfe und setzt dabei einen Fuß vor den andern, so daß eine schlangenhähnliche Spur entsteht, die böse Geister irreführen soll. Wer auf diese Spur (Olam-kai = »Geburtshausweg«) tritt, befürchtet geschwollene Beine (Elephantiasis) zu bekommen.
- ⁹⁹ Man unterscheidet Duv-anim an der Küste und Dek-anim (Waldleute) im Innern. Die Duv-anim glauben etwas Besseres zu sein.
- ¹⁰⁰ Beispielsweise sprechen sie das Wort bahik (Ostmarind: basik) = Schwein wie bonik aus. Man zieht sich gerne mit Mundarteigentümlichkeiten auf und lacht beispielsweise gerne über die Leute von Dokib und Jowid, die einen singenden Tonfall haben, der verblüffend an den sächsischen erinnert, während Tagepe und seine Nachbardörfer zu einer gutturalen Aussprache neigen, die fast oberbayrisch sein könnte.
- ¹⁰¹ Geurtjens: »Unter den Kaja-Kajas von Südneuguinea.« Seite 228 f. Paderborn 1935. Das Buch enthält auch Angaben über die Kopfjagd nach Mabur (Seite 184 ff.), den Row (Seite 38 ff.) und mehrere andere Themen, die hier berührt worden sind.
- ¹⁰² Nach der Niederländisch-ostindischen Kompanie, die 1602 bis 1796 bestand und Indonesien zur holländischen Kolonie machte. Auch nach der Ablösung der Kompanie

- durch die niederländische Kolonialregierung blieb dieser bei den Indonesiern der Name »Kompeni«.
- ¹⁰³ Ähnlich polynesischen Gespenstern und der Darstellung der »Frau Welt« in mittelalterlicher Kirchenplastik.
- ¹⁰⁴ Im Widerspruch dazu stehen Berichte, nach denen die Puntianak ihrem Manne im Hause begegnete. Wahrscheinlich können sich so nur Dritte schützen.
- ¹⁰⁵ Dorf nördlich der Stadt Ambon auf der Insel Amboina.
- ¹⁰⁶ Die Ambonesen sind seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zum größten Teile Christen (reformierte Protestanten) und stehen damit im Gegensatz zu den übrigen Indonesiern, die überwiegend Mohammedaner sind.
- ¹⁰⁷ Landrat.
- ¹⁰⁸ Ort auf Südwest-Seran in den Molukken, von Ambonesen besiedelt.
- ¹⁰⁹ Im Range eines Feldwebels.
- ¹¹⁰ Malalisch Adinda. Das kann »jüngere Schwester« oder auch »Liebste« bedeuten.
- ¹¹¹ Malaische Titel für den von der Regierung bestellten Dorfvorstand und seinen Gehilfen, eine neuere, von den Marind-anim nur gering geachtete Würde.
- ¹¹² Eine Frau aus Puepe, die zu Besuch in Jawimu war. Sie war nicht besonders intelligent, aber gutwillig.
- ¹¹³ »Haupt der Araber«, Titel des in größeren Gemeinden Imam genannten ehrenamtlichen Predigers der Moschee.
- ¹¹⁴ Der Mandur hatte den Ausdruck Puntianak sogar Ende September noch nie gehört und nannte die Erscheinung nur — selbstverständlich im Flüsterton — »Guru-end-usum-hais«, »Totengeist der Lehrersfrau«.

SCHRIFTTUM

Aufgeführt sind hier nur Arbeiten, die etwas über das geistige Leben der Einwohner von Niederländisch Süd-Neuguinea bringen, während Werke, die sich mit ihrem stofflichen Kulturbesitz oder ihren Sprachen befassen, ausgelassen sind.

van Baal: Een reis naar het Gab-Gab-gebied. »Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde« 1940, deel LXXX, 1.

Geurtjens: Unter den Kaja-Kajas von Südneuguinea. Paderborn 1935.

Meuwese. Verschiedene Aufsätze in den »Hiltruper Monatsheften«, 58. Jahrgang, 1950.

Hans Nevermann: Bei Sumpfmenschen und Kopffägern. Stuttgart 1935.

— Recht und Sitte der Digul-Stämme in Niederländisch-Neuguinea. »Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft« 52, 1. 1937.

— Kawa auf Neuguinea. »Ethnos« (Stockholm) 1938.

— Die Kanum-irebe und ihre Nachbarn. »Zeitschrift für Ethnologie« 1939.

— Die Sohur. »Zeitschrift für Ethnologie« 1940.

— Ein Besuch bei Steinzeitmenschen. Stuttgart 1941.

— Die Je-nan. »Baefler-Archiv« XXIV, Berlin 1942.

— Die Jagba auf Südneuguinea. »Baefler-Archiv«, Neue Folge I, Berlin 1952.

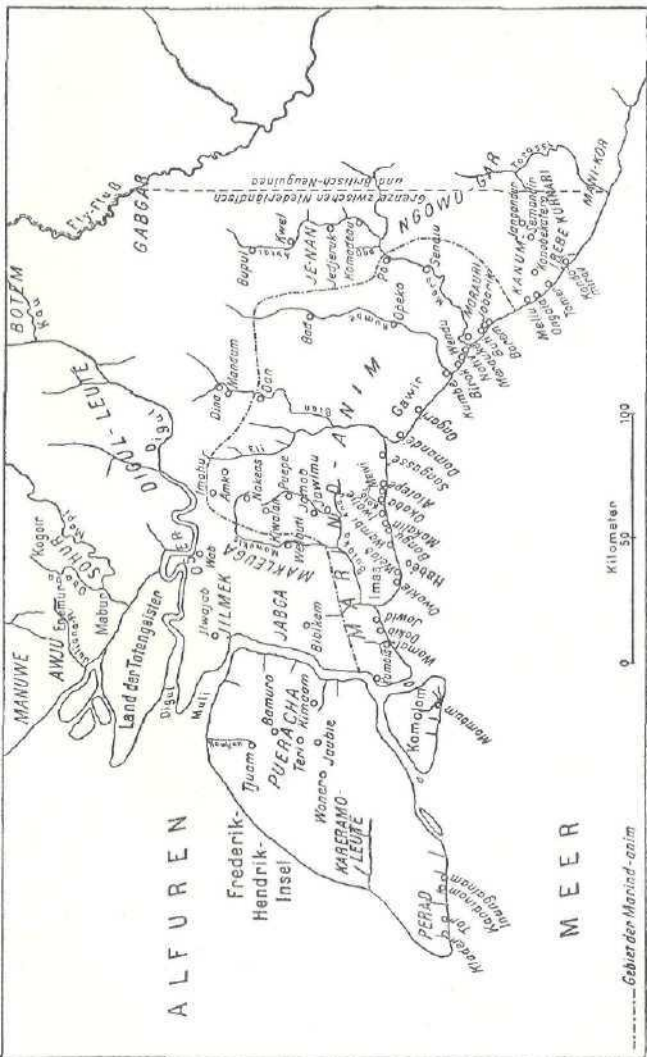
— Die Gabgab auf Südneuguinea. »Tribus«, Stuttgart 1953.

Vertenten: Vijftien jaar bij de koppensnellers van Nederlandsch Zuid-Nieuw-Guinea. 1935.

Paul Wirz: Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neuguinea. Zwei Bände. Hamburg 1922 und 1925.

— Dämonen und Wilde in Neuguinea. Stuttgart 1928.

— Wildnis und Freiheit. Stuttgart



Süd-Neuguinea

ÜBERSICHT

EINLEITUNG	7
SAGEN VOM ENTSTEHEN DER MENSCHEN UND VOM TOTENREICH	15
Die ersten Menschen	15
Nggiwé und Mamus	18
Der Besuch im Totenreich	19
Die Knallmänner	22
MYTHEN, URSPRUNGSSAGEN, DÄMONEN- GESCHICHTEN	24
Das Strandfeuer	24
Geb	26
Der glühende Knabe	29
Die Morgen- und die Abendfrau	33
Der Sohn der Tiefe	35
Der schreitende Baum	38
Der Seeadler und das Mädchen	39
Die Insel Habé	43
Der graue Seeton	46
Diwahib und die Blitzkinder	48
Die Waffe des Donnerdämons	52
Aramembs Speer	55
Die Moskitos	57
Der Schlangensohn und die Kokospalme	59
Der Schlangendämon	61
Der Mann aus Opeko	62
Der tanzende Hauspfosten	64
Der Bogendämon	65
Das Holzkrokodil	67
Die Betelpalme	69
Ugus Haut	71
Die Entstehung der Sagopalme	73
Der Kasuar	76
Der Rauschtrankstorch	79
Die Storchbrater	81

Der Storch als Kopfjäger	82
Die Nashornvögel	84
Die Tauben und die Enten	86
Der Regenzauber	87
Der rotgelbe Paradiesvogel	88
Der Fischdieb	90
Die Schildkröte	92
Das Gehölz von Brawa	93
Die Schlange am Bogen	94
Der Stein im Abtal	96
Das Landkrokodil	97
Die Heimkehr des Sagobeschützers	99
Das zahme Krokodil	102
Der wandernde Riese	104
Der Knabenfresser	107
KOPFJÄGERGESCHICHTEN	111
Dadabais Rache	113
Der gegessene Chinese	115
Der Ehrengast	118
Die Kopfjagd nach Mabur	121
Der Kormoran und der Schädel	127
Die Geschichte Genemos	130
Wandikas Heiraten	133
Tjimba in Tjuam	138
Tibul und die Gabgableute	140
Das Lied von Tor	146
OLKSERZÄHLUNGEN	150
Der Hautkranke, der heimfahren sollte	150
Das Mädchen aus Dina	156
Die kleinen Leute	160
Die Kareramoleute und die Fremden	165
Der Zaubervogel	168
Umberi und Tjul	172
Kungas Irrtum	177
Die Puntianak	181
ANMERKUNGEN	189
SCHRIFTTUM	224
GEBIETSKARTE	225

*B*egegnung mit den Menschen anderer Völker zu vermitteln, ist die Aufgabe der Sammlung »Das Gesicht der Völker«. Aus dem Schaffen der Dichter, Schriftsteller und Denker der Gegenwart und noch zeitnahen jüngsten Vergangenheit und aus der Volksdichtung wählt die Sammlung, was die Besonderheit der betreffenden Völker erkennen läßt, und was Achtung vor dieser anderen Art zu wecken vermag.

Aus dem Verständnis für die Vielfalt der Wesensformen und aus der Achtung vor dem Anderssein möge dann die Erkenntnis erwachsen, daß hinter allen Eigen-Arten das Gemeinsame alles Menschlichen zu suchen ist.

Die Sammlung ist nach Kulturkreisen gegliedert. In zahlreichen Reihen wird die Dichtung aller Völker in kennzeichnender Auswahl dargeboten.

I M E R I C H R Ö T H - V E R L A G

